Reiſen eines Franzoſen,

oder

Beſchreibung

der

vornehmſten Reiche

in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beſchaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefaſſet

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Eilfter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freyheit.

Leipzig,

bey Bernh. Chriſt. Breitkopf u. Sohne.

1773.

Wb 44/17

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der 122 Brief.

Die Inſel S. Domingo.

Kaum hatten wir die Küſten von Panama verlaſſen, um uns nach S. Domingo zu begeben, ſo bekamen wir widrigen Wind, der unſre Schiffahrt nicht wenig aufhielt. Der Weg wurde uns lang; zum Glücke aber hatte ich die Beſchreibung dieſer Inſel bey mir, die auf der ganzen Reiſe eine nützliche Unterhaltung für mich wurde, und es fehlete mir nicht an Zeit, einen Auszug daraus zu machen, den ich Ihnen hier ſchicke. Sie werden darinnen finden, wie S. Domingo, welches ehedem Hayti hieß, beſchaffen war, als Chriſtoph Columbus daſelbſt anlandete. Er gab dieſer Inſel den Namen Hiſpaniola, oder

Bayerische Staatsbibliothek München

Spanien, weil er zwiſchen ihr, und dieſem Königreiche, einige Aehnlichkeit zu ſpüren glaubte, ſowohl wegen der an den Küſten ſtehenden Bäume und Pflanzen, als wegen der in dem benachbarten Meere befindlichen Fiſche. Vielleicht wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn, Madame, dieſen erſten Eroberer der neuen Welt, bey Gelegenheit daß ich von dem Lande rede, welches er entdecket hat, genauer kennen zu lernen. Seine erſten Unternehmungen haben ſo wichtige Folgen gehabt, daß ich vermuthe, ſie werden Ihrer Wißbegierde nicht gleichgültig ſeyn.

Dieſer berühmte Seefahrer war bis dahin wenig bekannt; und wegen ſeiner Herkunft ſowohl, als wegen ſeines Geburtortes hat man nie recht einig werden können. Gemeiniglich glaubt man, er ſey von Genua gebürtig geweſen; und viele laſſen ihn aus dem niedrigſten Pöbel herſtammen: andere hingegen theilen ihm einen alten Adel zu, und ſagen, er ſey in Piacenza gebohren worden. So viel iſt gewiß, daß er die meiſte Zeit ſeiner Jugend auf der See zugebracht, und bey erlittenem Schiffbruche an den Küſten von Portugal ſich vermittelſt eines Bretes gerettet hat. In Liſſabon heurathete er eines angeſehe-

ſehenen Schiffmannes Tochter, welche Vermögen zu ihm brachte; doch war ihm bey dieſer Verbindung nichts ſo lieb, als daß er unter den Papieren ſeines Schwiegervaters Landcharten, Handſchriften, und eine Reiſebeſchreibung fand, deren Durchleſung ſeine Begierde mehr und mehr aufmunterte, Entdeckungen zu machen. Auf ſolche Art hat man den Portugieſen in der alten Welt, die Neue zu danken; wenn anders die Eroberung von America, die ihren Einwohnern, und vielleicht den Eroberern ſelbſt, ſo vieles Unglück zugezogen hat, Dank verdient. Dem ſey, wie ihm wolle, dieſe Art von neuer Schöpfung iſt eine der größten Ereignungen unſerer Erdkugel, als deren eine Hälfte der andern vorher allezeit unbekannt geblieben war.

Man ſagt, die Alten hätten ſchon einige Kenntniß von der Wirklichkeit eines neuen Welttheiles gehabt. Man führet den Plato an, der von einer Inſel Atalantis, jenſeit den Herculiſchen Säulen, redet, neben welcher ein groſſes, weitläuftiges Land läge. Ferner berufet man ſich auf ein Buch des Ariſtoteles, welches er vielleicht niemals gekennet hat, worinnen geſaget wird, daß ein Car-

thaginenſiſches Schiff, auf ſeiner Reiſe zwi=
ſchen Weſten und Süden, ſich in ein unbe=
kanntes Meer zu ſegeln gewaget habe; es
hätte daſelbſt ein weitläufiges, von großen
Flüſſen beſtrömtes, und mit unermeßlichen
Wäldern angefülltes Land entdecket; ein Theil
der Schiffleute aber hätte ſich daſelbſt nieder=
gelaſſen, und bey der Rückkehr der übrigen
nach Carthago, wäre von dem daſigen Rathe
für nöthig erachtet worden, eine Begebenheit,
deren Folgen bedenklich ſeyn könnten, zu un=
terdrücken, und der Vergeſſenheit zu überlaſ=
ſen: daher man auch denen, die mit dem
Schiffe zurückgekommen wären, heimlich das
Leben genommen habe; in Anſehung der erſten
aber, ſey keine weitere Erwähnung geſchehen.

Etliche Schriftſteller hab'en angemerket, daß
das große Weltmeer fruchtbare Länder, von
einem gewaltigen Umfange, enthielte, wo
die Menſchen und Thiere viel größer wären,
und länger lebten, als bey uns; auch hät=
ten ſie ganz beſondere, und von anderen
Völkern verſchiedene Geſetze und Gebräuche;
nächſtdem aber eine unglaubliche Menge Gold
und Silber, welches ſie weniger achteten,
als wir in Europa, das Eiſen. Andere
haben geſaget, des Noah Kinder hätten ſich
in

zu Sibirien niedergelaſſen, wären von da über das Eis nach Canada gegangen, und ihre in America erzeugten Nachkommen hätten ſich hernach nach Peru begeben, um ſolches zu bevölkern. Nach der Meynung noch andrer, ſind es die Chineſer uud Japaner, welche Colonien in die neue Welt geſchicket haben. So ungewiß haben die Gelehrten faſt allezeit über das, was von geſchickten Köpfen erfunden worden iſt, geurtheilet.

Columbus, der ſich bey allen dieſen Muthmaſungen weniger aufhielt, als bey den Unternehmungen der Portugieſen, begrif, daß man noch etwas wichtigers ausführen könnte; und bloß bey dem Durchſehen einer Charte von unſeren Welttheilen, ſchloß er, daß es noch einen andern Welttheil geben müßte; daß man ſolchen finden würde, wenn man immer weiter gegen Abend ſchiffte; und daß der uns noch unbekannte größte Theil der Erdkugel unmöglich bloſes Meer ſeyn könnte. Sein Muth war der Stärke ſeines Geiſtes gleich, und ſelbiger war um ſo mehr zu bewundern, da er die Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen zu bekämpfen, und eine abſchlägige Antwort von allen Fürſten zu erdulden hatte.

Er glaubte wohl zu thun, daß er ſeine Abſichten ſeinem Vaterlande vor allen anderen eröffnete: allein die Genueſer, die für die Reiſen zur See ſehr gleichgültig geworden waren, ſeit dem Schaden, den die Portugieſiſchen Entdeckungen ihrer Handlung gethan hatten, verwurfen ſeinen Antrag als Mährgen, hielten ihn für einen Träumer, und verloren die einzige ſich ihnen darbietende Gelegenheit, groß zu werden; denn die folgende Zeit hat gelehret, daß ſie weniger Geld, Volk, und Schiffe nöthig gehabt hätten, weitläuftige Reiche zu erlangen, als ſie gebrauchet haben, Corſica zu behaupten.

Columbus wendete ſich an den König, Don Juan, von Portugal; und ſein Vorſchlag wurde an dem Hofe zu Liſſabon um ſo viel lieber angenommen, da man ſeine Verdienſte bereits kennete. Dieſer Fürſt hielt ihn eine Zeitlang auf; als er aber glaubte, ſeine Abſichten genugſam entdecket zu haben, ließ er ein Schiff ausrüſten, deſſen Führung er einem andern Schiffscapitain übergab. Dieſer durchſuchte das Meer vergebens, und kam völlig überzeuget zurück, der Vorſchlag ſey nichts als eine leere Einbildung. Columbus, voller Unwillen ſich ſo betrogen zu ſehen,

hen, nahm den Entſchluß, Portugal zu verlaſſen, und ſeine Dienſte andern Monarchen anzubieten.

Es war nicht wohl möglich, nach Frankreich zu gehen, wo unter der Minderjährigkeit Carl VIII alles in Unordnung, hauptſächlich aber das Seeweſen vernachläßiget war. Der König von Engelland wollte ein Unternehmen nicht wagen, das unvermeidliche Koſten erfoderte, und davon der Ausgang ungewiß war. Der Kaiſer Maximilian hatte weder Häven, noch Schiffe, noch Geld, zur Ausrüſtung. Columbus alſo ſetzte ſein einziges Vertrauen auf den Spaniſchen Hof: er überreichte ſeinen Plan an Ferdinand und Iſabellen, hatte aber alles, was Unwiſſenheit, Eigenſinn, und Neid entgegen ſetzen können, zu beſtreiten. Nach achtjährigen Vorſtellungen war ſeine Geduld endlich erſchöpfet: er hatte von der Königinn Iſabelle bereits Abſchied genommen, um ſein Glück in Frankreich zu verſuchen, als ſie ihn zurückrufen ließ, und in die Wohlthat, die ihr der Bürger von Genua erweiſen wollte, willigte. Ihr Beichtvater hatte ſie dazu vermocht, und ihr die dringendſten Vorſtellungen gethan, die Vorſchläge dieſes Fremden anzunehmen. Der

Hof war arm; und faſt allezeit iſt der Mangel an Gelde Urſache geweſen, daß die größten Unternehmungen fehlgeſchlagen ſind. Der Beichtvater ſchoß einen Theil der Koſten vor: zwey Kaufleute aber, Pinzon genannt, gaben das Uebrige zu der Ausführung her; und Chriſtoph Columbus wurde zum Admirale vom Weltmeere ernennet, mit der Beſoldung, den Freyheiten, und Vorrechten, die der Spaniſchen Flagge zugehörig ſind.

Der neue Admiral beſchleinigte ſeine Ausrüſtung, die in drey Schiffen beſtund, und gieng im Monate Auguſt des 1492 Jahres unter Segel. Nach einer Schiffahrt von ſechs Wochen, fiengen viele auf ſeinen Schiffen an, bitterlich zu weinen, weil ſie ſich einbildeten, ſie würden vielleicht niemals wieder an das Land kommen. Columbus, aus Furcht, ihre Zaghaftigkeit möchte die übrigen Schiffsleute kleinmüthig machen, ſprach ihnen Muth zu, und ſchmeichelte ſie mit der Hoffnung großer Reichthümer. Sie hatten ſelbigen Tag achtzehen Stunden Weges gemachet; er rechnete ihrer aber nur funfzehn, und nahm ſich vor, ſein Tagebuch auf dieſe Art, die ganze Reiſe über, zu verfälſchen,

damit ſie glaubten, nicht zu weit von Spanien entfernet zu ſeyn.

Dergleichen kleine Kunſtgriffe waren nöthig, die Gemüther zu beſänftigen; ſie waren aber nicht allezeit hinlänglich: denn die Furcht, auf dem Meere umzukommen, bey Erforſchung eines Landes, das man vielleicht niemals finden würde, veranlaſſete unter ſeinen Leuten vielmehr Unwillen, als er ſelbſt bey den abſchläglichen Antworten der Europäiſchen Fürſten erduldet hatte. Einige waren vor Furcht außer ſich, da ſie ſahen, daß ſie auf einem Bodenloſen, unbeſchränkten Waſſer waren, welches ſie alle Augenblicke verſchlingen wollte. Andere rotteten ſich wieder ihren Anführer zuſammen, und ſagten, er ſuchte, aus närriſcher Einbildung ſein Glück durch ihre ſauere Arbeit und mit Gefahr ihres Lebens zu machen. Sie ließen ſich untereinander merken, daß, nachdem ſie ſich weit genug gewaget hätten, um ihren Muth und Standhaftigkeit zu zeigen, es nun Zeit ſey, in ihre Familien zurück zu kehren. Endlich ſetzte ſie Schrecken und Verzweifelung in eine ſolche Wuth, daß einige vorſchlugen, den Admiral in das Waſſer zu werfen, und vorzugeben, er wäre zufälliger=

gerweiſe hineingefallen. Columbus ſah die Größe der Gefahr ein, ließ ſich aber nichts merken, und bediente ſich bald guter Worte und Vorſtellungen, bald der Drohungen, und ſeiner Gewalt, um ſie abzuſchrecken. Zuletzt wurde der Aufſtand ſo ernſtlich, daß da Schärfe und Gelindigkeit nichts mehr helfen wollten, er das Mittel ergriff, den Aufwiegelern einen Vorſchlag zu thun, der ihre Wuth beſänftigte. Er verſprach ihnen, daß, wenn ſie in dreyen Tagen kein Land entdeckten, er ſich ihrer Rache überlaſſen wollte. Dieſe Erklärung rührete ſie: allein ſie ſchwuren, daß, wenn ſie die Gewißheit davon nicht bald ſehen würden, ſie wieder zurück nach Europa kehreten.

Ihre Catholiſche Majeſtäten hatten demjenigen, der das erſte Land zu Geſichte bekommen würde, einen jährlichen Gehalt von dreyßig halben Piſtolen verſprochen: um aber dem dabey vermuthlichen Lärmen und Schreyen zuvorzukommen, war verordnet, daß wer drey Tage vor der wirklichen Entdeckung geſchrien haben würde, keinen Antheil an der Belohnung haben ſollte, wenn auch ſchon der Ausgang hernach die Gewißheit der Sache beſtätigte. Columbus, der durch die

herumfliegenden Vögel, durch die Zweige von Bäumen, und durch allerhand Früchte, die bey ſeinem Schiffe herum ſchwommen, überzeuget war, daß das feſte Land nicht weit entfernet ſeyn konnte, ermahnte ſeine Leute, die Nacht hindurch munter zu ſeyn, indem er verſichert wäre, den andern Tag Land anſichtig zu werden. Des Abends, gegen zehn Uhr, als er hinten im Schiffe in der Kajüte war, wurde er den Schein eines Lichtes gewahr, und zeigte ſolches etlichen von ſeinen Leuten, die ſo gleich muthmaſeten, es müßte ein angebrenntes Licht, etwa in einer Fiſcherhütte, ſeyn. Dieſe Erſcheinung verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit; und endlich entdeckten ſie die Küſte, von welcher ſie nur zwey Stunden entfernet waren. Die dem Admirale zugeſprochene Belohnung wurde ihm Lebenslang aus der Fleiſcheinnahme von Sevilien bezahlet.

Bey dem erſten Anbruche des Tages erkennete man eine Inſel, die ohngefähr zwanzig Stunden lang, eben, und mit Graſe bewachſen war. Die ganze Schiffsmannſchaft fiel alsdenn vor dem Columbus auf die Kniee, erſetzte durch Frohlocken, Bewunderung, und Reſpect, den Verdruß, den ſie ihm angethan

hatte, und ihre übertriebene Freude gieng bis zur Anbetung. Als man immer näher an die Küſte kam, ſah man das Ufer voller nackender Wilden, welche höchſt erſtaunet zu ſeyn ſchienen, weil ſie die Spaniſchen Schiffe für lebendige Geſchöpfe hielten. Sie ſelbſt waren für die Caſtilianer eine neue Art von Menſchen; denn keiner unter ihnen hatte einen Bart. Ueber die Europäiſchen Geſichte waren ſie eben ſo verwundert, als über die Schiffe, und das Geſchütz; und beym erſten Anblicke ſahen ſie ihre neuen Gäſte als Ungeheuer, oder als Götter an, die vom Himmel, oder aus dem Meere kämen.

Der Admiral ließ ſich in ſeiner wohl bewaffneten Schaluppe, mit dem Degen in der Hand, und mit fliegender Fahne, an das Land ſetzen. Jedermann eilete, aus zu ſteigen, man kniete nieder, Gott zu danken, und küſſete, unter Vergießung vieler Freudenthränen, die Erde. Als Columbus aufgeſtanden war, gab er der Inſel den Namen San=Salvador, und nahm für die Spaniſche Krone, mit allen Ceremonien, Anſtalten, und der Pracht eines Ueberwinders, der ſeinen Einzug in einem eroberten Lande hält, Beſitz davon. Die Bewohner der Inſel, als ſie ſahen, daß man

bey

bey der Ceremonie ſchrieb, bildeten ſich ein, dieſe Fremden brauchten Zaubermittel wider ſie, und ergriffen die Flucht. Man hielt ihrer etliche zurück, und überhäufte ſie mit Freundlichkeit, und Geſchenken. Alsdenn ließ man ihnen die Freyheit, ſich wieder zu den *ihrigen* zu begeben. Dieß machte ſie ſo *zahm*, daß ſie haufenweiſe zurück kamen: ſie *näherten* ſich den Spaniern, einige mit einem Papagey in der Hand, andere mit geſponne- *ner* Baumwolle, welche ſie gegen Glasperlen, Schällen, und andere dergleichen Kleinigkeiten, vertauſchten. Sie hatten von den Europäiſchen Waffen ſo wenig Kenntniß, daß ſie die Säbel bey der Schneide anfaßten, ohne zu befürchten, daß ſie verwundet werden könnten; und ſie waren ſo begierig, etwas von den Spaniern zu beſitzen, daß ſie auch die Stücken von zerbrochenen Töpfen, und Porcellan, aufſaſen; nicht, als ob ſie einen beſondern Werth darinnen ſetzten, ſondern weil es Menſchen zugehörete, die ſie glaubten vom Himmel gekommen zu ſeyn.

Unterdeſſen ſah der Admiral wohl ein, daß dieſe Inſel nicht das Land ſey, das er ſuchte. Er behielt daher ſechs oder ſieben von den Indianern bey ſich, die ihm als

Dollmetſcher dieneten, und gieng unter Segel, um ein reicheres und größeres Land zu entdecken. Er traf verſchiedene kleine Inſeln an, denen er neue Namen gab, als Conception, Fernandine, Iſabelle, u. ſ. w. Bey der Inſel Cuba landete er an, nahm im Namen ſeiner Monarchinn Beſitz davon; und kam endlich nach Hayti, heutiges Tages S. Domingo.

Die Spanier waren nicht weniger über die Größe dieſer Inſel, als über die Menge ihrer Einwohner verwundert. Ihr Umfang beträgt ohngefähr dreyhundert und funfzig Stunden, und ihre Lage iſt vortheilhaft: mitten unter einer Menge anderer Inſeln gelegen, ſollte man glauben, gäbe ſie den übrigen Geſetze. Sie war dazumal in fünf Königreiche, und in etliche weniger wichtige Herrſchaften, derer Beſitzer Caciquen hießen, eingetheilet. Dieſer Titel, den die Caſtilianer in S. Domingo üblich fanden, bedeutete einen Fürſten, oder Herrn. Sie haben ihn hernach, unter eben dieſer Bedeutung, für alle Monarchen, und einzelne Souveraine, in ihren neu eroberten Ländern beybehalten, mit Ausnahme der Kaiſer von Mexico, und der Incas von Peru. Die Anzahl der Einwohner

wohner von Hayti belief ſich ohngefähr auf zwey Millionen; und in denen Kriegen, die ſie hernach mit den Caſtilianern führten, ſtellet man uns letztere vor, daß ſie wider Armeen von hundert tauſend Mann, von einem einzigen Oberhaupte angeführet, zu fechten gehabt haben.

Die mehreſten dieſer Eiländer waren von mitteler Geſtalt, und ziemlich wohl gebauet. Sie hatten eine bräunliche Farbe, häßliche und grobe Geſichtszüge, ſehr offene Naſenlöcher, lange Haare auf dem Kopfe, ſonſt aber keine an dem übrigen Leibe Sie machten ſich auch, und ſolches hielten ſie für eine Schönheit, eine Art von Köpfen, die ihnen faſt keine Stirne übrig ließ. Die Kinder waren nicht ſo geſchwind geboren, als die Mütter ihnen den Kopf zwiſchen zwey Bretern zuſammen drückten; vermittelſt dieſer Gewohnheit wurde die Hirnſchale eingebogen, und machte ſie ſo hart, daß die Spanier oftmals ihre Säbel zerbrachen, wenn ſie dieſe Unglücklichen in den Kopf hauen wollten. Die Mannsperſonen giengen nackend, und waren nicht ſonderlich beſorgt, die Mitte des Leibes zu bedecken. Die Weiber hatten in Gewohnheit, eine Art von Rocke

zu tragen, der nicht weiter als bis auf die Kniee gieng: die Mägdgen waren völlig unbedecket.

Das Leben dieſer Indianer gieng in einer vollkommenen Schläfrigkeit hin: und wenn die Nothdurft ſie ja zuweilen aus ihrer Unthätigkeit riß, ſo geſchah es der Jagd oder der Fiſcherey wegen. Zu erſterer von dieſen Uebungen brauchten ſie eine Art kleiner ſtillſchweigender Hunde, derer Geſchicklichkeit die Spanier ſehr gerühmet haben. Das meiſtemal aber begnügten ſich dieſe Wilden, die vier Ecken einer Wieſe in Brand zu ſtecken, da denn das von der Sonne verdorrete Gras ſich leicht entzündete, und in einem Augenblicke fanden ſie die Wieſe voller halb gebratenen Wildprets.

Dieſe Völker aßen wenig, und ihre gewöhnliche Speiſe war Wurzeln, oder Muſcheln. Die eine Hälfte des Tages wendeten ſie an, zu tanzen, die andere zu ſchlafen. Sie waren gutherzig, einfältig, und menſchlich, ohne Anſpruch auf Verſtand, oder Gedächtniß, ſo wie auch ohne Bosheit, und Galle. Sie wußten nichts, hatten aber auch keine Luſt, etwas zu lernen. Etliche Lieder dieneten ihnen an ſtatt der Bücher, und faſſeten

ihre

ihre ganze hiſtoriſche Kenntniß in ſich. Wenn zu dieſen Liedern getanzet wurde, ſo ordnete einer der Tänzer den Geſang und die Schritte an, die Männer auf der einen Seite, die Weiber auf der andern, oder beyde untereinander. Jedes nahm ein Rohr, in Geſtalt eines Y, deſſen beyde Enden ſie in die Naſenlöcher ſteckten, und zogen den Rauch von Tabaksblättern, welche auf ein gedämpftes Kohlenfeuer geleget wurden, durch die Naſe. Eine Art von Trunkenheit erfolgte gar bald darauf, und man blieb an dem Orte eingeſchlafen liegen, wo man hingefallen war. Was man alsdenn träumete, ſah man als Eingebungen vom Himmel an. Im Vorbeygehen muß ich Ihnen, Madame, zu bemerken geben, daß das Rohr, deſſen ſie ſich zum Rauchen bedienten, Tabako hieß: brauchet man alſo den Urſprung des Wortes Tabak anders woher zu leiten?

Dieſe Eiländer kenneten in der Lüderlichkeit ihrer Lebensart keine Gränzen, und waren faſt alle mit der ſchrecklichen, und ekelhaften Krankheit behaftet, welche die Caſtilianer hernach von ihnen bekommen, und der übrigen Welt mitgetheilet haben. Dieſer entſetzliche und mörderiſche Gift, Madame,

welcher bis in die Lebensgeiſter eindringt, alle Säfte verdirbt, den Bau des menſchlichen Körpers in ſeinem Innerſten zerſtöret, eine unendliche Menge Leute dahinreißt, jede Zeugung geringer machet, und ſich, gleich einem traurigen Erbtheile, auf die künftigen Geſchlechte fortpflanzet; dieſes faſt allgemeine Uebel, iſt weder alt, noch unter uns entſtanden. Es war America eigen, und beſonders der Inſel S. Domingo; ſo wie die Peſt und die Blattern urſprünglich aus Numidien gekommen ſind. Es iſt keine ſolche Krankheit, welche ſich in einem von beyden Geſchlechtern natürlicherweiſe entwickelt hat, oder durch die Beywohnung eines geſunden Mannes und Weibes entſtanden iſt. Auch der öfterſte, und noch ſo häufig wiederholte Beyſchlaf iſt nicht gefährlich, wenn beyderſeits Perſonen ſich wohl befinden. Es iſt daher die Krankheit keinesweges die Folge, eines gar zu häufig gebrauchten Vergnügens; dieſe Ausſchweifungen ſind von der Natur niemals in der alten Welt auf ſolche Art beſtrafet worden: heut zu Tage aber, wenn man ſich einen Augenblick vergeſſen gehabt hat, kann die keuſcheſte Verbindung durch dieſes grauſame, ſchimpfliche, hartnä-

ckige

ckige, anhaltende, und die Menſchen ſo ſehr plagende Uebel beunruhiget werden. Die Aſiatiſchen Völker, deren Clima ſehr heiß iſt, und die ſich in Wolluſt nicht erſättigen können, waren von dieſem Gifte nie angeſtecket. Es iſt alſo ganz gewiß, daß wir den Gefährten des Columbus, und folglich der Entdeckung der neuen Welt, dieſe große Krankheit, als eine der vornehmſten Urſachen der Entvölkerung der alten Welt zuzuſchreiben haben. Vor dieſem Zeitpuncte wußte man auf unſerm feſten Lande nichts davon. Hippocrates, Celſus, Galenus, Plinius, mit einem Worte, alle Aerzte, alle Naturkundiger, alle Geſchichtſchreiber, alle alte und neue Dichter, bis zu dem Ende des funfzehnten Jahrhundertes, haben von dieſem fürchterlichen und abſcheulichen Uebel nichts geſaget; von dem Uebel, welches Gift und Tod in den Schoos der Eroberer von America gebracht hat; ja wegen des Schadens, welchen Europa dieſem Lande zugefüget hat, ſich noch heutiges Tages ſo grauſam rächet. Es äußerte ſich zuerſt in dem Königreiche Napoli, breitete ſich in der Franzöſiſchen Armee aus, und kam von da unter alle Nationen von Europa. Die Italiener nenneten es, und nennen es noch

itzt die Franzöſiſche Krankheit, weil ſie ſich einbildeten, wir hätten es, bey des Königes Carl VIII Belagerung von Napoli, zu ihnen gebracht. Die Franzoſen hingegen nennen es mit mehrerem Rechte die Krankheit von Napoli, von dem Orte, wo ſie es zuerſt haben kennen gelernet. Es grif mit ſolcher Heftigkeit um ſich, daß in weniger als dreyen Jahren unſere halbe Weltkugel davon angeſtecket wurde: denn eines der hauptſächlichſten Kennzeichen dieſes giftigen Sauerteiges, ſagt man, war, daß er dazumal noch geſchwinder um ſich grif, als heutiges Tages. Man behauptet, um die Wirkungen dieſes Americaniſchen Uebels, welches leider franzöſiſch genug geworden iſt, zu ſpüren, habe es nicht mehr gebrauchet, als, wenn man warm geweſen ſey, einen damit behafteten nur anzurühren. Ein unvorſichtiger Liebhaber, der von den Lippen ſeiner Schönen einen Kuß einſammelte, der bey Tiſche neben ihr ein Stück nahm, das ſie mit dem Munde berühret hatte, oder aus dem Glaſe trank, worinnen etwas von ihrem Getränke übrig geblieben war, überlegte nicht, daß er eines vergifteten Vergnügens genoß. Man erzählet von einem jungen Menſchen, der nur

ſeinen Finger nicht in Acht genommen, und ohne ſich vorher zu waſchen, ſeine Naſe damit berühret hatte, habe dieſe Seuche bekommen, und die Naſe verloren.

Die Aerzte, erſtaunet und vergnügt über dergleichen ſchnelle Wirkungen der Natur, wünſchten einander Glück zu dieſer neuen und überflüßigen Quelle von Reichthume für ihre Kunſt. War der in alten Zeiten ſo bekannte, durch Zeit und Jahre aber vernichtete und in Vergeſſenheit gebrachte Ausſatz für ſie verloren gegangen, ſo wurden ſie durch ein anderes überhandnehmendes Uebel reichlich getröſtet, das heftiger in ſeinem Fortgange, mannigfaltiger in ſeinen Aeußerungen, ſchrecklicher in ſeinen Wirkungen, trauriger in der Folge, leichter zu gewinnen, und ſchwerer zu heilen war. Das Daſeyn dieſes neuen Feindes des menſchlichen Geſchlechtes verdoppelte die Vortheile ihrer Kunſt, erweiterte die Gränzen ihres Reiches, und vermehrte die Anzahl ihrer Unterthanen, und Schlachtopfer. Dieß iſt es, was ſie bey dem Golde und den Arzeneymitteln der neuen Welt, durch deren Entdeckung, gewonnen haben.

Die Ausſchweifungen der Unkeuſchheit, auf der Inſel Hayti, waren durch kein Ge-

ſetz eingeſchränket, welches die Anzahl von Weibern beſtimmet hätte. Jedermann kennete keine anderen Maasregeln, als ſein Vermögen; auch war nur der allernächſte Grad der Blutsfreundſchaft der einzige, den die Natur in Betrachtung brachte. Unter den vielen Weibern eines Mannes, war eine einzige, welche einen gewiſſen Vorzug, aber ohne die geringſte Herrſchaft über die übrigen, hatte. Bey dem Tode des Mannes ließen ſie ſich zuweilen lebendig mit begraben: aber dieſe Beyſpiele waren ſelten, und willkührlich.

Obſchon die Einwohner von Hayti den Werth des Goldes, nicht ſo wie wir, kenneten, weil ſie ihm nicht eben dieſelbe Geltung gaben, ſo unterließen ſie doch nicht, es ſorgfältig aufzuſuchen. Es ſcheint ſo gar, ſie haben es als etwas Geheiligtes angeſehen; denn ſie giengen und ſuchten es niemals, ohne ſich vorher durch Faſten und Enthalten zubereitet zu haben. Columbus hatte dieſes Beyſpiel bey den Spaniern auch einführen wollen, und zwang ſie, zu beichten und zu communiciren, ehe ſie in die Bergwerke giengen; allein ſie fanden keinen Geſchmack an dieſem Gebrauche.

Die Regirungsform dieſer Indianer war deſpotiſch: unerachtet die Regenten ſich ihrer Gewalt nicht mißbrauchten. Ihr ſtrengſtes Geſetz betraf den Diebſtahl: der Schuldige wurde geſpieſet, ohne daß jemand für ihn bitten durfte. Dieſe Schärfe hatte das größte Zutrauen im täglichen Verkehre zuwege gebracht.

Die Prieſter auf dieſer Spaniſchen Inſel gaben zugleich Aerzte ab, und ließen bey ihrer Art, die Kranken zu heilen, viele Betrügerey mit unterlaufen. Nach allerhand gemachten Ceremonien, ſaugten ſie den verwundeten Ort aus, ſtellten ſich, als ob ſie einen Dorn, den ſie in dem Munde verborgen hatten, herauszögen, und gaben ihn als die Urſache des Uebels an. Viele waren boshaft genug, die Krankheiten jemanden zuzuſchreiben, und verſetzten ihn dadurch in die Nothwendigkeit, ſich unter ihren Schutz zu begeben.

Die Religion der Inſel war nichts als ein übel zuſammenhängendes Gewebe des gröbſten Aberglaubens. Sie ſtellete ihre Götter unter allerhand Figuren vor, welche etwas Lächerliches und zugleich Abſcheuliches hatten. Die erträglichſten waren noch ge-

wiſſe Thiere, als Kröten, Schildkröten, Schlangen, und Crocodille. Wenn dieſe Mannichfaltigkeit von Bildern die Einwohner überredete, daß es vielerley Götter gäbe, ſo war es nicht weniger natürlich, daß ihre außerordentliche Häßlichkeit Gelegenheit gab, ſie als furchtbare Weſen anzuſehen: ihre Verehrung beſtund auch daher nur in der Bemühung, ſie zu beſänftigen. Da man nichts von Tempeln wußte, war der Gebrauch, ſie in alle Ecken der Häuſer aufzuſtellen, den Hausrath damit auszuzieren, und ihr Bildniß an unterſchiedlichen Theilen des Leibes einzudrücken. Es war nicht zu verwundern, daß weil dieſe Völker ſie beſtändig vor Augen hatten, ſie ihnen öfters im Traume vorkamen. Dieß hat die leichtgläubigen Spanier bewogen, zu ſagen, der Teufel erſchien ihnen, und gäbe Orakelſprüche von ſich. Eine dieſer Prophezeyungen beſagte, daß Fremde einmal aus Orient kommen würden, und ihr Land verheeren. Aus dieſer Sage hatte man ein Lied gemachet, und ſolches an gewiſſen Tagen bey Trauer-Ceremonien abgeſungen.

Wenn wir unſern Augenmerk auf die verſchiedenen Länder von America richten wollen, ſo werden wir finden, daß alle Völker dieſes

ſo

ſo weitläuftigen Theiles der Welt ſich durch dergleichen Prophezeyungen habe betrügen laſſen, und ſolches entgelten müſſen. Sie haben geſehen, Madame, wie die wilden Mexicaner ſich ihren noch wildern Ueberwindern ohne Widerſtand unterworfen haben. Das Reich des Montezuma wurde den Spaniern zur Beute, weil man ſich einbildete, die, von den Orakeln des Landes, und durch viele am Himmel wahrgenommene Luftzeichen, vorher verkündigten Eroberer in ihnen zu erkennen. Eben dieſe ungewiſſe, und nichts beſtimmende Erwartung haben Sie bey den Einwohnern von Neu-Albion bemerken können: die Europäer wurden daſelbſt für Götter gehalten, und man opferte ihnen Schlachtopfer; welches augenſcheinlich beweiſet, daß man ſie für grauſame Gottheiten anſah, welche gekommen waren, ſie zu vertilgen. Die Franzoſen wurden von den Völkern in Mißiſippi als Abgeſandte der Sonne aufgenommen. Von den Peruvianern, durch eben dergleichen Aberglauben und Vorurtheile eingenommen, werden Sie noch leſen, wie ſie einen Trupp blutdürſtiger und geitziger Caſtilianer anbeten, die doch gar bald ihre Henker und Vertilger wurden; da ſie hingegen durch ihre

Sou-

Souveraine zu dem glücklichſten Volke in der Welt waren gemachet worden. Dieſe Fürſten ſelbſt litten geduldig, daß man ſie umbrachte, aus blinder Unterwerfung für einen eingebildeten Rathſchluß der Vorſehung, und vermöge ich weis nicht was für einer Prophezeyung, die ſie glaubten, erfüllet zu ſehen. Unwürdige Friedensſtörer nutzten ihre Schwäche, um ſie unter das Joch zu bringen, und ſie ihrem Geitze aufzuopfern. Dieſe unglücklichen Schlachtopfer überließen ſich, in Einfalt, ihren Tyrannen, und verzeihten ihnen ihre Grauſamkeit ohne Murren, weil es von den Orakeln war vorher geſaget worden.

Die, welche den Urſprung dieſes allgemeinen Wahnes der Völker in America unterſuchet haben, halten dafür, er ſey in der durchgängig verbreiteten Sage, von der Ankunft eines Gottes auf Erden gegen das Ende der Zeiten, zu finden. Dieſe Lehre, welche hier, wie faſt in allen andern Theilen der Welt, war verfälſchet worden, verwandelte ſich in eine ungewiſſe Erwartung, welche hernach die Quelle alles Unglückes dieſer bedauernswürdigen Völker geworden iſt. Es war aus dem Oriente, daß dieſe vorgegebenen,

benen, und durch ihre Propheten angekündigten Geſandten des Himmels kommen ſollten: nicht, als ob ſie einige Kenntniß von unſern Ländern gehabt, oder ſie als bewohnet geglaubet hätten: aber die Seite vom Oriente iſt es, wo die Sonne ſich zu erſt zeiget; ſie fängt ihre Laufbahn daſelbſt an, und ſcheint die Natur wieder aufzuwecken: darf man alſo wohl eine andere Urſache der Verehrung aller Völker für dieſen merkwürdigen Punct am Himmel ſuchen? Dieſes Geſtirn, ein Ebenbild der Gottheit, ſchien bey ſeinem Umlaufe am Himmel den Weg der Geſandten von Gott anzuzeigen: hat man ſich alſo zu verwundern, wenn der Orient für dieſe Völker der Pol ihrer Hoffnung, oder Furcht, und der Urſprung der großen Begebenheiten geweſen iſt?

Ich bin u. ſ. w.

Auf dem Wege nach S. Domingo, den 5 Juny, 1750.

Der 123 Brief.

Fortſetzung von der Inſel S. Domingo.

Sie haben geſehen, Madame, wie die Einwohner der Inſel Hayti bey der Ankunft der Caſtilianer beſchaffen waren. Columbus landete in einem Haven an, den er S. Niclas nennete; bey ſeiner Ankunft aber nahmen die Indianer die Flucht. Da er ſich in keine Art von Handel mit ihnen einlaſſen konnte, nahm er ſeinen Weg weiter, ſchifte an der Küſte Nordwärts hin, und kam an einen andern Ort, den er la Conception nennete. Die daſigen Einwohner bezeigten eben ſo wenig Luſt, ſich den Spaniern zu nähern; ja die Furcht verbreitete ſich über die ganze Inſel: überall ſah man nichts, als verlaſſene Ufer, und leere Felder. Einige Matroſen waren in das Holz gedrungen, und hatten eine junge Weibsperſon angetroffen, die ſie auf ihr Schiff mitnahmen. Man zog ſie reinlich an, und ohne ihr das geringſte Uebel zuthun, brachte man ſie, mit Geſchenken verſehen, wieder zu ihrem Truppe. Des andern Morgens ſah man eine groſe Menge

Einwohner, die von ſich ſelbſt den Weg nach dem Haven nahmen: einige trugen die zurückgeſchickte Frau auf ihren Achſeln, und der Mann begleitete ſie, um dem Admirale ſeine Dankſagung zu machen. Columbus erfuhr von ihnen, daß weiter gegen Morgen eine Gegend läge, wo **Gold** im Ueberfluſſe wäre; und dieß war, was die Spanier ſuchten.

Einige Tage hernach kam ein Cacique, in ſeinem Staate, ſie zu beſuchen. Er wurde in einer Art von Seſſel, (Palankin,) getragen, und von zweyhundert Mann, nackend wie er, begleitet. Ohne ſich aufzuhalten, ſtieg er an Bord des Admiralsſchiffes, trat ohne Ceremonien, mit zweyen ſeiner vornehmſten Officiere, in das Zimmer, und ſetzte ſich zu den Füßen des Columbus nieder. Man empfieng ihn mit Hochachtung; und reichte ihm Wein, davon er, ſobald er ihn gekoſtet hatte, ſeinen Leuten, die auf dem Verdecke geblieben waren, etwas ſchickte. Er machte dem Admirale ein Geſchenk von einem ſauber gearbeiteten Gurte, und von zwey ſehr dünnen Goldſtücken, erhielt dafür Gegengeſchenke, die ihm lieb zu ſeyn ſchienen, und gab dem Spaniſchen Generale zu verſte-

hen,

hen, das die ganze Inſel zu ſeinem Befehle ſtünde. Gegen Abend wurde er an das Land gebracht, ſo wie er es zu verlangen geſchienen hatte; und man begrüßete ihn mit einer Salve von etlichen Canonen, davon der Lärmen ihm, und ſeinem Gefolge, mehr Furcht als Vergnügen verurſachte. Unterdeſſen war er mit der Aufnahme ſo zufrieden, daß er ſeinen Leuten befohl, dieſe Fremden auf das Beſte zu bewirthen; er aber kehrte wieder nach ſeiner Reſidenz, und ließ des Admirals Geſchenke mit Gepränge vor ſich hertragen.

Alle Einwohner dieſes Theiles der Inſel ſtimmten der Meynung ihres Souverains bey; und da ſie die Begierde der Caſtilianer nach Golde bemerkten, brachten ſie ihnen von dieſem koſtbaren Metalle alles, was ſie hatten. Wahr iſt es, ihre Sehnſucht nach denen unter ſie ausgetheilten Kleinigkeiten war eben ſo heftig, inſonderheit nach den Schällen, deren Klang ihnen ungemein wohl gefiel. Sie drangen ſich um die Wette zu dem Schiffe, hielten Goldplatten auf ihren Köpfen in die Höhe, und ſchienen in Sorgen zu ſeyn, daß man ihr Anerbieten nicht annehmen möchte. Einer von ihnen, der eine dergleichen Platte,

einer halben Mark ſchwer, in der Hand hielt, ſtreckte die andre Hand aus, eine Schälle zu nehmen, gab ſein Gold hin, und lief aus Leibes Kräften, weil er befürchtete, die Caſtilianer möchten ſich betrogen zu ſeyn glauben, und ihn zurückrufen.

Die Annehmlichkeit, welche die Spanier *an den* natürlichen Erzeugungen der Inſel, ſowohl als an dem Charakter dieſes Volkes, und an dem freundſchaftlichen Bezeigen des Cacique, (der Guaſanariq hieß,) fanden, brachte ſie zu dem Entſchluſſe, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Sie waren um deſto geneigter dazu, da der Cacique ſelbſt, an ſtatt Bedenklichkeiten dabey zu finden, ſie aufmunterte, weil er ſie als nützliche Bundsgenoſſen anſah, die das Feuer des Himmels bey ſich hätten, und ihm wider ſeine Feinde beyſtehen könnten. Der Admiral verſtellte ſich, als ob er blos ihrem Bitten nachgäbe, ließ eine Schanze anlegen, welche er mit Lebensmitteln, Kriegsgeräthe, Waffen, und Canonen verſorgte, und legte eine Beſatzung von ſechs und dreyßig Mann hinein, die er ihrer Vorſorge, nnd dem Wohlwollen des Cacique empfohl. Er ſelbſt nahm hernach den Entſchluß, nach Europa zurück zu kehren, um

Ihren Catholiſchen Majeſtäten von ſeinen Entdeckungen, und von den Ihrer Botmäſigkeit zugebrachten Ländern, Nachricht zu geben.

Er reiſete auch einige Zeit hernach wirklich ab; er wurde aber auf dem Wege von einem ſo entſetzlichen Sturme überfallen, daß der Schiffbruch unvermeidlich zu ſeyn ſchien. Der Verfaſſer der Erzählung, woraus ich dieſen Auszug mache, führet einen Brief an, worinnen Columbus dem Könige von Spanien einige Umſtände dieſes Vorfalles berichtet. „Es waren Augenblicke, ſagte er zu dem Könige, wo ich glaubete, die Rache des Himmels wollte mir den erlangten Ruhm, meiner Sünden wegen, nicht gönnen. Unterdeſſen konnte ich mir nicht vorſtellen, daß meine Entdeckungen Ihnen nicht ſollten auf irgend eine Art bekannt werden; und um Sie ſelbſt davon zu unterrichten, hatte ich während des Sturmes einige Zeilen auf Pergament geſchrieben, mit dem Namen der Länder, die ich für Ihre Krone erobert hatte, dem Wege, den man dahin nehmen müßte, und wie viel Zeit ich zu meiner Reiſe gebraucht hatte. Ich benachrichtigte Ew. Majeſtät von den Gewohnheiten der Einwohner,

wohner, von der Natur des Landes, und von der daſelbſt zurückgelaſſenen Colonie, die Ihnen den Beſitz des Landes verſichern ſollte. Ich hatte das Pergament mit meinem Petſchaft verſiegelt, es in Wachsleinwand gewickelt, und in ein wohlverſchloſſenes Faß, mit der Aufſchrift an Ew. Majeſtät, geleget. Dieſes hatte ich in das Meer geworfen, in Hoffnung, daß wenn wir auch alle im Waſſer umgekommen wären, ein Schiffer, der es etwa finden möchte, es Ihnen überbringen würde.„

Glücklicher Weiſe hatte der Sturm keine übelen Folgen, und Columbns landete in Liſſabon an. Die Vornehmen am Hofe erhielten Befehl, ihm entgegen zu gehen, um ihn auf das Schloß zu begleiten, und der König ſelbſt empfieng ihn mit Vorzuge. Doch dieſe Aufnahme, ſo ſchmeichelhaft ſie auch war, iſt mit der, welche man ihm in Spanien erwies, nicht zu vergleichen, wo ſeine Rückkunft mit den lebhafteſten Freudensbezeigungen überall gefeyert wurde. Ohne höhern Befehl zu erwarten, wurden die Kramladen zu Palos geſchloſſen, alle Glocken gelautet, und der Weg war mit Leuten allerley Standes angefüllet, welche ſich Truppweiſe

weiſe verſammleten, wegen des glücklichen Erfolges zu frohlocken, und mit ehrfurchts=voller Verwunderung den ſo außerordentli=chen Mann zu betrachten, der durch bis da=hin unbekannte Wege ſich den Eingang in eine neue Welt geöffnet, und ſo zu ſagen ein zweytes Schöpfungswerk angeſtellet hatte. Dem Admirale, beym Ausſteigen aus dem Schiffe, wurden Ehrenbezeigungen erwieſen, die man ſonſt niemanden als gekrönten Häu=ptern geleiſtet hatte. Die von ihm mitge=brachten Indianer, die Seltenheiten des Lan=des, inſonderheit aber das Gold, welches man den Zuſchauern zu zeigen nicht erman=gelte, trugen zu dem Freudengeſchreye vie=les bey. Die Menge fremder Gegenſtände, welche Einbildung und Eitelkeit über das Natürliche vergrößerten, ſchien ſie in dieſe neuen Länder zu verſetzen, von dannen ſie ſich ſchmeichelten, gar bald unerſchöpfliche Reichthümer in den Schoos ihres Vaterlan=des fließen zu ſehen. Das Frohlocken ver=doppelte ſich jeden Augenblick; und kein Menſch hat je einen ruhmvollern Tag, und einen weniger erwarteten Triumph gehabt. Columbus hatte keine Nationen verheeret, aber neue entdecket.

Ihre

Ihre Majeſtäten empfiengen ihn auf die feyerlichſte Art. Bey der öffentlichen Audienz, die ſie ihm gaben, ſaßen ſie auf reichen Teppichen, und unter einem Thronhimmel von goldenem Stoffe. Sie ſtunden auf, als er ſich näherte, Ihnen die Hand zu küſſen, *nöthigten* ihn, ſich in ihrer Gegenwart *nieder* zu ſetzen, und begegneten ihm wie einem Grande von der erſten Claſſe, der der Krone den wichtigſten Dienſt geleiſtet, und zu der Größe des Spaniſchen Reiches das meiſte beygetragen hatte. Um allen dieſen Ehrenbezeigungen noch mehrern Glanz zu geben, wurde Columbus mit anderweiten Gnadenbriefen verſehen, welche ſeine ſchon erlangten Vorrechte vermehrten, erläuterten, und beſtätigten. Der Titel als **Unterkönig** und **Admiral** wurde ihm nicht nur über alle bereits eroberte, ſondern auch noch zu erobernde Länder, gegeben. Die Benennung, als **Don**, legte man ihm, ſowohl als ſeinen Brüdern, und Kindern bey. Er konnte zu allen dieſen Titeln noch den, als Wohlthäter von Ferdinand und Iſabella, hinzuſetzen.

Alle Großen, nach dem Beyſpiele beyder Majeſtäten, vereinigten ſich, ihn mit Ehre

zu überhäufen. Bey allen Gaſtgeboten, die ſie ihm wechſelsweiſe gaben, mußte er nicht allein den oberſten Platz einnehmen, ſondern man hatte auch veranſtaltet, ihm nichts zu reichen, das nicht vorher war gekoſtet worden. Kurz, Columbus wurde in Europa, ſo wie er es in America geweſen war, für einen außerordentlichen Mann angeſehen, der vom Himmel herabgeſendet wäre, um die beyden Hälften der Welt, welche ein unermeßlicher Zwiſchenraum, und ein unbegränztes Meer, ſeit ihrer Schöpfung abgeſondert gehalten hatten, zu vereinigen. Jedermann wollte an ſeinem Unternehmen Theil nehmen: jedermann wollte ſich unter ſeinem Befehle einſchiffen: denn es wurde der Entſchluß gefaſſet, daß er mit einer mächtigen Flotte wieder zurück kehren ſollte, um die neu errichtete Colonie zu unterſtützen, und neue Entdeckungen zu machen.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß der Pabſt, um allen zwiſchen den Spaniſchen und Portugieſiſchen Höfen etwa zu befürchtenden Streitigkeiten zuvor zu kommen, die berühmte Theilung, die **Gränzſcheidungslinie** genennt, (ligne de marcation,) vornahm, vermöge welcher er ihre beyderſeitigen Gränzen

zen beſtimmete, und ihnen gern Länder einräumete, davon ſie nicht einmal Kenntniß, geſchweige den Beſitz, hatten. Solchemnach wurde der größte Proceß von der Welt auf einer Landcharte durch einen einzigen Federſtrich entſchieden. Dieſe eingebildete Linie, die von einem Pole zu dem andern gezogen war, zerſchnitt den Raum zwiſchen den Azoriſchen Inſeln, und denen von Capo verde, in zwey gleiche Theile. Was gegen Abend lag, wurde Spanien zugeeignet; Portugal hingegen blieb in dem Beſitz aller Länder, die man auch künftig noch gegen Morgen erobern würde. Wahr iſt es, daß in der Folge die Reiſe des Magellan die päpſtliche Linie verrücket hat: die Marianiſchen, Philippiniſchen, und Moluckiſchen Inſeln liegen den Portugieſiſchen Beſitzungen gegen Morgen. Es hat daher eine andere Linie müſſen gezogen werden, die man die geänderte Gränzſcheidungslinie, (démarcation,) genennet hat. Sie wiſſen, Madame, den Scherz von Franciſco I. „Die Könige von Spanien und Portugal, ſagte dieſer Fürſt, haben die neue Welt unter ſich getheilet, ohne mir etwas davon zu überlaſſen; ich möchte doch Adams Teſtament ſehen, worinnen er ihnen

dieſes Recht einräumet.„ Alle dieſe Linien kamen hernach abermals in Unordnung, als die Portugieſen in Braſilien anlandeten: ſie wurden nicht beſſer von den Franzoſen, Engländern, Holländern, und Dänen, geachtet, welche giengen, und ſich theils in Oſt-Indien, theils in America niederließen,

Die Bullen des Papſtes, worinnen beyder Kronen Gränzen feſt geſetzet waren, kamen an, zu der Zeit, da Columbus ſich zu ſeiner zweyten Reiſe fertig machte. Er hatte ſeine Anſtalten mit ſolchem Eifer vorgekehret, daß ſiebenzehn Schiffe verſchiedener Größe in weniger Zeit bereit lagen, unter Segel zu gehen. Man ſchiffete eine große Menge Handwerks- und Ackerleute zum Dienſte der Colonie mit ein: und die Begierde nach Golde, nebſt dem glücklichen Erfolge der erſten Unternehmung, lockte ſo viele Freywillige herbey, daß man viele abweiſen mußte. Der Admiral begnügte ſich an funfzehnhundert Mann, worunter viele vom Adel waren, wider die Gewohnheit ſolcher Wanderungen, welche faſt allezeit aus dem lüderlichſten Pöbel, und aus Spitzbuben beſtehen, davon man den Staat und die Gefängniſſe reinigen, oder aus Unterthanen, die man

gern

gern los ſeyn will. Man brachte zugleich Pferde, Eſel, und andere Thiere, auf die Schiffe, welche ſich hernach dergeſtalt vermehret haben, daß von dieſer erſten Zucht alle die nachfolgenden in der neuen Welt entſtanden ſind.

Columbus, nachdem er mit allem verſehen war, was zu Beförderung einer neuen Errichtung dienen konnte, reiſete im Jahre 1493 von Cadix ab, und richtete ſeinen Weg nach Süd-West. Er entdeckte neue Inſeln, derer er eine Dominica nennete, weil er an einem Sonntage daſelbſt anlandete; die andere, Marie-galante, nach dem Namen ſeines Schiffes; und Guadaloupe, nach einem Spaniſchen Kloſter, wo er etliche Ordensbrüder kennete.

Als er zu S. Domingo angekommen war, fand er die Colonie in dem traurigſten Zuſtande. Er ſah nichts als Verheerung, und Jammer. Die Feſtung war verbrennt, und kein Menſch ließ ſich auf der Küſte ſehen. Nach einigem Suchen, fand man die Körper verſchiedener ſeit kurzem verſtorbener Spanier, und man erfuhr, daß die übrigen getödet, oder zerſtreut worden waren. Die Abweſenheit des Admirals

hatte dieſes Unglück verurſachet: durch Uneinigkeit war Unordnung entſtanden, und lüderliche Ausſchweifungen hatten ſie auf das Höchſte gebracht. Die Spanier, geizig und zugleich lüderlich, hatten ſich in die benachbarten Oerter ihrer Schanze verbreitet, und als Wütende das Gold, und die Weiber der Indianer weggenommen; durch Grauſamkeit und Gewaltthätigkeiten aber ſich dieſe zu unverſöhnlichen Feinden gemachet. Ein Cacique hatte ihrer etliche angetroffen, die ſeine Weiber entführten, und hatte ſie getödet. Dieß war der Anfang zu einem allgemeinen Aufſtande geweſen, wo niemand, den man hatte habhaft werden können, war verſchonet worden. Dieſer glückliche Erfolg hatte die Einwohner beherzt gemacht, und ihnen gelehret, daß diejenigen Menſchen, welche ſie unüberwindlich glaubten, weder unverletzlich, noch unſterblich wären.

Columbus, mißvergnügt über einen Ort welcher der Schauplatz ſo vieler Abſcheulichkeiten geweſen war, bauete in der Nachbarſchaft auf einen andern bequemern Platz eine Stadt, die er Iſabelle, nach dem Namen der Königinn nennete. Es war daſelbſt ein ſehr guter Haven, und einen Pfeilſchuß

weiter floß ein Strom vorbey, den man mit leichter Mühe mitten durch die Stadt leiten konnte. Auf der andern Seite lag eine groſze Ebene, wo den eingezogenen Nachrichten nach, die Silberbergwerke von Cibao nicht weit entfernet waren. Die neue Stadt wurde mit Gaſſen, nach der Schnure gezogen, durchſchnitten, und man wählte einen gelegenen Platz zu einem Markte. Der Admiral ließ das Waſſer durch einen verfertigten Canal dahin leiten, und an dieſen bauete man eine Mühle.

Columbus war begierig, den Ruhm und die Domainen Ihrer Catholiſchen Majeſtäten durch mehrere Entdeckungen zu erweitern. Da nun dieſer Vorſatz eine längere Abweſenheit erforderte, errichtete er in der Colonie ein Juſtizgerichte, und machte einen ſeiner Brüder zum Präſidenten: hierauf machte er ſich zu ſeiner Abreiſe fertig. Er ſegelte auf eine große Inſel zu, eine der ſchönſten, die er auf dieſem Meere geſehen hatte; und bey der Annäherung einer unzählicher Menge Kähne, erfuhr er, daß ſie ſehr volkreich war. Er nennete ſie San Yago, woraus in der folgenden Zeit, wie ich ſchon anderwärts geſagt habe, der Name Jamaica entſtanden iſt.

Hier=

Hierauf kehrte er wieder nach der Spaniſchen Inſel zurück, fand aber, daß ſich die Indianer empöret, und mehr als hundert tauſend Mann, ſagt man, auf den Beinen hatten. Zwey hundert Caſtilianer, mit zwanzig Pferden, und eben ſo viel großen Hunden, ſchlugen dieſe Menge Wilder, als welche nichts als ihre Arme zur Vertheidigung hatten, und ſich ſchrecklich wunderten, ganze Reihen der ihrigen, durch die Heftigkeit unſers Feuergewehres fallen zu ſehen. Dreye, und viere dieſer Leute wurden auf einmal von den langen Degen der Spanier durchbohret, andere von den Pferden zertreten, oder von den großen Hunden angepacket, die ſie mit entſetzlichen Geheule bey der Kehle faſſeten, erwürgten, niederriſſen, und zerſtückten. Das Schlachtfeld war gar bald mit Toden bedecket: andere ergriffen die Flucht; und dieſer Sieg jagte allen Einwohnern ein ſolches Schrecken ein, daß die Inſel in weniger als Jahresfriſt der Krone Spanien völlig unterwürfig gemachet wurde. Der Admiral legte ihr einen Tribut auf, der aller drey Monate eingehoben werden ſollte; jeder benachbarter Einwohner der Bergwerke mußte ein gewiſſes kleines Maas

an Golde, die übrigen aber fünf und zwanzig Pfund Baumwolle liefern. Diejenigen, die ihre Abgaben entrichtet hatten, bekamen ein Zeichen von Zinne oder Kupfer, das ſie an dem Halſe trugen, zum Unterſchiede von denen, die nicht bezahlet hatten. Da dieſe Anſtalten mit Zufriedenheit beyder Partheyen gemachet waren, wurden die Wilden ſo ruhig, und friedfertig, daß die Spanier das ganze Land durchgehen konnten, und überall mit Freundlichkeit und Achtung aufgenommen wurden.

Columbus machte ſich dieſen Stand der Unterthänigkeit zu Nutzen, um nach Europa zu gehen, und Rechenſchaft von ſeinen Verrichtungen zu geben, auch allerhand wider ihn geſchehene fälſchliche Anklagen abzuthun; denn wenn man ihn, bey ſeiner erſten Reiſe, in der Ungewißheit bewundert hatte, fieng man bey der andern an, ihn zu beneiden; und bey der dritten, verfolgten ihn die Mißgünſtigen bis in Ketten und Banden. Er hatte ſich weder über den König, noch die Königinn zu beklagen, die nicht aufhörten, ihn mit Ehre und Gütern zu überhäufen; ſie boten ihm ſo gar ein Stück Landes, von funfzig Stunden im Umfange, an,

das

das er ſich auf der Spaniſchen Inſel nach Gefallen wählen ſollte, mit dem Titel als Herzog, oder Marquis; er nahm aber dieſe Gnade nicht an, aus Furcht, die Mißgunſt der Großen, die ſo ſchon mehr als zu viel wider ihn aufgebracht waren, noch mehr zu erwecken. Er reiſete alſo wieder fort, mit dem Vorſatze, ſeiner Colonie ſowohl neue Hülfstruppen mitzubringen, als auch mehrere Länder zu erobern.

Auf dieſer dritten Reiſe war es, daß er das feſte Land entdeckte, und die Küſte ſah, wo Carthagena hingebauet worden iſt. Er landete zuerſt auf einer Inſel an, die er Trinidad nennete, wegen dreyer Berge, die man daſelbſt von weitem ſah. Von den Indianern erfuhr er, daß das der Inſel am nächſten gelegene Land Paria hieß; und ſie bezeigten ein großes Verlangen, mit den Caſtilianern bekannt zu werden. Dieſe Entdeckung geſchah, noch eher als Americus Veſputius, ein Handelsmann aus Florenz, ſeine Reiſe als Geographus, unter dem Befehle des Admirals Ojeda, angetreten hatte. Dieſer Americus ſchrieb an ſeine Freunde, er hätte zuerſt den neuen Welttheil gefunden, und man glaubte ihm auf ſein

Wort:

Wort: er hatte daher die unverdiente Ehre, daß ſein Name der größten Hälfte unſerer Erdkugel gegeben wurde. Dieſe Ehre gehöret unſtreitig demjenigen, der die Fähigkeit und den Muth gehabt hat, die erſte Reiſe zu unternehmen, und der übrigen Welt den Weg zu zeigen.

Columbus, zufrieden das feſte Land berühret zu haben, kehrte wieder nach Hiſpaniola zurück, und lief in dem Haven von S. Domingo ein, wo ſein Bruder die Stadt dieſes Namens hatte bauen laſſen; einige ſagen, zum Andenken ſeines Vaters, der Domenico hieß; andere, weil die vornehmſte Kirche des Ortes dieſem Heiligen gewidmet war. Die Franzoſen haben hernach dieſen Namen der ganzen Inſel beygeleget.

Es wird nicht unſchicklich ſeyn, Madame, hier anzumerken, daß S. Domingo ſeinen Urſprung einer Liebesgeſchichte zuzuſchreiben hat. Michel Diaz, ein junger Arragonier, hatte ſich im Zweykampfe mit einem Caſtilianer geſchlagen, und ihn gefährlich verwundet. Aus Furcht der Strafe war er nach dem mittäglichen Theile der Inſel geflüchtet, wo eine Prinzeßinn regirte, die hernach den Namen Catalina annahm.

Sie

Sie ſah den jungen Spanier, und gewann ſo viel Neigung zu ihm, daß ſie ihn durch Wohlthaten und Liebkoſungen ihr völlig ergeben zu machen ſuchte. Es iſt dieſes das erſte, hernach ſo oft wiederholete Beyſpiel einer Frauensperſon von S. Domingo, welche blos aus Liebe das Glück eines Europäiſchen Herumläufers gemacht hat. Nachdem ſie eine Zeitlang auf die vertrauliche Art einer Verliebten mit ihm umgegangen war, that ſie ihm den Vorſchlag, die Caſtilianer zu vermögen, daß ſie ſich in ihrem Lande, welches voller Goldgruben war, niederlaſſen möchten. Das Land war überdieß angenehm und fruchtbar. Diaz ſäumte nicht, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, um ſich mit ſeinen Landsleuten wieder auszuſöhnen. Er ſprach mit dem Präſidenten des Rathes, dem Bruder des Admirals, der den Antrag mit Vergnügen annahm, und eine Stadt bauete, die hernach die Hauptſtadt der Inſel, und gleichſam aller Spaniſchen in der neuen Welt errichteten Colonien, geworden iſt.

Columbus, bey ſeiner Rückkunft, traf die Caſtilianer zerſtreut, mißvergnügt, und aufrühriſch an. Seine **Feinde** in der Colonie wurden von denen unterſtützet, die er ſich

ſeiner

ſeiner Verdienſte und Erhebung wegen, bey Hofe zugezogen hatte; beyde aber ſuchten nichts als Gelegenheit, ihn zu ſtürzen. Eine große Anzahl der Rebellen hatten begehret, nach Spanien zurück zu kehren; und als dieſes ihnen war verwilliget worden, hatten ſie es dahin zu bringen gewußt, daß er nicht allein bey dem Volke, ſondern auch bey Ihre Majeſtäten, verhaßt wurde. Sie beſchwereten ſich, beyde Colombe wären an ihrer äußerſten Armuth Schuld, indem ſie ihnen nicht das Lohn gegeben hätten, das ſie mit ihrer mühſamen Arbeit in den Bergwerken verdienet hätten. So oft der König ſich in den Gaſſen ſehen ließ, folgten ſie ihm, und forderten ihre Zahlung mit großem Geſchreye; und wenn ſie die zwey Söhne des Admirals erblickten, welche dazumal bey der Königinn Pagen waren, fiengen ſie an zu ſchreyen: „dieß ſind Kinder des Verräthers, der nur deswegen neue Länder entdecket hat, daß der ganze Adel von Caſtilien daſelbſt umkommen ſoll„. Kurz, ſie ſtellten ihn als einen grauſamen, geitzigen, übermüthigen Fremden vor, der die Geſetze und Gebräuche der Nation nicht wüßte, und weder das behörige Anſehen, noch genugſame Mä-

ſigung hätte, ſich in den Rang, dazu er erhoben worden wäre, zu ſchicken. Der König, der weniger für ihn eingenommen war, als Iſabelle, konnte ihn wider dieſen allgemeinen Aufſtand nicht ſchützen; ja die Königinn ſelbſt, die ihn doch mehr vertheidigte, wurde endlich von der Gewalt des Stromes hingeriſſen.

Dem zufolge entſchloſſen ſich Ihre Majeſtäten, einen Oberaufſeher nach Hiſpaniola zu ſchicken, mit dem Auftrage, wider den Admiral Unterſuchung anzuſtellen, und ihn, wenn er ſchuldig befunden würde, nach Spanien zu ſchicken. Man wählte zu dem Ende Franciſcum von Bovadilla, mit dem Titel als General-Gouverneur, und befohl ihm, ſeinen Auftrag bis an den Tag ſeiner Einſetzung in S. Domingo geheim zu halten. Dieſer kam zu einer Zeit an, da Columbus anderwärts beſchäftiget war, einige Unruhen zu ſtillen; und da er niemanden fand, der ſich ihm widerſetzte, nahm er von des Admirals Pallaſte Beſitz, und bediente ſich aller darinnen befindlichen Sachen als ſeines Eigenthums. Er vermeldete dem Columbus, ſich unverzüglich bey ihm einzufinden; und um ſeinem Befehle mehr

Anſe-

Anſehen zu geben, ſchickte er ihm des Königes Brief zu, der in dieſen Worten enthalten war: „Wir haben Don Franciſco von Bovadilla, Ueberbringern dieſes, Befehl gegeben, Euch Unſere Willensmeynung zu erkennen zu geben; Wir befehlen Euch, ihm Glauben beyzumeſſen, und zu vollbringen alles, was er Euch in unſerm Namen ſagen wird „.

Der Admiral fand ſich ſo gleich ein; und von dem Augenblicke an, da er dem neuen Stadthalter untergeordnet war, beeiferten ſich die **Mißvergnügten**, wider ihn auszuſagen. Ihre **Beſchwerden** enthielten, daß er ſie bey Anlegung der Städte und Feſtungen übel behandelt hätte, auch zu unanſtändiger Arbeit, wobey viele umgekommen wären, anhalten wollen: daß er ihnen die zum Unterhalte benöthigten Dinge verſaget, wegen geringer Fehler allzuharte, und vielmals ungerechte, ja etlichemale entehrende Strafen auferleget hätte: daß er nicht hätte einwilligen wollen, die Eiländer taufen zu laſſen, ſondern ſie lieber zu Sclaven gebrauchet, als Chriſten aus ihnen gemachet hätte: endlich, daß er unter allerhand nichtigem Vorwande die Indianer bekrieget, und Ge-

legenheit geſuchet hätte, ſie in die Sclaverey zu bringen.

Bovadilla, der ſich vorgenommen hatte, alles anzuhören, was zum Verderben des Beklagten beytragen konnte, nahm die falſcheſten Beſchuldigungen als überzeugend an, ſchritt von der Ungerechtigkeit zur Tyranney, ließ ihn in Ketten und Banden legen, gab ihm eine Wache, und befohl auf das ſchärfſte, daß niemand mit ihm reden ſollte. Er getraute ſich nicht, die Verwegenheit auf das Aeußerſte zu treiben, und ihn, als einen hohen Kronbedienten, hinrichten zu laſſen; ſondern zufrieden, das er ihn das Todesurtheil hatte ſprechen können, entſchloß er ſich, ihn, nebſt der ganzen Einrichtung des Proceſſes, nach Spanien zu ſchicken, glaubte auch die Menge der Klagen würde ſein Urthel beſtätigen. Der Capitain des Schiffes, worauf der Admiral ſich befand, von ſeinem Schickſale, Verdienſten, und hohen Alter gerühret, erbot ſich, ihm die Ketten abzunehmen; Columbus aber wollte nicht, und verſicherte, daß er ſie künftig als einen Beweis der Erkenntlichkeit der Menſchen, und der Belohnung, die man in dem Dienſte großer Herren erhält, aufheben würde. Er behielt

ſie auch wirklich Zeit ſeines Lebens, und befohl, daß ſie nach ſeinem Tode ſollten in ſein Grab mit geleget werden.

Das Volk, als es hörete, daß Columbus ankam, lief an das Ufer, dieſen Schutzengel von Spanien ausſchiffen zu ſehen. Man hub *ihn vom* Schiffe; aber er hatte Eiſen an Händen und Füßen. Die Undankbarkeit war eben ſo groß, als ſeine geleiſteten Dienſte. Jedermann ſchien beſtürzt; und Iſabelle ſchämte ſich. Sie ſah mit dem größten Unwillen, daß man ihre Befehle gemißbrauchet, und Gewaltthätigkeiten vorgenommen hatte, wodurch ſie verunehret zu ſeyn glaubte. Sie erſetzte dieſen Schimpf, ſo gut ſie konnte, gab Befehl, den Admiral in Freyheit zu ſetzen, und ſchrieb ihm augenblicklich, um ihr Mißvergnügen über das was er hatte erleiden müſſen, und über die gehäßige Aufführung des Bovadilla, zu bezeigen. Sie bat Columbum, nach Hofe zu kommen, und verſprach ihm geſchwinde und völlige Genugthuung.

Er wurde mit außerordentlichen Merkmalen von Hochachtung, Mitleiden, und Wohlwollen aufgenommen. Da er mehr von der Gnade der Königinn, als des Köni-

ges hoffete, bat er ſich eine geheime Audienz von ihr aus, worinnen er ſich zu ihren Füſſen wurf, und mit Thränen in den Augen, und gluchſender Stimme, einige Zeit vor ihr liegen blieb. Die Königinn ließ ihn aufſtehen; und Columbus erzählte ihr die rührendeſten Umſtände von ſeinen unſchuldigen Abſichten, von dem Eifer, den er jederzeit für den Dienſt Ihrer Majeſtät gehabt hätte, und von der Bosheit ſeiner Feinde, welche aus Neid über ſeine Erhebung ihm allerhand Verbrechen aufbürdeten.

Die Königinn, die durch ſeine Erzählung weichmüthig geworden war, antwortete mit vieler Leutſeligkeit: „Ich bin wegen der euch geſchehenen Begegnung ſehr gerühret, und werde nichts unterlaſſen, ſie euch vergeſſen zu machen. Mir ſind euere geleiſteten Dienſte wohl bewußt, und ich werde ſie ferner belohnen. Euere Feinde kenne ich, und habe ihre Kunſtgriffe, euch zu ſchaden, eingeſehen; verlaſſet euch aber auf mich. Doch, um euch nichts zu verheelen, ſo kann ich mir nicht einbilden, daß ihr nicht ſolltet zu einigen Beſchwerden Anlaß gegeben haben: ſie ſind zu allgemein, um völlig ohne Grund zu ſeyn. Die Stimme des Publicum giebt euch

Schuld, beym Anfange einer Colonie zu viele Schärfe gebraucht zu haben, ſo daß ein Aufruhr daraus hätte entſtehen, und ihr noch nicht genug befeſtigter Grund erſchüttert werden können. Was ich euch aber am wenigſten verzeihen kann, iſt, daß ihr, unerachtet meines Verbotes, eine groſſe Menge Indianer um ihre Freyheit gebracht habet. Euer Unglück iſt geweſen, daß in dem Augenblicke, da ich euern Ungehorſam vernahm, alle Welt über euch klagte, und niemand zu euerm Vortheile ſprach. Ich habe mich daher nicht entbrechen können, jemanden abzuſchicken, der Erkundigung einziehen, und euch anbefehlen ſollte, eine Gewalt zu mäßigen, die ihr aller Ausſage nach mißbrauchtet. Ich bekenne, daß ich in der Perſon des Bodavilla eine übele Wahl getroffen habe; ich werde meine Anſtalten darnach einrichten, und durch ſein Beyſpiel andere belehren, daß ſie die ihnen aufgetragene Gewalt ein anderes mal nicht überſchreiten ſollen. Unterdeſſen kann ich euch nicht verſprechen, euch in euere Statthalterſchaft gleich wieder einzuſetzen: die Gemüther ſind zu ſehr erbittert; man muß ihnen Zeit laſſen, wieder zu ſich zu kommen. Was euere Würde als Admiral an-

belanget, ſo iſt meine Abſicht niemals geweſen, euch ſolche zu nehmen, oder euch darinnen zu ſtören: überlaſſet das übrige der Zeit, und rechnet auf mich„.

Nachdem dieſe Sache mit Fleiße unterſuchet worden war, erkennte man die Bosheit der Beſchuldigungen, und **Columbus** wurde mit Ehren frey geſprochen: er mußte aber noch vier Jahre in Spanien bleiben, entweder, weil man befürchtete, er möchte das, was er entdecket hatte, für ſich behalten, ſo wie es ſeine Feinde unter der Hand ausbreiteten; oder, man wollte Zeit gewinnen, ſich nach ſeiner Aufführung hinlänglich zu erkundigen. Man ernennete daher einen neuen **Statthalter** für die Spaniſche Inſel, und gab ihm Befehl, den Schaden, den die Colombe erlitten hatten, wieder gut zu machen, dem Bovadilla erſetzen zu laſſen, was er ihnen unrechtmäßigerweiſe genommen hatte, und letzteren unverzüglich nach Europa zurück zu ſchicken. Dieſer Auftrag wurde dem Don Niclas **Ovando**, Comthur des Alcantara-Ordens, gegeben: übrigens beſchloß man, dem Admirale neue Entdeckungen machen zu laſſen.

Ovando ſchiffte ſich für Hiſpaniola, und Columbus für das feſte Land von America ein. Letzterer war ſchon nahe an der Küſte von Paria, als er gewahr wurde, daß eines ſeiner Schiffe nicht mehr fort konnte. Er nahm daher den Entſchluß, ſich nach der Spaniſchen Inſel zu begeben: Ovando aber, der noch nicht Zeit gehabt hatte, den Bovadilla wegzuſchicken, ließ dem Columbus ſagen, er könne nicht wohl zugeben, daß er in den Haven einlief, aus Furcht, ſeine Gegenwart möchte neue Unruhen veranlaſſen. Sie werden Sich, Madame, zu erinnern belieben, daß dem Cortez eben dergleichen Schimpf wiederfuhr: er hatte, wie Columbus, den Verdruß und die Schande, daß man ihm den Zugang in ein Land verwehrte, das er ſelbſt entdecket hatte.

Die Verweigerung des Statthalters kränkte den Admiral; doch als er hörte, daß die zur Ueberfahrt des Bovadilla, und ſeiner übrigen Feinde, nach Spanien beſtimmten Schiffe auf dem Puncte waren, unter Segel zu gehen, verborg er ſeinen Verdruß, und ſuchte das öffentliche Wohl allein zu befördern. Aus einer edelen, und ſeinem Character würdigen Denkungsart, ließ er

dem Ovando wiſſen, daß ihm, da er ſeiner Erfahrung trauen könnte, ein ſchweres Ungewitter bevor ſtünde, und er alſo die Abreiſe der Flotte aufſchieben möchte. Allein ſein Rath wurde nicht angenommen, und die Schiffe ſegelten ab.

Kaum hatten ſie das am weiteſten nach Oſten gelegene Vorgebirge der Inſel verlaſſen, als einer der heftigſten, jemals auf dieſem Meere entſtandenen Orkane zwanzig mit Golde beladene Schiffe zu Grunde richtete, wobey nicht ein einziger Menſch gerettet werden konnte. Nie hatte der Ocean ſo viele Reichthümer verſchlungen. Bey dieſer unglücklichen Gelegenheit war es, daß der berühmte Klumpen Gold verloren gieng, der mehr als fünfhundert Marke wog, und zufälliger Weiſe war entdecket worden. Ein Sclave zweyer Spanier, die gemeinſchaftlich in den Bergwerken arbeiten ließen, ſaß an dem Ufer eines Fluſſes, und frühſtückte, und ſchlug mit ſeinem Stocke von ohngefähr auf die Erde. Er fühlte etwas hartes, und wurde neugierig: kaum hatte er die Erde weg gemachet, als er ein Stück Gold ſah, darüber er ein großes Geſchrey anfieng. Seine Herren liefen zu,

und wurden ebenfalls in Verwunderung geſetzet. Vor Freude ließen ſie auf der Stelle ein Schwein töden, es auf dieſem gewaltigen Stücke Goldes, das groß genug war, es ganz zu faſſen, für ſich, und ihre Freunde auftragen, und rühmten ſich ein koſtbareres Tafelgeſchirr zu haben, als die reichſten Potentaten in der Welt. Der Statthalter von S. Domingo kaufte es für Ihre Catholiſchen Majeſtäten. Es wog dreytauſend ſechshundert halbe Piſtolen; und die Goldſchmide meyneten, es würde nicht über dreyhundert halbe Piſtolen beym Schmelzen an Abgange verlieren.

Das Schiff, worauf Bovadilla, und alle diejenigen waren, welche den meiſten Haß und Mißgunſt wider den Admiral gezeiget hatten, war eines der erſten, welches untergieng. Man ſtelle ſich die Beſtürzung vor, die dieſe ſo traurige Begebenheit in den beyden Welttheilen verbreitete; inſonderheit da man erfuhr, daß Columbus den Statthalter vor dem Ungewitter gewarnet, ſich aber ſelbſt in Sicherheit geſetzet hatte. Man ermangelte nicht, dieſes Unglück als eine Strafe des Himmels anzuſehen, und als eine Züchtigung wegen der Ungerechtigkeit, welche

man dieſem großen Manne angethan hatte. Man wurde in dieſer Meynung um ſo mehr beſtätiget, da man hörete, daß das Schiff, worauf ſich die wenigen Reſte des Vermögens der Colombe befanden, unerachtet es das ſchwächſte war, faſt alleine glücklich in Europa angekommen war.

Das einzige, was den Admiral tröſtete, als er ſich ſeiner vorigen Statthalterſchaft beraubet ſah, war die Hofnung, neue Länder zu finden, und ſo zu ſagen, neue Beſitzthümer zu erlangen. Er fuhr an den Küſten hin, und unterwurf der Krone Spanien die öſtlichen Provinzen von Mexico, woſelbſt er den Grund zu verſchiedenen Colonien legte. Er veranſtaltete eine Errichtung zu Veragua; aber die Unglücksfälle auf dem Meere, der Widerſtand der Indianer, und die öfteren Empörungen ſeiner Leute zwangen ihn, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. In dieſer Verfaſſung ſchrieb er an Ferdinanden einen Brief, worinnen er ſehr klagte, und dem Monarchen zu Gemüthe führte, wie viele Länder er entdecket, was für Gefahr er ausgeſtanden, welche Dienſte er geleiſtet, wie großen Verluſt er erlitten habe, und alles Unglück, das ihm wiederfahren ſey. Er be-

ſchrieb

ſchrieb ihm den traurigen Zuſtand, darinnen er ſich gegenwärtig befände, und forderte Himmel und Erde auf, die ſein Unglück mit ihm beſeufzen, und ſein Schickſal beweinen ſollten. „Ich habe bis hieher, ſagte er, nichts als Gelegenheit zu Thränen gefunden, und nicht aufgehöret, ſolche zu vergießen. Diejenigen, die noch Mitleiden, Redlichkeit, und Billigkeit haben, wollen doch die ihrigen mit den meinigen vermiſchen! Nach zwanzig Jahre geleiſteten Dienſten, nach unerhörten Beſchwerlichkeiten, weis ich nicht, ob ich einen Fuß Landes beſitze; ich habe nicht einmal ein eigenes Haus in den ganzen weitläuftigen Staaten von Ew. Majeſtät: meine einzige Zuflucht, mich zu beköſtigen, und zu ſchlafen, das heißt, der gemeinſten Nothwendigkeiten im menſchlichen Leben zu genießen, wird künftighin ſeyn, in einem öffentlichen Wirthshauſe zu wohnen. Von Jahren und Krankheit gedrücket, wie ich es bin, betheure ich, daß es nicht die Begierde nach Reichthum iſt, welche mich dieſe letzte Reiſe zu unternehmen vermocht hat, ſondern lediglich der Eifer, und die aufrichtigſte Abſicht Ew. Majeſtät bis zu gänzlicher Erſchöpfung meiner Kräfte zu dienen.„

Auf

Auf dieſe Art mußte der Mann an den König von Spanien ſchreiben, der in ſeinem ganzen Königreiche das meiſte zu der Größe dieſer Monarchie beygetragen, und den meiſten Glanz über die ruhmvolle Regirung von Ferdinand, und Iſabelle, ausgebreitet hatte.

Sein Unglücksſtern, um ihm keinen Theil ſeines Lebens ohne Widerwärtigkeiten übrig zu laſſen, verfolgte ihn bis auf den letzten Augenblick, und nöthigte ihn, ſich zu S. Domingo vor Anker zu legen, einem Orte, welcher der Schauplatz ſeiner Demüthigung geworden, ſo wie er es vorher ſeines Ruhmes geweſen war. Er hatte daſelbſt neuen Verdruß von dem Statthalter auszuſtehen, der ihn zu dem Entſchluße brachte, nach Spanien zurück zu kehren. Daſelbſt erwartete ihn eine Neuigkeit, welche alles bisherige Unglück übertraf, nämlich der Tod der Königinn. Er ſah wohl ein, daß er, bey dem Verluſte ſeiner Beſchützerinn, ſich vergebens bemühen würde, die Stelle eines Unterköniges wieder zu erlangen. Unterdeſſen nahm ihn Ferdinand ziemlich wohl auf; verzögerte aber beſtändig, ihm ſeine ehemaligen Würden wieder zu geben; bis endlich Columbus, von Kummer und Leibes-Schwachheiten

heiten überhäufet, ſein ruhmvolles Leben, das er weder mit Grauſamkeiten, noch Raubereyen beflecket hatte, endigte. Er ſturb zu Valladolid, im Jahre 1506, und hatte zur Belohnung ſeiner langwierigen Dienſte nichts, als ein prächtiges Leichenbegängniß, das der König ausdrücklich anbefehlen ließ. Man errichtete ihm ein Grabmahl, worauf zwey Spaniſche Verſe geſetzet wurden, welche anzeigten, daß dieſer berühmte Seemann den Ruhm erworben habe, den Königreichen Caſtilien, und Leon, eine neue Welt zu verſchaffen. In der That hatte der Hof faſt nichts dabey gethan, als Anſprüche gemacht, und Mandate ausgefertiget.

Dieſe Ehre wurde dem Columbus bey ſeinem Leben lange Zeit ſtreitig gemachet. Sie wiſſen, daß, als er einen neuen Welttheil ankündigte, man behauptete, deſſen Daſeyn wäre nicht möglich; und nachdem er ihn entdecket hatte, gab man vor, er wäre längſt vor ihm bekannt geweſen. Selbſt diejenigen, welche ſeine Entdeckung nicht läugneten, ſuchten ſein Verdienſt zu verringern, und ſtellten ſie als etwas leichtes vor. Die Antwort des Columbus iſt bekannt, als er ſeinen Neidern vorſchlug, ein Ey auf einem

nem Teller ſtehen zu machen. Da es keinem gelingen wollte, zerſtieß er die Spitze des Eyes, und ſetzte es aufrecht hin. „Dieß iſt etwas ſehr leichtes, ſagten die Zuſchauer. Warum habt ihr es denn nicht gemacht? antwortete der Admiral„.

Alles was das Glück an Hoheit gewähren, und an Demüthigung auferlegen kann, theilte das Leben dieſes großen Mannes. Er genoß ſeines Ruhmes wenige Zeit, wenn man anders für eine Entbährung deſſelben anſehen kann, daß er mit dem Glanze glücklicher Erfolge, eine große Standhaftigkeit im Unglücke, verbunden hat.

Ich bin, u. ſ. w.

Auf dem Wege nach S. Domingo,
den 15 Juny, 1750.

Der 124 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Der Tod der Iſabelle, und des Columbus, brachte die Einwohner der Spaniſchen Inſel auf den höchſten Grad ihres Elendes. Es hatte nicht an dem guten Willen dieſer Fürſtinn gefehlet, um die Entdeckung der neuen Welt den Völkern dieſer weitläufigen Länder zu einer Quelle eben ſo vieler Vortheile zu machen, als ſie ihnen Unglück zugezogen hat. So bald ſie ihrer Krone unterworfen waren, befohl ſie den dahin abgeſchickten Statthaltern ausdrücklich, ſie ſollten mit ihnen, wie mit den Caſtilianern ſelbſt umgehen. Niemals zeigte ſie mehr Strenge, als wenn dieſem Theile ihrer Befehle zuwider gehandelt wurde. Sie haben geſehen, Madame, wie theuer es dem Columbus zu ſtehen gekommen war, daß er einige Indianer um ihre Freyheit gebracht hatte: gleichwohl liebte ſie ihn, kennete ſeine Verdienſte, und wußte ſie zu ſchätzen. In Spanien zweifelte man nicht, daß ihr Tod den Ovan-

do, von einer exemplariſchen Strafe, wegen ſeiner zu S. Domingo ausgeübten Gewaltthätigkeiten, gerettet habe. Er hatte auf der Inſel beſtändige Kriege veranlaſſet, welche, ſeiner Grauſamkeit gemäß, ſich allemal mit Ermordung der Einwohner, und Hinrichtung ihrer Oberen, endigten.

Nach dem Ableben der Königinn, entſchloß ſich dieſer Wüterich, dem Ueberreſte der unglücklichen Indianer die wenige noch übrig gebliebene Freyheit vollends zu nehmen. Er ließ dem königlichen Rathe vorſchlagen, ſie insgeſamt zu Sclaven zu machen, und unter die Caſtilianer zu vertheilen, damit ſie unter ihren Geboten zu dem Bergbaue angehalten würden. Die Politik billigte einen Vorſchlag, der dieſe Unglückſeligen außer Stand ſetzte, das geringſte zu unternehmen, und welcher die Gelegenheit zu allen Empörungen beſchnitte. Es war dieſes der höchſte Grad ihres Unglückes, und der Zeitpunct ihres Unterganges. Man kann nicht ohne Entſetzen anhören, was dieſe armen Leute von ihren barbariſchen Eroberern haben ausſtehen müſſen. Man band ſie, wenn ſie arbeiten ſollten, zuſammen, wie Laſtthiere, und wenn ſie übermäßig beladen

waren,

waren, zwang man ſie mit Peitſchen, fortzugehen. Fielen ſie unter der allzu ſchweren Laſt nieder, ſo verdoppelte man die übelen Begegnungen, und hörte nicht auf zu ſchlagen, bis ſie aufgeſtanden waren. Die Weiber nahm man von ihren Männern weg; die Männer *wurden* in die Bergwerke geſtecket, *wo ſie nicht* heraus gehen durften; und die Weiber brauchte man zu Beſtellung der Felder. Bey der ſchwereſten Arbeit bekamen beyderſeits nichts, als Kräuter und Wurzeln zu eſſen. Sehr oft geſchah es, daß man ſie wegen vieler Schläge, oder gänzlicher Entkräftung, tod hinfallen ſah. Die Mütter, denen aus Mangel der Nahrung die Milch vergieng, oder verdurb, blieben vor Schwäche, oder Verzweifelung tod auf den Leibern ihrer ſterbenden oder bereits geſtorbenen Kinder liegen. Einige der Eiländer, um der Tyranney zu entgehen, hatten ſich in die Gebirge geflüchtet, man verordnete aber beſondere Leute, die mit Kuppeln Hunden ausgehen, die Flüchtlinge aufſuchen, und hervorjagen mußten. Dieſe bejammernswürdige Menſchen wurden nackend, und ohne Waffen, wie das Wild in den Wäldern verfolget, von den Hunden zerriſſen, tod geſchoſſen,

oder in ihren Wohnungen überfallen, und verbrennt. Zuweilen ließ man ſie durch die Mißionnaire vorfordern, und trug ihnen an, ſich der chriſtlichen Religion, und dem Könige von Spanien zu unterwerfen; nach geſchehener Ceremonie aber, welche mehr eine Ungerechtigkeit war, erwürgte man ſie ohne Gewiſſen und Barmherzigkeit. Einige, um einem ſo grauſamen Tode zu entgehen, nahmen Gift; andere erhiengen ſich an den Bäumen, nachdem ſie dieſen traurigen Dienſt ihren Weibern und Kindern erwieſen hatten. Die Weiber, welche die von der Natur in ſie gelegten zärtlichen Rührungen durch ein anderes ebenmäßig natürliches Gefühl unterdrückten, beförderten ihre zu frühzeitige Niederkunft ſelbſt, damit ihre Kinder dergleichen barbariſchen Herren nicht unterthänig werden dürften. Zuletzt wurden dieſe Völker zu einem ſo entſetzlichen, äußerſten Verfahren gebracht, daß wenn ſie tödlich verwundet waren, ſie ſich ihre eigenen Pfeile aus Verzweifelung in den Leib ſtießen, wieder herauszogen, mit den Zähnen faſſeten, in Stücken brachen, und ſie nach den Caſtilianern wurfen, in der Meynung, ſie hätten ſich durch dieſe Beſchimpfung gnugſam gerächet.

Auf ſolche Art errichteten die Spanier ihre Herrſchaft; und fehlte ihnen auch zuweilen die Macht, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zur Verrätherey. Um Sie, Madame, bey dergleichen abſcheulichen Gegenſtänden nicht zu lange aufzuhalten, will ich nur ein Beyſpiel anführen. Nach dem Tode eines der erſten Caciquen auf der Inſel, folgte ihm ſeine Schweſter Anacoana in der Regierung. Dieſe Prinzeßinn war den Caſtilianern gewogen; und unerachtet ſie allezeit wohl mit ihnen umgegangen war, erwieſen ſie ihr nichts als Undank. Sie vermutheten, ſie wäre ihnen nicht mehr günſtig, weil ſie ihr in der That unzähliche Gelegenheiten, ſie zu verabſcheuen, gegeben hatten: ſie befürchteten daher, ſie möchte übele Anſchläge wider ſie heegen, und hielten für beſſer, ihr zuvor zu kommen. Der Statthalter Ovando ſtellte ſich an die Spitze von vierhundert Mann, und drang in das Gebiete der Anacoana ein, unter dem Vorwande, den an die Krone Spanien ſchuldigen Tribut einzufordern, gab aber zugleich vor, er wolle der Prinzeßinn, da ſie ſich allezeit für ſeine Nation erkläret hätte, die Aufwartung machen. Die Königinn vernahm dieſe Zeitung mit

großen Freuden, und bemühete ſich, den Statthalter auf eine ihr, und ihm, anſtändige Art zu empfangen. Sie ließ alle ihre Vaſallen zuſammen kommen, um ihren Hofſtaat anſehnlicher zu machen, und ihm einen höhern Begriff von ihrer Macht beyzubringen. Bey der Annäherung des Ovando, machte ſie ſich auf, ihm entgegen zu gehen, und beyderſeits gaben einander die kräftigſten Verſicherungen von Freundſchaft. Der Statthalter wurde in den Pallaſt geführet, wo ein prächtiges Gaſtmal auf ihn wartete; und etliche Tage lang wurde er auf das herrlichſte bewirthet. Ovando ſeinerſeits ladete die Prinzeßinn auf den folgenden Sonntag ebenfalls ein. Er gab ihr zu verſtehen, ſie ſollte ſich, um in ihrer völligen Größe zu erſcheinen, von ihrem ganzen Adel begleiten laſſen. Dieſer Rath ſchmeichelte der Anacoana Ehrgeitze, ohne das geringſte Mißtrauen bey ihr zu erwecken. Ihr ganzer Hof fand ſich alſo in einem ſehr großen Saale ein, der auf den Platz gieng, wo dieſes abſcheuliche Feſt vor ſich gehen ſollte. Die Spanier zeigten ſich in Schlachtordnung. Die Infanterie, die zuerſt aufmarſchirete, beſetzte unvermerkt alle Zugänge; die Reute-

rey,

rey, mit dem Statthalter, folgete, und rückte bis an den Saal vor, den ſie einſchloß. Die Reuter zogen den Säbel. Dieſer Anblick verſetzte die Königinn und alle Gäſte in ungemeines Schrecken. Ohne ihnen Zeit zu laſſen, ſich zu beſinnen, fiel die Infanterie nach verabredetem Zeichen auf das Volk, und machte es nieder; die Reuterey aber ſaß ab, und drang auf einmal in den Saal. Alle Vornehme wurden an die Säulen gebunden, und der Saal in dem Augenblicke in Brand geſtecket, wo dieſe Unglücklichen zu Aſche verbrenneten. Die Königinn, zu einer noch ſchimpflichern Begegnung beſtimmet, wurde in Feſſeln geleget, und mußte am Galgen ſterben.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß die Religion der Bewegungsgrund von der Spanier Grauſamkeit ſeyn mußte. Sie bildeten ſich ein, dieſe andächtigen und barbariſchen Vertilger, daß die Religion ihren Bekennern das Recht gebe, alle diejenigen, welche ihr nicht folgeten, unmenſchlich zu verfolgen. Von dieſem Vorurtheile verführet, ſpielten die Chriſten den Americaniſchen Völkern ſo grauſam, wie Straßenräuber, mit. Aber was für Chriſten? großer Gott! was

für Mißionaire? wilde Soldaten, welche ganze Nationen, voller Rechtſchaffenheit und Menſchlichkeit, ermorden, und Fürſten, Königen, und Kaiſern, die die Glückſeligkeit ihrer Völker ausmachten, die ſchimpflichſten und ſchmählichſten Martern anthun! Wahr iſt es, Spanien ſelbſt hat dieſe Abſcheulichkeiten nicht gebilliget, und ſie in den folgenden Zeiten durch eine gelindere Regirung, ſo viel als möglich, zu erſetzen geſuchet. Der Hof konnte freylich für eine Menge Herumläufer, ohne Namen, Stand, und Sitten nicht ſtehen, welche aus Armuth, Lüderlichkeit, Neugierde, Hoffnung, ja aus Ueberzeugung ihr Glück zu machen, den Anführern dieſer Unternehmung folgten. Wie konnte Spanien vorausſehen, daß Menſchen, Chriſten, ſich zu dem äußerſten Grade von Geitze und Grauſamkeit würden verleiten laſſen? Die Kreuzzüge, dieſe ſo heiligen Kriege, hatten ſie nicht längſt vorher unzähliche Beyſpiele von eben dergleichen Grauſamkeit, ausgelaſſenem Weſen, und Straſſenräuberey, gegeben? Die Eroberung des heiligen Grabes, und der neuen Welt, ſtellen ſich unter einerley Zügen dar; nur mit dem Unterſchiede, daß die Saracenen ſich

glück-

glücklicher Weiſe mit eben dem Vortheile weh- reten, als wir, folglich mit mehreren Hülfs- mitteln, als die armen Americaner, die we- der unſere Perſonen, noch unſere Sitten, Gebräuche, Religion, Kleidung, Pferde, Waffen, Geſchütz, Schiffe, Kriegsübungen, weder *unſere* Sprache, noch die Urſachen, die *uns in* ihr Land brachten, kenneten. Denn, man muß ſagen, daß wenn die Spa- *nier aus* Eifer für die Religion zu dieſer Er- oberung angetrieben wurden, ſie ſolchen gar bald gemißbrauchet haben: die Begierde nach Golde brachte die meiſten zu Handlungen, die den erſten Abſichten ganz entgegen waren.

Dieſe Beſchuldigung trift, wie Sie ge- ſehen haben, nicht den Columbus; aber der Haufen neuer Argonauten, die dieſem Jaſon folgten, waren nicht alle Helden. Leute, die meiſtens aus Spanien gegangen waren, weil ſie daſelbſt kein Brod hatten, glaubten be- rechtiget zu ſeyn, ſich mit den Gütern eines eben ſo frey gebohrnen Volkes, wie ſie, zu bereichern, und über das Leben dieſer Un- glücklichen, als über ihr Eigenthum, zu ge- bieten. Von mehr als Zwey Millionen Indianern, welche bey der Ankunft der Ca- ſtilianer die Inſel Hayti bewohneten, blieben

ſechs Jahre nach dem Tode des Columbus nicht funfzehn Tauſend übrig. Dieſe unzähliche Menge Menſchen waren unter der tyranniſchen Regirung ihrer grauſamen Ueberwinder in weniger als zwanzig Jahren alle umgekommen.

Das Gefühl von Menſchlichkeit und Religion bewog die zu S. Domingo niedergelaſſenen Dominicaner, ihre ganze apoſtoliſche Macht anzuwenden, um dieſer ſchändlichen Verheerung Einhalt zu thun. Einer, dieſer Ordensgeiſtlichen trat einsmals, bey Anweſenheit der Vornehmſten der Colonie, worunter der Statthalter der erſte war, auf die Kanzel, und eiferte gewaltig wider die Unbilligkeit und Barbarey, welche man an den noch übrig gebliebenen Eiländern ausübte. Dieſe Hitze veranlaßete bey den Zuhörern heimliches Murren, und der Statthalter gab dem Prediger einen Verweis; er fand aber deſſen übrige Amtsbrüder insgeſamt bereit, ihn zu vertheidigen. Die Kinder des heil. Franciſcus nahmen die Parthey wider die vom heil. Dominicus, und beyde Orden ſchickten Abgeordnete an den Spaniſchen Hof, die Sache der Indianer und Caſtilianer klagbar vorzubringen. Dort hielt man einen

einen außerordentlichen Rath, wobey dieſe wichtige Angelegenheit von beyden Theilen mit großer Heftigkeit beſtritten wurde. Der Schluß war, daß man der Indianer Recht zur Freyheit gegründet fände; und dennoch behielt man ſie in der Sclaverey. Es wurden verſchiedene Verordnungen zu ihrem Vortheile herausgegeben, ſie wurden aber nicht befolget. Es war dieſes alles, was der König in Anſehen des Teſtamentes der Iſabelle hatte thun können, welche noch auf ihrem Todbette die Gelindigkeit gegen dieſe Völker anbefohlen, und ihren Gemahl, und Kinder, gebeten hatte, dieſen ihrer letzten Willen zu erfüllen.

Andere Mißionnaire, (und es waren allezeit Dominicaner) ließen aufs neue ihren Eifer bey Uebertretung dieſer Verordnungen blicken. Der berühmte Bartholomäus de las Caſas, der hernach Biſchof von Chiapa wurde, und deſſen Name noch itzt in den Jahrbüchern der neuen Welt ſo ehrwürdig iſt, that ſich bey dieſer Gelegenheit am meiſten hervor: er gieng über das Meer, und legte ſeine Klagen zu den Füßen des Thrones nieder. Er wurde mit Hochachtung am Hofe aufgenommen, weil man daſelbſt außerordentli-

dentliche Leute gern ſieht; weil er aber nur die Billigkeit, und die ehrlichen Leute auf ſeiner Seite hatte, war ſeine Parthey weder die zahlreichſte, noch die mächtigſte. Sein vornehmſter Gegner war der Biſchof von Darien, der mehr auf ſeinen Nutzen, als auf die Wohlfahrt ſeiner Heerde begierig war. Dieſer hatte das meiſte bey der Vertheilung der Indianer zu veranſtalten, und ſie waren durch ſeine Eintheilung ſeine Sclaven geworden, machten auch ſeinen hauptſächlichſten Reichthum aus. Er hatte die Reiſe nach Europa ebenfalls unternommen, um ſich dem las Caſas zu widerſetzen, und die Rechte ſeines Bisthumes geltend zu machen. Das Seltene dieſer Klage, und die beyden berühmten Gegner, erweckten des Königes Neubegierde. Es war Carl der fünfte, der eben damals war zum Kaiſer erwählet worden. Dieſer berief eine Verſammlung der Geiſtlichen, und beyde Partheyen trugen ihre Gründe in ſeiner Gegenwart vor.

Der Biſchof redete zuerſt, und ſagte, es wäre nach einer hinlänglich erlangten Kenntniß der Gemüthsart und Sitten der Indianer geſchehen, daß man ſich entſchloſ-

ſen

ſen hätte, mit ihnen ſo hart zu verfahren; man würde niemals bewerkſtelliget haben, ſie anders als mit Gewalt zu bezwingen: ſie hätten alle Mittel hervorgeſucht, ihre Ueberwinder zu vertilgen, und die Spaniſche Botmäßigkeit zu vernichten: man müße dem Beſitze des Landes, und den Vortheilen der neuen Welt ſchlechterdings entſagen, wenn man dieſen Barbarn eine ihren Obern ſo nachtheilige Freyheit einräumen wollte: ſie wären um ſo weniger fähig, ſolche zum Guten anzuwenden, da ihr Verſtand im funfzigſten Jahre noch nicht ſo reif wäre, als der Europäer ihrer im zehnten; bey der Schwäche als Kinder hätten ſie aber die Laſter der verderbteſten erwachſenen Leute: ſie überließen ſich ohne Scheu, wie das Vieh, allen Arten von Schändlichkeiten; blos der Zwang zur Arbeit könnte ſie in Schrancken halten: und in Anſehung der Religion, wäre die Unterwürfigkeit das kräftigſte Mittel ſolche anzunehmen; laſterhaft, wie ſie wären, würde man niemals zum Zwecke gekommen ſeyn, ihnen die benöthigten Kenntniße beyzubringen, wenn man ſie nicht in einer beſtändigen Zucht gehalten hätte: ſie bezeigten auch eine ſo große Gleichgültigkeit für das Chriſtenthum,

thum, daß man ſie bey der geringſten Frey-
heit ſähe, nach empfangener Taufe, ſich ih-
ren alten abergläubiſchen Gebräuchen über-
laſſen: allenfalls könnte die Religion auch
ſolcher Chriſten, die kaum Menſchen wären,
entbähren.

Als der Prelat zu reden aufgehöret hatte,
befohl der Kanzler dem Ordensgeiſtlichen,
darauf zu antworten; und dieſer that es fol-
gendermaſen. „Ich bin einer der erſten,
die nach Indien kamen, als ſolches entdecket
wurde; weder Neugierde, noch Eigennutz,
trieben mich zu dieſer Reiſe an: das Heyl der
Ungläubigen war meine einzige Abſicht, und
mein alleiniger Bewegungsgrund. Ach!
hätte ich den Verluſt ſo vieler Millionen See-
len, die unglücklicherweiſe dem Geitze, und
der Unmäßigkeit der Spanier aufgeopfert
worden ſind, mit meinem Blute erkaufen
können! Man will uns bereden, die grauſa-
men Hinrichtungen wären nöthig geweſen,
um die Empörung der Indianer zu beſtrafen,
oder zu verwehren: allein man ſage uns, wo
dieſer Aufſtand ſeinen Anfang genommen
hat? Haben dieſe Völker unſere erſten Ca-
ſtilianer nicht mit Sanftmuth und Menſchen-
liebe aufgenommen? Warum ſie nicht eben

ſo

ſo freudig, ihre Schätze haufenweiſe hinzugeben, als die Spanier unerſättlich waren, ſelbige anzunehmen? Sie überließen uns ihre Länder, ihre Wohnungen, ihre Reichthümer; unſere Begehrlichkeit aber war dadurch noch nicht befriediget: wir wollten ihnen auch ihre Weiber, Kinder, Freyheit, *und ihr Leben* rauben. Konnten wir wohl *verlangen*, daß ſie nicht die geringſte Empfindlichkeit darüber bezeigen ſollten? „

„Um ſie recht gehäßig zu machen, wollte man uns lieber bereden, als ob ſie nicht einmal Menſchen wären. Schämen müſſen wir uns, daß wir es weniger ſind, und uns mehr als Barbarn erweiſen, als ſie! Was haben ſie ſonſt gethan, als ſich wider ungerechte Anfälle vertheidiget? Es ſind viehiſche, dumme, allen Laſtern ergebene Völker. Kann man von einer Nation, der das Licht des Evangelii fehlet, andere Sitten erwarten? Bedauren müßen wir ſie, aber nicht unterdrücken. Wir wollen uns vielmehr bemühen, ſie zu unterrichten, zu erleuchten, und mit ihnen, unſerm Orden gemäß, umzugehen; aber zur Verzweiflung müſſen wir ſie nicht bringen. Wie! mußten Ketten und Bande die erſten Früchte ſeyn, welche dieſe Unglückſeligen von

dem

dem Chriſtenthume einzuſammlen hatten? Wie kann man Gemüthern, die vom Haße vergiftet, und durch den Verluſt der Freyheit aufgebracht ſind, einen Geſchmack von deſſen Heiligkeit beybringen? Die Apoſtel haben Feſſeln getragen; aber ſie haben ſie nicht denen angeleget, die ſie bekehren wollten. Mit Ueberzeugung, Gelindigkeit, und Vernunft, muß man den Glauben predigen. Die Gewalt macht Heuchler, niemals wahre Chriſten. Ich frage, ob man bey den Indianern, ſeit ihrer Sclaverey, mehr Eifer geſpüret hat, das Chriſtenthum anzunehmen? ob ihre Herren bemühet geweſen ſind, ſie zu unterrichten? und ob nicht vielmehr der Haß, den ſie wider ihre Tyrannen haben, ihnen den Gottesdienſt, welchen ſie bekennen, noch gehäſſiger machet?„

Der Mönch beſchloß ſeine Rede, und bat den Kaiſer, den ſo ungerecht unterdrückten Unterthanen Gnade angedeihen zu laſſen; gab ihm auch zugleich zu verſtehen, daß Gott dereinſt Rechenſchaft von ihm, wegen der großen Ungerechtigkeiten, denen er hätte Einhalt thun können, fordern würde. Carl lobte den Eifer des Mißionnairs, und verſprach ihm, dem ihm vorgeſchilderten Uebel ſchlei-

ſchleinigſt abzuhelfen. Doch erſt lange hernach gewonn dieſer Fürſt Zeit, daran zu denken; und alsdenn war es zu ſpät, wenigſtens, was S. Domingo anbelangte. Der Haß der Einwohner war mit Rechte unverſöhnlich geworden, und dieſer machte zum Unglücke ihren Untergang nothwendig. Die funfzehn Tauſend, welche auf der Inſel noch übrig waren, als Las-Caſas zu ihrem Vortheile redete, kamen alle um, bis auf wenige, die der Wachſamkeit der Spanier entgangen waren. Einige von dieſen flüchteten in unbewohnte Gegenden, und lebten daſelbſt, ohne die Nachſtellungen ihrer Herren zu befürchten, welche die ganze Nation vertilget zu haben vermeyneten. Ein Trupp Jäger entdeckte ſie: man begegnete ihnen mit Glimpfe, und dieſe Unglücklichen ließen ſich durch die Freundſchaftsbezeugungen, die man ihnen erwies, gewinnen. Sie nahmen das Chriſtenthum an, gewöhnten ſich nach und nach an der Caſtilianer Gebräuche, und ſtifteten ſo gar Heurathen mit ihnen. Ihre geringe Anzahl verurſachte keine weitere Furcht, daher man ihnen erlaubete, nach ihrer Landesgewohnheit zu leben. Heutiges Tages ſind ſie mit den andern Einwohnern

ſo vermenget, daß man ſie ſchwerlich unterſcheiden kann; und überhaupt findet man auf der ganzen Inſel nicht einen einzigen Menſchen, der von den alten Eingebohrnen des Landes, ohne Vermiſchung, abſtammet.

Nachdem die Caſtilianer die Indianer, nebſt dem größten Theile ihrer Wohnungen vertilget hatten, ſah man eine Menge Städte unter ihren Händen entſtehen, welche unterſchiedene Veränderungen erlitten haben. San Domingo, deſſen Urſprung ich erzählet habe, wurde durch eben den Orcan verwüſtet, der den Untergang des angeführten berühmten Gold-Klumpen, und der ein und zwanzig Schiffe von der Spaniſchen Flotte, verurſachet hatte. Dieſer Ort lag dazumal dem Fluße Ozama gegen Morgen. Ovando, der ihn wieder herſtellete, veränderte ſeinen Platz, und verlegte ihn an das andere Ufer. Man hat dieſe neue Einrichtung getadelt, weil die Stadt ihr vortrefliches Waſſer verloren hat, das ſie bey ihrer erſten Lage zu genießen hatte. Da ſowohl ihr Brunnen- als Fluß-Waſſer ſehr ungeſund iſt, hat man ſich durch Ciſternen zu helfen geſucht.

Die Stadt liegt auf einem vollkommen ebenen Boden, und zieht ſich, von Norden

gegen

gegen Süden, längſt dem Fluße hin, deßen Ufer mit prächtigen Gärten gezieret ſind. Gegen Süden hat man die Ausſicht auf das Meer, und an den übrigen Seiten iſt die Landſchaft von ungemeiner Schönheit. Unterdeſſen iſt Grund und Boden nicht der beſte, wenigſtens um die Stadt herum; er iſt höckerich, ungleich, voller kleinen Hügel, und das Erdreich iſt bloßer Thon. Die Spanier machen daſelbſt viele Ziegel, und ſehr ſchönes Töpfer-Gefäße, in welchem letztern das Waſſer ſich außerordentlich friſch erhält.

S. Domingo hat heutiges Tages von ſeinem ehemaligen Glanze viel verloren. Die, welche es in ſeinem erſten Zuſtande geſehen haben, verſichern, daß es eine der ſchönſten Städte in der neuen Welt geweſen ſey. Der Palaſt, den Ovando zu ſeiner Wohnung daſelbſt bauete, war von der größten Koſtbarkeit. Er hat auch laſſen eine Feſtung anlegen, die ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ihre vornehmſte Vertheidigung beſteht in etlichen verdeckten Batterien, die das Meer, und den Fluß beſtreichen: hiernächſt liegen ſie auf ſteilen Felſen, achtzehn Fuß hoch, wo keine Schaluppe anlanden kann, weil die Wellen daſelbſt beſtändig ſtark anſchlagen.

Die Gaſſen in der Stadt ſind breit, und wohl durchſchnitten, die Häuſer auch nach der Linie gezogen: man trug daher kein Bedenken, zu Carl den fünften zu ſagen, daß Ihro Majeſtät Paläſte bewohnet hätten, welche weder ſo bequem, noch ſo groß, noch ſo koſtbar geweſen wären. Die meiſten waren von einer Art Marmor, den man in der Nachbarſchaft fand, gebauet, und die übrigen von einer gewiſſen bindenden Erde, die in der Luft hart wird, und faſt eben ſo lange dauert, als die Ziegel.

Das Meer ſpielet an den Fuß der Stadtmauer, welcher eine Art von Damme abgiebt, der die Stadt vor der Wuth der Wellen ſichert. Hundert und ſechzig Stück Canonen ſchützen ſie zugleich wider alle Anfälle. Die Rehde iſt ziemlich ſicher, ausgenommen vom Monate July, bis zu dem erſten October, wo außerordentlich heftige Sturmwinde auf der Küſte wüten. Die Ueberſchwemmungen des Fluſſes Ozama ſind weder häufig, noch gefährlich, weil ſeine Ufer ſehr hoch ſind. Man ſchreibt ihm, ſo wie der Nähe des Meeres, und gewiſſen daſelbſt wehenden Winden, die Urſache einer kühlen Luft zu, welche die Hitze des Clima ſehr mäßiget.

Uner-

Unerachtet die Erdbeben in dieſem Theile der Inſel ziemlich gewöhnlich ſind, ſo hat man doch bemerket, daß ſie keinen merklichen Schaden thun. Die Spanier ſind daſelbſt einer eigenen Krankheit unterworfen, die ſie Piſano nennen; ſie greift die Nerven an, welche ſtarr werden, und ſich zurück ziehen; das Blut in den Adern gerinnet; und die Kranken, nachdem ſie bey Mangel an Athem viel ausgeſtanden haben, ſterben mehrentheils: man verſichert aber, kein Franzoſe werde von dieſer Krankheit befallen.

Wenige Zeit nach der Grundlegung von San Domingo, ſtiftete man daſelbſt ein Bißthum, das ſeit der Zeit eine Metropolitan-Kirche erhalten hat. Der Theil der Inſel, der den Spaniern unterworfen iſt, ſteht unter dieſem Kirchſprengel; und der Erzbiſchof iſt Primas, von dem ganzen Spaniſchen Indien. Seine Cleriſey beſteht aus einem Archidiaconus, vierzehn Canonicis, und einer großen Menge anderer Prieſter, die in der Cathedralkirche das Amt verrichten. Die Stadt hat nur ein Kirchſpiel; und man zählet ihrer überhaupt nur achtzehn in der ganzen übrigen Colonie. Die Franciſcaner, Dominicaner, Jeſuiten,

und der Orden de la Merci, haben hier Klöſter. Die Kirchen ſind ſehr ſchön; beſonders die Metropolitankirche, deren prächtige Baukunſt durch die reichen Verzierungen noch mehr erhoben wird. Ueberdieſes ſind zwey Hoſpitäler, eine Univerſität, eine Münze, und etliche Nonnenklöſter. Dieſe Stadt iſt auch der Sitz einer königlichen Audiencia, oder Parlements, welche aus einem Präſidenten beſteht, der zugleich General-Capitain iſt, aus vier Räthen, aus einem königlichen Oberrichter, und aus andern Gerichtsperſonen. Die Spaniſchen Antillen insgeſamt, und ein Theil des feſten Landes von America, ſtehen in Rechtsſachen unter dieſem Gerichtshofe; aber die Gewalt des Präſidenten, als Generalcapitain, erſtreckt ſich nur auf die Inſel S. Domingo. Er hat einen Zeugmeiſter, einen Major, acht Adjutanten, vier Compagnien regulirter Truppen, jede von funfzig Mann, alle vom Hofe unterhalten und bezahlet, und eine Artillerie-Conpagnie von vierzig Canonieren, unter ſich. Außer zwey hundert Soldaten, welche die Stadt liefert, iſt auch noch eine bürgerliche Miliz, welche aus ſechs Compagnien Indianern, Mülatern, und frey-

freygelaſſenen Schwarzen beſteht; und alle dieſe Truppen zuſammen machen in der Stadt und in den herumliegenden Gegenden, ohngefähr funfzehen hundert bewafnete Leute aus.

Ehe Spanien noch glänzendere Eroberungen machte, und ſeiner Größe und Macht einen andern Sitz wählete, hatte es auf dieſer Inſel verſchiedene anſehnliche Städte, welche heutiges Tages faſt nichts als Dörfer ſind. Sant Yago iſt nur ein offener Ort, ohne Feſtungswerke und Wälle, wo drey oder vier hundert Hütten, und etwa dreyßig ſteinerne Häuſer befindlich ſind. Die Luft iſt ſehr geſund daſelbſt, , ſo daß die Kranken von allen Oertern der Spaniſchen Colonien, zu Wiedererlangung ihrer Geſundheit ſich dahin begeben. Man trift auch Franzoſen an, die wegen etwa gehabter Unfälle ihre Wohnungen verlaſſen, und, der geſunden Luft zu genießen, ſich hieher begeben haben.

In dieſer Gegend ſäet man Korn; und alle Jahr ſammelt man für hundert tauſend Thaler Tabak ein, der nach der Haupiſtadt gebracht wird. Die Privatperſonen ziehen eine Menge Vieh auf, welches, außer den Häuten und dem eingeſalzenen Fleiſche, einen guten Handel mit den Franzoſen abgiebt.

Unſere Colonie bekommt von ihnen faſt alles Fleiſch, das ſie braucht; im Gegentheile liefern wir ihnen auch das, was ſie etwa ſonſt, außer den Nothwendigkeiten des Lebens, bedürfen: denn ſie bekommen nichts mehr aus Spanien, und ihre Faulheit entzieht ihnen die von der Arbeit und dem Gewerbe zu erhaltenden Vortheile. Das Land iſt auch ſehr bequem zu dem Anbaue von Indigo, Cacao, Baumwolle, Rocou, und Zucker, und es wäre dieß eine andere Quelle von Reichthume, wenn das Land mehr bevölkert, und die Nation arbeitſamer wäre.

Der Fluß Yaque, der dieſes Land bewäſſert, führet Goldkörner, von der Größe eines flachen Nadelkopfes, oder einer ſehr dünnen Linſe. Diejenigen, welche ſie ſuchen, ſammeln ihrer alle Tage für vier bis fünf Franken, (1 rthl. 8 gr.) aber die Faulheit, und die Beſchwerlichkeit, die Füße beſtändig im Waſſer zu haben, macht, daß die Einwohner dieſen Vortheil vernachläßigen.

Eine der vornehmſten Städte auf der Spaniſchen Inſel war La Conception de la Vega, welche Carl der fünfte zu bevölkern Sorge getragen hatte. Ihren Urſprung zieht ſie von einem Schloſſe, das Columbus

in einer Ebene, la Vega Real genennet, auf-
bauen ließ. Man zählte daſelbſt auf funf-
zehntauſend Seelen, als ſie von einem Erd-
beben verwüſtet wurde: aus ihren Trüm-
mern iſt der Flecken Vega entſtanden, den
die Franzoſen le Begue nennen. Er liegt
ſieben oder acht Stunden von Sant Yago,
und man ſieht hier, wie faſt in allen Städ-
ten der Caſtilianiſchen Botmäßigkeit, kleine
Häuſer, und große Kirchen. Wenn man die
Hauptſtadt ausnimmt, wo verſchiedene Pri-
vatgebäude noch von dem alten Glanze etwas
übrig haben, ſo findet man an den übrigen
Oertern nichts als Strohhütten, worinnen
man kaum bedecket iſt; und in der Haupt-
ſtadt ſelbſt, wenn die Häuſer vor Alter, oder
durch Zufall, eingehen, werden keine anderen
gebauet.

Die Beköſtigung kommt mit der Woh-
nung überein. Ein Franzoſe, der viele Jah-
re hier zugebracht hat, ſagte mir: „Auf der
ganzen Welt iſt niemand, der ſparſamer lebt,
als die hieſigen Leute: ihre Mahlzeit be-
ſteht in Obſte, Milch, und Wurzeln; und
die Chocolate muß erſetzen, was dieſen länd-
lichen Speiſen fehlet. Den Tag über beſchäff-
tigen ſie ſich mit gar nichts; und auch ihren

Sclaven legen ſie keine ſo gar ſauere Arbeit auf. Ihre Zeit bringen ſie entweder mit Spielen hin, oder ſie laſſen ſich in ihren Hångebetten, (hamacs,) wiegen. Haben ſie genug geſchlafen, ſo ſingen ſie, und ſtehen vom Bette nicht eher auf, bis ſie der Hunger nöthiget. Um Waſſer aus dem Fluſſe, oder aus einem Brunnen zu holen, ſetzen ſie ſich zu Pferde, håtten ſie auch nur zwanzig Schritte zu gehen; dieſerwegen muß auch allezeit ein geſatteltes und aufgezåumtes Pferd bereit ſtehen. Die meiſten verachten das Gold, darauf ſie gehen, und lachen über die Franzoſen, wenn ſie ſehen, daß ſie ſich ſo viele Mühe geben, Reichthümer zu ſammeln, da ſie doch nicht Zeit genug haben, ſolche zu genießen. Nicht allein bey ihnen zu Hauſe leben ſie måßig; ſondern ſie kommen auch oftmals mit einem großen Aufzuge von Pferden in unſere Quartiere; ſelten aber ſieht man ſie in ein Wirthshaus einkehren. Sie bleiben haußen auf der Straße halten, laſſen die Pferde auf den Feldern weyden, ſetzen ſich unter Hütten, die ſie in der Geſchwindigkeit aufſchlagen, und leben von gedörrtem Fleiſche, von der Bananas-Frucht, die ſie überall finden, und allemal von ihrer Chocolate.„

„Die

„Die Bemühung, ihren Verſtand zu beſſern, beſchäfftiget ſie eben ſo wenig: ſie ſind daher außerordentlich unwiſſend: kaum kennen ſie den Namen ihres alten Vaterlandes, mit welchem ſie faſt in keiner Verbindung mehr ſtehen. Weil ſie ſich gleich anfänglich mit den Eiländern, und nachher mit den Schwarzen vermiſchet haben, ſo ſind ſie itzt von allen Farben, nach dem ſie mehr oder weniger mit Europäerinnen, Africanerinnen, oder Americanerinnen zu thun gehabt haben. Auch ihre Gemüthsneigung hat etwas von dieſen dreyen Nationen; das heißt, ſie haben alle ihre Laſter angenommen. Doch eignet man ihnen einige Tugenden zu; inſonderheit eine große Ehrfurcht für die Religion, die aber mit der äußerſten Lüderlichkeit verbunden iſt, und eine Art von Mitleiden, wodurch ihr Herz für die Bedürfniſſe des Nächſten eingenommen wird. Auf den Gränzen findet ſich eine Menge müßiggehender Franzoſen, die im Lande herumlaufen, und von Almoſen leben: unerachtet des alten Haſſes zwiſchen beyden Nationen, ſo werden dieſen doch in dem ſpaniſchen Antheile der Inſel viele Wohlthaten erwieſen; und man würde ſich eher ſelbſt das Nothdürftige verſagen,

als

als denen, die eine Beyhülfe verlangen, nicht helfen. „

Die Spanier, Herren von mehr als der Hälfte der Inſel S. Domingo, beſitzen längſt den Küſten den beſten Boden; ſie ziehen aber, wie Sie geſehen haben, wenig Nutzen davon, weil ſie ihn zu unterhalten vernachläßigen. Die Mitten des Landes, welche eine lange Reihe Gebirge einnimmt, iſt faſt ganz wüſte. Es entſpringen daſelbſt eine Menge Flüſſe, wovon aber die meiſten nur Bäche, oder reißende Waſſer abgeben. Dieſes Waſſer hat einen angenehmen Geſchmack, und iſt ſo gar geſund, aber ſo kältend, daß man es mit Vorſichtigkeit trinken muß: es iſt nicht weniger gefährlich, ſich darinnen zu baden. Einige dieſer Flüſſe ſind ziemlich breit, und viele führen, mit dem Sande, Goldkörner.

Die Reiſenden machen viel Rühmens von zweyen Seen, und erzählen viel Sonderbares davon. Der See Xaragua iſt achtzehn Stunden lang, und zweye oder dreye breit; ſein Waſſer iſt ſalzig, wie das Meer. Man fängt die größten Fiſche darinnen, eben ſo, wie man ſie im Oceane findt, Wallfiſche und dergleichen ausgenommen. Der zweyte,

von

von den Caſtilianern gerühmte See liegt auf dem Gipfel eines ſehr hohen Berges. Der Statthalter Ovando, da er ſo viel Wundernswürdiges davon erzählen hörete, gab zweyen beherzten Officieren den Auftrag, ihn zu unterſuchen. Der Berg iſt ſo hoch, und ſo ſteil, daß die Nachforſcher viele Mühe hatten, hinauf zu kommen. Außer daß ſie ermüdet waren, wurden ſie durch ein großes Getöſe aufgehalten, das ſie in Schrecken ſetzte. Die Kälte war außerordentlich, der Weg wurde immer ſchwerer, und je höher ſie ſtiegen, deſto ſchrecklicher wurde das Geräuſch. Endlich kamen ſie oben auf den Berg, wo ſie den geſuchten See entdeckten: das Geräuſch, das beſtändig zunahm, ſetzte ſie in ſolche Furcht, daß ſie nun auf ihren Rückweg bedacht waren. Dieß iſt alles, was man von dieſem berühmten See hat erfahren können, von dem die abergläubigen und leichtgläubigen Caſtilianer viele Fabeln erzählet und geglaubet haben.

In dieſem Augenblicke höre ich, Land, rufen: ein Matroſe hat die Küſten von S. Domingo geſehen: die Neugierde treibt mich auf das Verdeck: ich werde wiederkommen, meinen Brief zu ſchließen. — — —

Was

Was für einen ſchönen Anblick zeigt nicht dieſe Inſel! Eine ungeheuere Fläche, unüberſehliche Wieſen, wohl unterhaltene Wohnungen, Gärten, davon einige mit Indigo, andere mit Zuckerrohre bepflanzet, und verhältnißmäßig angeleget ſind. Der Horizont wird auf der einen Seite vom Meere, auf der andern, von Bergen mit Holze bewachſen, und die ſich wie ein Amphitheater zeigen, eingefaſſet, und die Ausſicht dadurch vervielfältiget. Wege, nach der Linie gezogen, ſind mit lebendigen Hecken von Citronen, und Pomeranzen umzäunet; tauſenderley Blumen vergnügen das Auge, und erfüllen die Luft mit angenehmen Geruche. Dieß ſind, Madame, die vortreflichen Gegenſtände, welche die luſtige Anſicht der Inſel S. Domingo vom weiten zeiget, und wo ich in wenigen Augenblicken anzulanden gedenke.

Ich bin

In der Nähe von der Inſel S. Domingo, den 21 Juny, 1750.

Der

Der 125 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Sie haben geſehen, Madame, daß die Caſtilianer, nach gemachter Entdeckung dieſer Inſel, ſich des Landes bemächtiget, es verheeret, die Einwohner ermordet, eine Colonie daſelbſt errichtet, Städte erbauet, und viele Macht erworben haben, welche durch die Zeit, durch wichtigere Beſitznehmungen, und durch die außerordentliche Schläfrigkeit der Spanier meiſtens wider vernichtet worden iſt.

Itzt wird ſich Ihnen ein anderer Schauplatz zeigen: es werden auf ſelbigen die Franzoſen erſcheinen. Sie werden ſehen, wie ſie ſich auf den Trümmern der Caſtilianer erheben, und in dem nördlichen Theile der Inſel eine der reichſten, und blühendeſten Colonien der neuen Welt errichten. Selbige hat ihren Urſprung der äußerſten Verwegenheit eines neu entſtandenen Volkes zuzuſchreiben, welches aus Engländern, Bretaniern, beſonders aber Nor-

männern zufälligerweiſe entſtanden iſt. Ihr Anfang und ihre Vereinigung, waren faſt ſo, wie bey den Römern; ihre Tapferkeit aber war ſchneller und ſchrecklicher.

Sie werden leicht merken, daß hier die Rede von denen Freybeutern iſt, derer ich in meinem Briefe von Jamaica Erwähnung gethan habe. Selbige ließen ſich, auf der nördlichen Küſte der Spaniſchen Inſel nieder. Einige von ihnen ſetzten ihre Streifereyen auf der See fort; andere beſchäftigten ſich mit der Jagd; noch andere legten ſich auf den Ackerbau; nichts aber beförderte das Aufnehmen ihrer Errichtung mehr, als der Beyſtand der Franzöſiſchen Schiffe, welche ſie zu beſuchen anfiengen. Inſonderheit kamen die Normänner dahin, eben ſo wie ſie in dem eilften Jahrhunderte nach England, und nach Italien giengen. Sie hatten Angeworbene bey ſich, die ſie auf drey Jahre käuflich überließen, und die man an ſtatt der Schwarzen brauchte. Wenn es nöthig war, mußten ſelbige auch Kriegesdienſte thun; und es waren ſo tapfere unter ihnen, daß ſie groſſes Vermögen erwurben, und ſich von ihrer Knechtſchaft losmachten.

Was

Was die Jäger, oder Boucaniere, anbelanget, ſo hatten ſelbige keine andere Wohnung, als was ſie ihre Boucans nenneten: dieſes waren kleine Stücken Feld, wo ſie die Horten zum Dörren des Fleiſches, ingleichen einen Platz die Häute auszubreiten, und Hütten dabey hatten, derer ganze Bequemlichkeit in ſonſt nichts beſtund, als vor Regen und Hitze bedecket zu ſeyn. Da ſie weder Weiber noch Kinder hatten, pflegten ſie, zwey und zwey beyſammen zu wohnen, und einander hülfliche Hand zu leiſten. Ihre Habſeligkeiten waren unter ihnen gemeinſchaftlich, und blieben zuletzt dem der den andern überlebte. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit waren bey ihnen ſo eingeführt, nicht allein unter den Camaraden, ſondern auch unter der ganzen Geſellſchaft, daß man das, was man nicht bey ſich fand, ohne Bedenken bey den Nachbarn nahm, und keine weiteren Umſtände dabey nöthig hatte, als nur um Erlaubniß zu bitten. Uebrigens kennete man keine anderen Geſetze, als wunderlich zuſammengeleſene Vergleiche, derer ganze Gültigkeit in der Gewohnheit beſtund.

Die Boucaniere glaubten von aller vorigen Verbindlichkeit durch das Eintau-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

chen in das Meer befreyet zu ſeyn, eine Ceremonie, die man mit ihnen bey der Durchfahrt unter dem Wendekreiſe vornahm. Die Religion ſelbſt hatte ſo wenig Eindruck bey ihnen hinterlaſſen, daß ſie ſich kaum des Gottes ihrer Våter erinnerten. Es iſt wahrſcheinlich, daß wenn ſie ſich unter dieſen Umſtånden bis auf die zweyte und dritte Zeugung erhalten håtten, ſie weniger Kenntniß vom Himmel behalten haben wůrden, als die Caffern, Hottentotten, und Caraiben. Sie hatten bis auf ihren Familiennamen verändert, und lächerliche Beynamen angenommen, davon die meiſten ihren Nachkommen geblieben ſind. Doch bedienten ſich diejenigen, welche nachher heuratheten, ihrer wahren Namen bey Unterſchriften; und dieſes hat Gelegenheit zu dem Sprichworte im Lande gegeben: „daß man die Leute nicht eher kennet, als bis ſie heurathen.„

Die Kleidung der Boucaniere beſtund in einem Hemde, mit dem Blute der erlegten Thiere gefärbet; in noch ſchmuzigern Beinkleidern; und in einem Riemen, an ſtatt des Gurtes, woran ein großes Meſſer in einer breiten Scheide hieng. Ihr Hut war ohne Rand, ausgenommen vorne, wo

etwas davon übrig blieb, um ihn anzufaſſen. Keine Strümpfe trugen ſie nicht; ihre Schuhe waren von Schweinehaut; und ihr Gewehr beſtund in einer großen Flinte, welche Kugeln ſchoß, davon ſechzehn auf ein Pfund giengen.

Jeder von ihnen hatte eine gewiſſe Zahl Angeworbener bey ſich, und einen Trupp von zwanzig Hunden, worunter allezeit einer voran gieng, der den Trupp führte. Wenn das Wild aufgejaget war, liefen die andern Hunde zu, und hielten es unter beſtändigen Bellen auf, bis der Boucanier herbeykam, es zu ſchießen. Das Thier wurde gleich auf dem Platze zerleget; und der Jäger nahm einen der größten Knochen, zerbrach ihn, und ſaugte das Mark aus. Dieß war das ordentliche Frühſtück der Boucaniere: die übrigen Knochen überließen ſie den Angeworbenen. Man fuhr fort zu jagen, bis ſo viele Stücken Wild erleget, als Perſonen gegenwärtig waren. Dieſe Leute wußten von keiner andern Speiſe: etwas Piment, mit ein wenig Pomeranzenſafte, machte die ganze Zubereitung aus. Der Tiſch war ein Stein, oder ein Stock von einem Baume; reines Waſſer das Getränke; und keinerley Art

von Brode. Die Beſchäftigung eines Tages war die nämliche für alle andere, ſo lange bis die Anzahl Häute, die man den Kaufleuten zu liefern verſprochen hatte, beyſammen war. Dieß war die Beſchaffenheit der Boucaniere von S. Domingo, welche mit den Freybeutern, Coloniſten, und Angeworbenen, die neue Colonie ausmachten. Aus der Vermiſchung dieſer vier Arten Einwohner iſt derjenige Haufen Leute entſtanden, den man den Namen der Avantüriers beygeleget hat.

Die Nothwendigkeit ſich wider die Spanier zu vertheidigen, welche wegen dieſer Nachbarſchaft unruhig wurden, brachte ſie zu dem Entſchluße, ſich ein Oberhaupt zu wählen. Sie übergaben das Commando einem Proteſtanten, mit Namen Le Vaßeur; dieſer war ein tapferer Mann, und man hielt ihn in allen Theilen der Kriegsbaukunſt für geſchickt. Er erhielt ſeinen Ruhm durch die Art, wie er ſich ſowohl auf der kleinen Inſel la Tortüe, als in S. Domingo vertheidigte. Glücklich wäre er geweſen, wenn er ſeine Colonie mit ſo vielem Glimpfe regieret hätte, als er Tapferkeit und Klugheit zeigete. So bald er aber für der auswärtigen Gefahr ſicher zu

ſeyn

ſeyn vermeynte, rechnete er die Liebe derer, die unter ſeinem Befehle ſtunden, für nichts, und zog ſich ihren Haß gar bald zu. Er fieng bey den Catholiken an, und unterſagte ihnen alle Ausübung ihres Gottesdienſtes. Er ließ ihre Kapellen verbrennen, und jagte die zwey Prieſter fort, die das Amt darinnen verwalteten. Mit den Proteſtanten gieng er nicht viel beſſer um, und beſchwerte ſie mit Abgaben und Frohndienſten: er legte ungeheuere Taxen auf alle Lebensmittel, und übte wahre Tyranney aus. Die geringſten Fehler wurden nach der äußerſten Schärfe beſtrafet. Er hatte einen eiſernen Käſich machen laſſen, worinnen man weder liegen noch ſtehen konnte, und welchen er ſeine Hölle nennete: es war genug, ihm zu mißfallen, um da hinein geſperret zu werden. Nicht viel beſſer war man in einem gewiſſen Thurme, den er ſein Fegefeuer nennete. Unterdeſſen wußte er, bey der großen Strenge ſeiner Regirung, das Gemüthe ſeiner Unterthanen ſo geſchickt zu lenken, und dieſe kleine Republik als einen Zufluchtsort für alle Hugenotten, die ihre Religion frey ausüben wollten, vorzuſtellen, daß ſie allerſeits willigten, ihn für ihren Fürſten zu erkennen. Er genoß etli-

che Jahre der Ehre dieſes eingebildeten Titels, bis er endlich durch die Hand eines Menſchen, dem er ſeine Maitreße genommen hatte, in ſeinem eigenen Blute erſticket wurde.

Der franzöſiſche Hof that lange Zeit, als wenn er die Anfälle dieſer Avantüriers wider die Spanier nicht wüßte, mißbilligte auch ihre Aufführung, weil er dazumal nicht für dienlich fand, ſich mit Spanien wegen eines Landes zu entzweyen, das er nicht ſicher war, zu behalten. So bald er ſie aber zahlreich, ſtark, und reich genug ſah, ihren Feinden die Spitze zu bieten, erkennte er ſie für ſeine Unterthanen und ſchickte ein Corps regulirter Truppen ab, die ihnen helfen mußten, ihre Eroberungen zu erhalten. Fontenai, ein Maltheſer Ritter, wurde von dem Hofe ernennet, dieſen kleinen Staat, als Statthalter von la Tortüe, und der Küſte von S. Domingo, zu regiren: er iſt der erſte Franzoſe, der dieſen Titel erhalten hat.

Mäßige Eigenſchaften wären nicht hinlänglich geweſen, Leuten von ſo ſonderbarem Character einen Geſchmack an Ordnung beyzubringen, und eine wohl eingerichtete Colonie aus ihnen zu machen. Der Herr von

Ogeron,

Ogeron, der auf den Ritter von Fontenai folgete, beſaß alle zu dieſem großen Unternehmen erforderliche Eigenſchaften, im höchſten Grade. Sein Andenken iſt in S. Domingo noch itzt in Ehren, wo er als der wahre Stifter der Colonie angeſehen wird. Da ſein Volk keine Gelegenheit hatte, Weiber zu rauben, wie man von den Gefährten des Romulus erzählt, ſo ließ er hundert Frauensperſonen aus Frankreich kommen, um die Einwohner zu verheurathen. Selbige aber waren nicht hinlänglich eine zahlreich gewordene Geſellſchaft zu vermehren: Zwey Mannsperſonen mußten daher um ein Mägdgen ſpielen; der, welcher gewonnen hatte, heurathete ſie; und der, welcher verlohren hatte, durfte nur alsdenn bey ihr ſeyn, wenn der erſte anderwärts beſchäftiget war.

Unerachtet der Transport nicht wichtig war, ſo ſpürete man doch gar bald eine große Veränderung. Wenn aber dieſe Weiber ihren Männern etwas von den ihrem Geſchlechte eigenen Tugenden mittheilten, ſo flößeten dieſe hinwiederum ihnen auch einige der männlichen Eigenſchaften ein; und man verſichert, ſie hätten die Tapferkeit im Krie-

ge ſehr weit getrieben. Die Leichtigkeit, mit der ſie ſich verheuratheten, zog andere herbey; und wenn der Hof die Abſichten unterſtützet, und dem Verlangen des Statthalters Genüge geleiſtet hätte, wäre die Colonie noch viel volkreicher. Sie fuhr unterdeſſen fort, mehr und mehr zu zunehmen; und bey dem Tode des Statthalters zählte man ſieben oder acht tauſend Perſonen, davon die Hälfte bey den ſchwereſten Unternehmungen konnte gebraucht werden. Sie wurden durch die Furcht der Spanier, welche ſie immer noch als Seeräuber anſahen, in einer beſtändigen Wachſamkeit unterhalten. Frankreich that, als wenn es ihre Räubereyen nicht ſähe, weil ſie mehr und mehr Land gewonnen; und endlich erlangte es ein völliges Recht über den einen Theil der Inſel S. Domingo, welchen Spanien ihm in dem Ryßwicker Frieden förmlich abtrat.

Eine der Urſachen, welche das Zunehmen dieſer Colonie noch mehr beförderte, war die **Eroberung** der Inſel **S. Chriſtoph** durch die Engländer, im Jahre 1690. Ein Theil der daſigen Franzöſiſchen Einwohner wurde auf andere Inſeln, und beſonders nach S. Domingo gebracht. Dieſe Leute,

wie

wie man ſagt, führten mehr Lebensart, und beſſere Geſinnungen von Ehre und Religion, daſelbſt ein, welche ſonſt nicht bekannt waren. Man behauptet, daß unter allen unſern Errichtungen auf den Americaniſchen Inſeln, die von S. Chriſtoph allezeit die geſitteſte geweſen, und daher zum Sprichworte auf den Antillen geworden ſey, daß man in S. Chriſtoph Adel, in Guadeloupe Bürger, in Martinique Soldaten, und in Grenade Bauern fände.

Einige Jahre zuvor war man bedacht geweſen, das Juſtizweſen in S. Domingo in eine beſſere Verfaſſung zu bringen. Bis dahin war das Recht nur von Kriegsleuten geſprochen worden, welche keine Kenntniſſe von Geſetzen hatten. Man errichtete alſo einen oberſten Gerichtshof, und königliche Landgerichte. Was die geiſtliche Verfaſſung anbelanget, ſo haben Sie, Madame, die Beſchaffenheit der Religion unter den Boucanieren bereits geſehen. So bald dieſe anfiengen aus ihrer Barbarey zu kommen, wurden die Gemeinden, ſo wie ſie entſtunden, von dem erſten Prieſter, der ſich zeigte, beſorget. Hernach kamen ſie in die Hände der Capuciner; die Luft aber war der Kleidung

und Lebensart dieſer Geiſtlichen ſo zuwider, daß ſie faſt alle ſturben. Die übrigen baten um Erlaubniß ſich weg zu begeben; und die Jeſuiten ließen ſich nicht entgegen ſeyn, ihre Stelle zu bekommen. Dieſe theilten die Beſorgniß mit den Dominicanern, welche die Kirchſpiele der ſüdlichen und weſtlichen Küſten bekamen. Doch ſind noch einige Capuciner unter den Jacobinern vermenget geblieben.

Die allgemeine Ruhe, die in Europa und America durch den Utrechter Frieden hergeſtellet wurde, ſetzte die Franzöſiſche Colonie von S. Domingo in den Stand, noch volkreicher zu werden, auch ihre Errichtung beſſer zu befeſtigen. Die Freybeuter fanden auf dieſe Art nichts mehr zu thun, und ſie zerſtreueten ſich. England und Frankreich, ſo bald ſie ihrer nicht mehr benöthiget waren, ließen nach, ſie zu ſchützen; dergeſtalt, daß, nachdem ſie den Spaniern faſt eben ſo großen Schaden zugefüget hatten, als dieſe den Americanern, einige in ihr Vaterland zurück giengen, und ihre Reichthümer daſelbſt verzehrten; andere kamen durch die Ausſchweifungen, welche dieſe Reichthümer veranlaſſet hatten, um ihr Leben;

ben; die meiſten aber vertheilten ſich in die Wohnungen, und wurden durch ihre Arbeitſamkeit nützlicher, als ſie vorher, bey ihren vielen und langen Unternehmungen, worüber noch die Nachwelt erſtaunen wird, nicht geweſen waren.

Bald darauf wurde dieſes Land zu einem General-Gouvernement gemachet, und der Commendant bekam den Titel eines Statthalters der Inſeln unter dem Winde. In der Folge wurde auch ein Intendant ernennet; und beyde haben ihre Reſidenz gemeiniglich zu Cap-Francois, der Hauptſtadt der Colonie. Dieſen beyden Officieren iſt eine beſondere Gerichtsbarkeit überlaſſen, unter dem Namen des Tribunals der gemeinen Privilegien. Sie unterſucht auf eine ausſchließende Weiſe die Streitigkeiten, die etwa wegen der von dem Könige bewilligten Ueberlaſſungen entſtehen; Bewilligungen, die den Grund alles Eigenthumes in der Colonie ausmachen. Man ſieht leicht ein, was für Mißbräuchen ein Gericht unterworfen iſt, das aus zweyen Richtern beſtehet, welche, im Falle ſie verſchiedener Meynung ſind, weder Mittel haben

ben ſich zu vereinigen, noch auch beſtimmte Geſetze, worauf ſie ihre Urtheile gründen.

Cap = Francois, welches anfänglich nichts als ein zufälliger Haufen von Hütten war, iſt itzt eine ziemlich große, auf der mitternächtlichen Küſte erbauete Stadt, an dem Fuße einer Reihe Gebirge, davon ein Theil ſie umgiebt, und eine Art von Aufſatze über ihr machet. Die Gebirge ſind, entweder durch die Einwohner angebauet, oder mit Holze bewachſen, und ſtellen ein angenehmes, und abwechſelndes Amphitheater vor. Eine der Seiten der Stadt erſtreckt ſich längſt der Rehde, welche drey Stunden im Umfange haben kann, und eine Art von Bay vorſtellet, wo nur der Nordwind hintrifft: die Einfahrt wird durch ein Fort beſchützet, das in den Felſen gehauen iſt. Dieſe mit Geſchütze wohl verſehene Feſtung geht weit in das Meer, und verurſacht ein Vorgebirge, oder Cap, davon die Stadt ihren Namen hat. Der Haven iſt mit Schiffen aller Gattung angefüllet: jährlich laufen ihrer nicht weniger als fünf hundert darinnen ein, die ihn in einer beſtändigen Bewegung erhalten, und ſehr belebt machen. Die Gaſſen ſind gerade, ſchneiden ſich rechtwinklich, und haben mehr

als

als dreyßig Fuß Breite: in dem Mittelpuncte der Stadt iſt ein ſchöner Platz, welchem gegen über die Hauptkirche ſteht: mitten auf dem Platze iſt ein Springbrunnen angeleget, und an den Seiten ſind Alleen von Bäumen gepflanzet, welche Schatten, und kühle Luft geben. Die Häuſer ſind niedrig, und zur Handlung eingerichtet. Die vornehmſten Gebäude ſind die Caſernen, und ein großes Vorrathshaus am Ufer des Meeres, wo der oberſte Gerichtshof, und die ordentlichen Rechts-Collegia ihre Zuſammenkünfte halten. Die Beſatzung, die Rechtsgelehrten, die Admiralität, der General-Stab, die Kaufmannſchaft, die Creolen, und Schwarzen, machen zuſammen eine Anzahl von ohngefähr zehntauſend Einwohnern aus. Eine halbe Stunde von der Stadt ſteht ein Hoſpital, wo die barmherzigen Brüder den Gottesdienſt verrichten, und wo ein königlicher Arzt, ein Wundarzt, u. a. m. befindlich ſind.

Die Franzöſiſchen Beſitzungen auf der Inſel S. Domingo ſind in verſchiedene **Quartiere** eingetheilet. Das vom Cap nimmt eine ſchmale Ebene von zwanzig Stunden in der Länge, und von vieren in der Breite, ein. Gegen Mitternacht wird dieſe

Ebene von dem Meere, gegen Mittag aber von einer Kette von Bergen eingefaſſet, worinnen angenehme, und zugleich fruchtbare Thäler liegen. Die Berge ſelbſt ſind nicht rauh; ſie haben meiſtens keine ſonderliche Höhe, und viele werden bewohnet, und bis auf den Gipfel angebauet. In der Ebene findt man fünf oder ſechs Pfarrdörfer, namentlich: la petite Anſe, le Quartier Morin, la Limonade, le Trou, l'Acul, le Morne-rouge, u. ſ. w. Es giebt auch noch andere Oerter, nahe oder entfernt vom Cap, welche heißen: Dondon, Margot, le Borgne, Pilate, le Four, le Morne-en-Diable, Marmelade, Jaquemel, Maſſacre, und mehrere dergleichen Namen, welche faſt alle von dem niederträchtigen Geſchmacke der erſten Einwohner zeugen. Man findt zwar auch anſtändigere Namen; ſie ſind aber ſelten, und kommen noch von den Spaniern her, als: Coridon, Artibonite, Guanaminte, Tiburon, u. ſ. f.

Man rühmet ſehr die Güte des Erdreichs, die Vortrefflichkeit der Producte, die Menge an Waſſer, die Schönheit der Wege, die häufigen Zuckermühlen und Siedereyen; die reichen Aernden an Baumwolle, Indigo,

Caffe, und Tabak; die Anzahl endlich, und den Umfang der Pflanzörter, welche dieſe unermeßliche Fläche bedecken. Dieſes Quartier iſt eines von denjenigen in der Colonie, das am erſten bewohnet worden iſt: Grund und Boden iſt daſelbſt unvergleichlich. Die meiſten Eigenthümer wohnen in Frankreich, und laſſen ihre Güter durch Aufſeher und Wirthſchafter verwalten.

Die ganze Ebene von Cap iſt mit Wegen durchſchnitten, die vierzig Fuß in der Breite haben, nach der Schnure gezogen, mit Hecken von Citronenbäumen, voller Früchte, eingefaßet, und ſo dick ſind, daß kein Thier durchbrechen kann. Verſchiedene Privatperſonen haben auch lange Alleen von Bäumen gepflanzet, die zu ihren Wohnplätzen führen. Die Bäche, welche von den höchſten Felſen kommen, und ſich überall verbreiten, geben ein Waſſer, das außerordentlich friſch iſt: die Einwohner haben daher kein ſicherers Mittel wider die große Hitze, als unter den Bäumen friſche Luft zu ſchöpfen, und das Waſſer aus den Gebirgen zu trinken. Dieſes können ſie mit leichten Koſten in Limonade verwandeln: Citronen

finden

finden ſich auf allen Landſtraßen, und der Zucker iſt ſehr gemein.

Außer dem Vortheile einer großen Fruchtbarkeit, behauptet man, daß auf dieſer Ebene verſchiedene Gattungen von Mineralien anzutreffen ſind: allein der Zucker, und Indigo, ſind für den Erbauer ſo wohl, als für den Staat ſelbſt, vielleicht einträglicher, als Gold- und Silbergruben. Der einzige Zucker macht eine Einnahme, von mehr als ſechs Millionen, aus. Der Gewinnſt vom Indigo wird auf die Hälfte geſchätzet. Die Einkünfte vom Tabak wären noch anſehnlicher, wenn der Verkauf des Tabaks von S. Domingo nicht in Frankreich verboten wäre. Der Caffe iſt eine andere Waare, wovon ein ſehr großer Vertrieb gemachet wird.

Die Stadt Leogane, in dem mittäglichen Theile der Colonie, wird mit Rechte für eine der vorzüglichſten auf der Inſel gehalten. Ihren Urſprung hat ſie den Spaniern zu danken, die ſie unter dem Namen, von Santa Maria de la Vera-Paz, angeleget: der Name Yaguana aber, den die Wilden dem Platze gaben, wo ſie liegt, hat in dem täglichen Gebrauche vorgewaltet, und

die

die Franzoſen haben Leogane daraus gemachet. Sie liegt zuhinderſt in einem Meerbuſen, hat einen ziemlichen Haven, und ein Schloß zu ihrer Beſchützung. Ihre Lage hält man nicht für vortheilhaft: die umliegenden Gegenden ſind ſumpfig, welches ungeſunde Luft, beſonders für die Europäer, veranlaſſet. Die daſige außerordentliche Hitze, nebſt denen Ausſchweifungen, welche in allen Arten begangen werden, geben Gelegenheit zu gefährlichen Krankheiten, die alle Jahre viele Leute hinreißen. Dennoch halten ſich der Statthalter, und der Intendant, öfters daſelbſt auf: auch iſt eine hohe Rathsverſammelung für den ſüdlichen Theil der Inſel angeleget, welche die einzige in der Colonie war, ehe die von Cap errichtet wurde. Der Intendant iſt allezeit erwählter Preſident von dieſen beyden Gerichtshöfen. Bey öffentlichen Angelegenheiten vereinigen ſie ſich, und die zweyte ſchickt Abgeordnete an die erſte, um gemeinſchaftlich zu berathſchlagen. Von allen Zeiten her hatte ſich eine gewiſſe Anzahl der reichſten, ehrlichſten, und geſchickteſten Bürger, den größten Theil im Jahre von ihren Geſchäfften abgemüßiget, und kamen weit von

ihren Wohnungen, dem Volke ohne Entgeld, und auf eigene Koſten, das Recht zu ſprechen. Binnen ihrer Anweſenheit hat man ſie ſehen die Proceſſe abwenden, den allgemeinen Nutzen vereinbaren, und ſich mit Wohlthun beſchäftigen. Dieſes Bezeigen, das eben ſo anſtändig, und leutſeliger als das vom Kriegsſtaate war, hat die Sitten in denen Gegenden, wo ſie gewohnet haben, ſehr gebeſſert.

Der oberſte Gerichtshof, und die übrigen Gerichtskammern hatten ſich einfallen laſſen, dem Könige den Titel, als Fürſt von Leogane, beyzulegen; und in ihren Ausfertigungen unterließen ſie niemals, dieſe Benennung, nach dem Titel des Königes von Frankreich und Navarra, zu ſetzen. Der Hof aber hat ſich für dieſe Freygebigkeit bedanket, und befohlen, zu ihrer Majeſtät Titeln nichts, ohne ausdrücklichen Befehl, hinzu zu fügen.

Da beſtändig dauernde Gerichtshöfe allhier angeleget ſind, ſollte es nicht ſchicklich ſeyn, daß auch ein Trupp Miliz auf einen immerwährenden Fuß errichtet, und dadurch vermieden würde, alle zwey oder drey Jahre neue Batallionen herzuſchicken? Es wäre

ſolches eine vortheilhafte Gelegenheit für die jungen Creolen, welche natürlicher Weiſe viele Neigung zu den Waffen haben. Das Land, das ſich ſeit ſeinem Anfange ſehr geändert hat, bietet ihrer zum Ausleſen dar, wenn man nur der Stimme des Publicum mehr, als der Gunſt folgen, und das Verdienſt dem Reichthume vorziehen wollte. Der König von Spanien ſchickt zwar auch in Kriegszeiten Regimenter nach S. Domingo; allein es iſt allemal ein Fuß von Truppen bey der Colonie vorhanden, der beſtändig bleibet: dieſe Einrichtung iſt um ſo viel weiſer, da die, durch Veränderung des Clima, entſtehenden Krankheiten mehr als dem ſechſten Theile der Soldaten das Leben koſten. Die neu Angekommenen können ſich erſt nach langer Zeit, und nach einem langen Aufenthalte, an die Speiſen, und an das Getränke des Landes gewöhnen. Dieſe fremde Beköſtigung verurſachet ihnen Magenſchmerzen, welche endlich in eine Waſſerſucht ausarten: ſie macht ſie überdieß unfähig, ſchwere Arbeit zu ertragen. Die Creolen ſelbſt haben Mühe ſich daran zu gewöhnen; und ihre fahle Geſichtsfarbe zeigt gnugſam an, wie ungeſund ihre Koſt iſt. Man kann alſo

ſchlüßen, wie ſchwer es ſeyn würde, in einem Nothfalle Leute, die ſolcher gar nicht gewohnt ſind, dazu abzurichten: ſie würden ohnfehlbar ein herum wanderndes Hoſpital vorſtellen, davon man nicht den geringſten Nutzen ziehen könnte. Wenn es aber auch möglich wäre, ſie dazu zu gewöhnen, ſo liefert der Grund und Boden nicht einmal Lebensmittel genug für diejenigen, denen er gehöret; und die häufige Trockenheit würde ohne einen aus Europa herbeygebrachten Beyſtand, gar bald eine Hungersnoth veranlaſſen. Dieſer Mangel an Eßwaaren macht alles theuer; die Theuerung aber vermehret das Mißvergnügen der Truppen in einem Lande, wo die Armuth des Soldaten mit dem Wohlleben, Reichthume, und der Uepigkeit der übrigen Einwohner, auf eine ſehr demüthigende Art, in die Augen fällt.

Man ſagt, daß die Gegend, wo Leogane liegt, ehedem zu einem Fürſtenthume errichtet worden ſey, und dieſes wegen einer natürlichen Tochter, Königes Philipp III, von Spanien, welche ihre Lebenstage daſelbſt beſchloſſen hat. Vor einigen Jahren ſah man noch Ueberbleibſel eines Schloſſes, wo dieſe Prinzeſſinn reſidiret hat; die Einwohner

wohner aber haben ſie vollends eingeriſſen, und die Ziegel in ihren Nutzen verwendet. Der Ort, wo dieſes Schloß ſtund, hieß der große Boucan, weil die Boucaniere, wenn ſie von der Jagd zurückkamen, ſich daſelbſt verſammelten, und das Wildpret der erlegten Thiere zubereiteten.

Die Gegend, die man eigentlich die Ebene von Leogane nennet, iſt von keinem ſo großen Umfange, als die vom Cap. Es iſt ein ebenes Land, welches durch ſeine Flüſſe fruchtbar gemachet wird, und ergiebig iſt, an Zucker, Indigo, Caffe, Obſt, Hülſenfrüchten, und andern Producten, welche insgeſamt für die beſten auf der ganzen Inſel gehalten werden. Die Hitze iſt daſelbſt ſo groß, daß ſie in den Küchengärten alles verbrennen würde, wenn man nicht Sorge trüge, die friſch beſäeten Beete mit Buſchwerke zu bedecken, welches die brennenden Sonnenſtrahlen abhält, ohne die friſche Luft zu verhindern.

Ich habe ihnen, Madame, die zwey Städte der Franzöſiſchen Colonie in S. Domingo genennet, welche man als die Hauptſtädte des nördlichen und ſüdlichen Theiles anſehen kann. Es giebt ihrer aber auch

weniger wichtige in eben dieſen Gegenden, als gegen Norden den Haven Plate, den Haven Margot, St. Marc, den Haven de Paix, und die Spitze St. Louis; gegen Süden, den großen und kleinen Gouave, der Prinzen Haven, die Vorgebirge Morgon, Dame-Marie, Tiburon; das hinterſte der Kuh-Inſel, die kleine Inſel St. Louis, das Fort Dauphin, Eſterre, den Cul-de-Sac, u. ſ. w. vieler kleinen franzöſiſchen und ſpaniſchen Inſeln nicht zu gedenken, welche S. Domingo umgeben, und gleichſam einen Anhang machen. Die vornehmſten darunter ſind, la Soana, la Beata, St. Catherine, Altavela, Avache, la Gouave, und la Tortüe. Sie haben geſehen, daß letztere der erſte Aufenthalt der Franzoſen, und gleichſam die Wiege der Colonie geweſen iſt. Ihren Namen hat ſie daher, weil ſie, vom weiten betrachtet, wie eine Schildkröte geſtaltet iſt. Ihre Länge von Oſten gegen Weſten, hat ſieben Stunden, und die Breite, von Norden gen Süden, zwey. Die nördliche Seite iſt ſteil, unter dem Waſſer aber mit Klippen umgeben, welche verurſachen, daß man nicht anlanden kann. Die mittägliche Seite iſt ebener. In der Mitten liegt ein Berg, wel-

cher

cher ſich über die ganze Länge der Inſel erſtrecket, unvermerkt aber abnimmt, und einen ziemlichen Strich Landes zum Anbaue übrig läßt. Sie hat auch ſehr ſchönes Holz, und eine Menge Fruchtbäume, als Citronen, Pomeranzen, Bananas-Bäume, u. ſ. w. Keinen Fluß findet man nicht, ſondern nur einige Quellen, welche aber nicht hinlänglich wären, das benöthigte Waſſer zu liefern, wenn la Tortüe noch bewohnet wäre. Ehedem war man gezwungen, Regenwaſſer zu trinken, welches in großen Ciſternen aufbehalten wurde. Die Kuh-Inſel wurde auch von den Freybeutern fleißig beſuchet, die ihren Zufluchtsort daſelbſt hatten, wenn ſie ihre Beute theilten.

Die **Einwohner** der franzöſiſchen Städte in S. Domingo, und vornehmlich der Hauptſtädte, ſind reich, höflich, geſprächig, freygebig, mitleidig, offenherzig, aufrichtig, und von guter Geſellſchaft. Einige leben ſo koſtbar, daß ſie keinem unſern vornehmſten Herren etwas nachgeben: aber ſo wichtig auch ihr Vermögen iſt, ſo wiſſen ſie ſich doch wegen des guten Gebrauchs, den ſie davon machen, und wegen der **Gaſtfreyheit**, die ſie gegen die neu Angekommenen

nen ausüben, und welche als Unbekannte ſich genöthiget finden, ihren Beyſtand zu erſuchen, vor allem Neide ſicher zu ſtellen. Dieſe Tugend iſt ein Erbſchaftſtück, das ſie in ſeiner Vollkommenheit von denen vormaligen Avantüriers, von welchen ſie größtentheils abſtammen, beybehalten haben. Man ſollte glauben, dieſe Eigenſchaft mit der Luft von S. Domingo zu ſchöpfen. Schon die Indianer, noch vor der Eroberung, thaten ſich darinnen hervor: die Spanier haben es ihnen nachgethan; und die Franzoſen geben beyden nichts nach. Selbſt die Schwarzen unterſcheiden ſich dadurch auf eine für Sklaven vortrefliche Art, unerachtet ſie ſelbſt kaum den nothdürftigen Unterhalt haben. Ein Fremder kann überall in dem Innerſten des Landes herum reiſen; es iſt genug, daß er ein äußerlich anſtändiges, und ehrbares Anſehen habe, um in allen Wohnungen wohl aufgenommen zu werden. Iſt er es bedürftig, ſo giebt man ihm reichlich, um ſeine Reiſe weiter fortzuſetzen: iſt es eine Perſon vom Stande, welche unglücklich iſt, ſo iſt die Beeiferung allgemein, ihr einen Zufluchtsort anzubieten: man ſetzt ſie nicht in die Verlegenheit, ihre Umſtände ſelbſt zu erwähnen,

ſondern man kommet ihr zuvor. Sie hat nicht zu befürchten, durch einen allzulangen Aufenthalt beſchwerlich zu werden; man wird nicht müde ſie bey ſich zu haben: Sclaven, Pferde, Wagen, alles iſt zu ihren Dienſten; und wenn ſie abreiſet, muß ſie verſprechen, ſo bald als möglich, wieder zu kommen. Man hat mir Leute genennet, welche bey jedem aus Frankreich ankommenden Schiffe an das Ufer gegangen ſind, die Ankommenden ausſchiffen zu ſehen, und in ihre Häuſer aufzunehmen, wo ſie ſelbige ſo lange behalten haben, bis ſie ihnen hernach durch Bemühung, Hülfe, und Rath, eine anſtändige Verſorgung haben verſchaffen können.

Die Gutthätigkeit gegen Verweyſete iſt eben ſo groß: niemals bleiben ſelbige dem Publicum zur Laſt: die nächſten Verwanden haben das Vorrecht; in derer Ermangelung ſind es die Pathen, welche für ſie ſorgen. Sollte aber auch einem ganz verlaſſenen Kinde Beyſtand fehlen, ſo ſchätzt ſich der erſte, der es habhaft werden kann, glücklich, es bey ſich zu haben, und Vaterſtelle zu vertreten.

Die Weiber in S. Domingo, überhaupt genommen, ſind hübſch, weiß, wohl geſtaltet, und voller Anmuth. Man giebt ihnen Schuld, galant zu ſeyn; man ſagt aber, es geſchähe, um ſich wegen der allzu merklichen Neigung, die ihre Männer zu den ſchwarzen Sclavinnen haben, zu rächen. Uebrigens ſind ſie ſehr veränderlich, und haben gewiſſe eigenſinnige Augenblicke, die jedweden, der ſich unglücklicher Weiſe in ſie verliebte, und kein Franzoſe wäre, vor Eiferſucht krank machten. Zum Glücke iſt dieſe Leidenſchaft hier zu Lande, wo hundert Mittel wider eine einzige Untreue zu haben ſind, wenig bekannt.

Der muntere Fleiß der Franzöſiſchen Einwohner von S. Domingo iſt Urſache, daß ſie ihre Errichtungen beſtmöglichſt genutzet haben, und zu geſchwinden Vermögen gekommen ſind. Alles hat bey ihnen ein Anſehen von Reichthume, das den Fremden beſonders in die Augen fällt. Man findet bey nahe funfzehnhundert Zuckermühlen und Siedereyen. Dieſer Handel iſt ungemein wichtig, und liefert jährlich mehr als vierhundert Schiffen Ladung, dafür Franzöſiſche Waaren zurück gebracht werden. Außer

den

den andern Erzeugungen, davon ich ſchon geſaget habe, könnte man noch mehrere einführen, welche die verſchiedenen Zweige der Handlung vermehren würden; dergleichen ſind die Producte von Indien, und von dem feſten Lande des ſüdlichen America, welche hier ſehr leicht fortkommen ſollten. Allein, man fängt gemeiniglich an, die Pflanzörter mit Indigo und Tabak zu bauen, weil dieſe Manufacturen keine große Zurüſtung, und wenige Schwarze erfordern, die Unternehmer aber gar bald in Stand geſetzet werden, Zuckerſiedereyen anzulegen; ein Vortheil, wornach jedermann trachtet, nicht allein des Gewinnſtes wegen, ſondern weil man auch dadurch in die Claſſe der angeſehenen Kaufleute kommt; da hingegen der Indigo, oder der Tabaks-Handel, zu der Claſſe der kleinen Kaufleute gerechnet wird.

Bauholz findet man in allen Gegenden der Inſel im Ueberfluſſe: es iſt von Natur feſt, hart, und ſchwer; ſeine Schwere aber nimmt ab, ſo wie es ſeine Feuchtigkeit verliert: man hält es auch frey von allem Wurmſtiche, als wodurch es niemals beſchädiget wird. Von der **Rinde** eines Strauches, der unter dem Namen **Mahot** bekannt

kannt iſt, könnte man beſſeres Tauwerk für die Schiffe machen, als es in Europa geſchieht; und von verſchiedenen harzigen Bäumen wäre ein Gummi zu ziehen, der an ſtatt des Theeres zu gebrauchen ſtünde. Außer den Gold- und Silber-Gruben, ſind Eiſen- Stahl- und Kupfer-**Bergwerke** gemein; man bauet ſie aber nicht mehr, und glaubt, es ſey vortheilhafter, andere Waaren zu erzeugen, derer Vertrieb geſchwinder und einträglicher iſt, als der Metalle. Kurz, dieſes Land ſcheint von der Natur beſonders begünſtiget zu ſeyn, nicht allein wegen der ihm eigenen Producte, ſondern auch wegen der Leichtigkeit, mit welcher die Erzeugungen anderer Länder fortkommen.

Das Meer, und die Flüſſe geben vortrefliche **Fiſche**; doch ſind ſie auch voller Crocodille, die man hier, wie in ganz America, **Caimans** nennet. Man verſichert, ſie hätten einen natürlichen Trieb, ihre Beute biß in den Wäldern aufzuſuchen, wo ſie denen Thieren, die ſie fangen wollen, Fallen ſtellen. Die Natur lehret ihnen, ſelbige bey der Schnauze zu faſſen, um ihnen das Athemholen zu benehmen; und ſie ſchleppen ſie hernach in das Waſſer. Wenn ein wildes

Pferd

Pferd in einen Fluß geht, ſo wiehret es, und ſtampfet mit dem Fuße, um ſeinen Feind zu erſchrecken, und es dahin zu bringen, daß er ſich beweget, und auf ſolche Art entdecket. Die Jagdhunde haben eben dieſen Trieb; ſie bleiben am Ufer, ſchlagen an, ſo viel ſie können, und wenn ſie die geringſte Bewegung im Waſſer ſpüren, ſaufen ſie lieber nicht, verlaſſen auch wohl ihren Herrn, um ſich der Gefahr nicht auszuſetzen, gefreſſen zu werden.

Der **Lamentin**, iſt ein anders Thier, das in den Flüſſen, und in dem Meere von S. Domingo gefangen wird. Columbus, der gern in das Abentheuerliche gieng, ſeine Entdeckungen dadurch merkwürdiger zu machen, nahm es für die Syrene der Alten. Der Lamentin hat niemals geſungen; er vergießt Thränen, und klagt, wenn man ihn auf die Erde bringt; daher hat er ſeinen Namen bekommen. Zwey Floßfedern, die er auf beyden Seiten, faſt in der Geſtalt zweyer Hände, hat, und womit er ſo wohl ſchwimmt, als ſeine Jungen hält, ſind Urſache, daß ihn die Spanier **Manati** nennen. Wenn den Spaniern zu glauben iſt, ſo hat man Lamentins geſehen, die ſo zahm waren, daß ſie heranka-

ankamen, wenn man ſie rufete. Man belaſtete ſie, wie Kameele, und ſie trugen ihre Laſt geduldig bis an das andere Ufer. Sie fraßen, was man ihnen vorhielt, und folgten denen, die ſie fütterten, bis in die Häuſer. Sie ſpielten mit den Kindern, und ſchienen Vergnügen an der Muſik zu haben. Sie verſtatteten, daß man auf ihren Rücken ſtieg, und trugen, bis zehn Leute auf einmal, von dem Ufer eines Sees zu dem andern. Der Spanier Leichtgläubigkeit macht dergleichen Erzählungen wenigſtens ſehr zweifelhaft.

Das Weibgen des Lamentin bekommt ſeine Jungen, und ſäuget ſie, auf die Art, wie die Kühe; aus dieſer Urſache haben ihr einige den Namen der Seekuh beygeleget. Ihr Kopf gleichet dem von einem Ochſen, hat aber das Maul eingezogener, das Kinn fleiſchiger, und kleinere Augen. Dieſer Fiſch hat funfzehn bis zwanzig Fuß in der Länge, und vier bis ſechs Fuß in der Breite, wenigſtens oben bey den Schultern; denn die Breite nimmt, nach dem Schwanze zu, mehr und mehr ab. Wenn das Fleiſch vom Lamentin eingeſalzen wird, ſchmeckt es wie Kalbfleiſch, aber angenehmer, und hält ſich auch länger. Das Fett, das man davon zieht,

zieht, iſt ſehr gut, und wird nicht riechend: die Haut giebt ein vortrefliches Leder, und in dem Kopfe erzeugt ſich eine Art von Bezoar, dem man trefliche Wirkungen zuſchreibt.

Nach denen Ungewittern, welche hier unter dem Namen der Orkane bekannt ſind, findet man die Ufer der Inſel voller Muſcheln von ſonderbarer Schönheit, und Glanze. Man findet noch tauſend andere natürliche Seltenheiten, welche werth wären, Cabinete zu bereichern. Die Luft iſt mit einer Menge Vögel erfüllet, welche wegen der Schönheit ihrer vielerley Federn merkwürdig ſind: wenn ſie aber dem Auge beſſer gefallen als die unſern, ſo ſind ſie für das Ohr weniger angenehm; ihr Geſang macht hier nicht, wie in Europa, die Anmuth der Felder und Wälder. Die Papegeye ſind natürliche Einwohner dieſer Inſel, und man ſieht ihrer von allen Farben.

Unter den Landthieren, verdienen die vierfüßigen nicht, daß man ſie nennet. Ehedem fand man ihrer nicht mehr, als vier oder fünferley Gattungen, davon die größten wie unſere gemeinen Caninchen waren. Man ſah auch kleine ſtumme Hunde, die dem

Frauen-

Frauenzimmer zum Zeitvertreibe dieneten, und von ihnen auf dem Arme getragen wurden. Man brauchte ſie ebenfalls auf der Jagd, das Wild auszuſpůren. Weil ſie hiernåchſt gut zu eſſen waren, dieneten ſie den Spaniern zu großer Hůlfe. Man unterſchiedete ihrer verſchiedene Sorten: einige hatten die Haut ganz glatt; andere waren mit ſehr feiner Wolle bedecket; bey den meiſten aber ſah man nur wenige, und ſehr zarte Haare. Ihre Farbe war ſo verſchieden, wie bey unſern Hunden, aber weit lebhafter.

Gegenwårtig unterhålt man auch zahlreiche Heerden Vieh auf den Wieſen, womit dieſe Inſel bedecket iſt. Unter die Vorzůge der Inſel kann man noch rechnen, daß ſie keines der giftigen Ungezieſer heeget, welche auf den ůbrigen Antillen ſo gefåhrlich, und ſo gewöhnlich ſind. Das hieſige Waſſer iſt ebenfalls gut, geſund, und ůberflůßig; ja an manchen Oertern findet man Geſundbrunnen. Das Clima, dem man die Krankheiten der neu Ankommenden gemeiniglich zuſchreibt, iſt vielleicht weniger die Urſache, als die Unmåßigkeit, und die Ausſchweifungen, denen dieſe ſich, bey der ſo leicht zu habenden Gelegenheit, ůberlaſſen.

Allein,

Allein, bey allen Vortheilen, welche der Aufenthalt auf dieſer Inſel verſpricht, ſo kann doch nichts, als die große Begierde reich zu werden, einen Europäer daſelbſt zurück halten. Die unausſtehliche Hitze iſt eine der größten Beſchwerlichkeiten des Landes, unerachtet ſie durch zweyerley Winde, die ſich ordentlich alle Tage erheben, gelindert wird. Der eine, welchen man Briſe nennet, wehet von Oſten nach Weſten, von früh zehn Uhr bis um vier oder fünf Uhr des Abends: der andere, den man den Land-Wind, (vent de terre,) heißt, kommt zwey Stunden hernach aus Weſten, und dauert bis früh um acht Uhr. Da aber ihre Wirkung vielmal durch verſchiedene Urſachen aufgehalten, oder unterbrochen wird, ſo bleibt die Hitze allemal groß genug, um diejenigen, die außer dem Hauſe zu verrichten haben, auf eine außerordentliche Art zu ermüden. Zu dieſer Zeit geſchieht es, daß man von denen heftigen Sonnenſtichen gerühret wird, welche Fieber mit Hitze, und unglaubliche Kopfſchmerzen verurſachen, und das Blut in die äußerſte Wallung bringen. Von dem Monate April, bis in den November, hat man faſt alle Nachmittage Gewitter: die

Sonne zieht die Dünſte früh aus der Erde, vereiniget ſie, und verwandelt ſie des Abends in Arten von Orkane, die mit Blitzen, Donner, und reißenden Winden, allezeit begleitet ſind. Der Regen fällt alsdenn ſo häufig, daß man ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen kann.

Unerachtet die Hitze in den Häuſern nicht ſo gar brennend iſt, ſo ſteht man doch noch allemal viel aus: man wird unthätig, verlieret alle Kräfte, und alle Luſt zum Eſſen: zum Uebermaaße von Beſchwerlichkeit, wird man durch ganze Schwärme von Fliegen vollends auf das Aeußerſte gebracht. Das Schnupftuch muß man beſtändig in den Händen haben, um ſie zu verjagen, und ſich den Schweiß vom Geſichte zu wiſchen, davon man ganz bedecket iſt. Wenn die Sonne untergeht, ſo iſt man eben ſo übel daran: der Wind, der auf einmal aufhöret, hinterläßt eine Luft, die, weil ſie der Wind nicht mehr abkühlt, brennend wird. Wollte man einen Augenblick ausgehen, um der kühlen Abendluft hernach zu genießen, ſo wird man von einer Armee von Mücken und Schnaken überfallen, welche einem nöthigen, gleich wieder umzukehren. Es giebt Zeiten, wo dieſes

dieſes kleine Ungeziefer, bey aller gebrauchten Vorſicht, in die Zimmer dringt, und verurſachet, daß man wegen ihres Lärmens nicht ſchlafen kann. Das ſonderbare iſt noch dabey, daß um Mitternacht die Luft ſich ändert, und der Landwind, welcher heftiger wehet, ſie friſch machet. Man wollte ſich alsdenn gern abkühlen; allein, man muß ſich davor hüten, und ſich vielmehr ſorgfältig zudecken, wenn man nicht ſchweren Krankheiten ausgeſetzet ſeyn will.

Die Hitze iſt nicht das ganze Jahr über von gleicher Heftigkeit: diejenigen, welche den Lauf der Natur genauer bemerket haben, ſetzen den Anfang des **Winters** in den Monat November, und ſein Ende, in den Februar. Binnen dieſer Zeit ſind die Nächte, und Frühſtunden friſch, ja gar ein wenig kalt. Die Pflanzen haben nicht viel Wachsthum: und die Kräuter ziehen wenig Nahrung an ſich, unerachtet alsdenn die großen **Regen** fallen. Dieſe ſind, wie ich ſchon geſaget habe, ſo häufig, daß es Wochen giebt, worinnen es ſo viel regnet, als in Frankreich in einem ganzen Jahre: man rechnet ſolches, eines in das andere genommen, auf achtzehn Cubic-Zolle. Bey Abküh-

kühlung der Luft, verurſachen dieſe Regen eine ſolche Feuchtigkeit, daß das Fleiſch in weniger als vier und zwanzig Stunden verdirbt; man muß die Toden kurze Zeit, nachdem ſie geſtorben ſind, begraben; und das Obſt faulet faſt eben ſo geſchwind, als es abgenommen wird. Das Brod, wenn es nicht hart iſt, wie Schiffzwieback, wird in zwey oder drey Tagen ſchimmelich. Der gemeine Wein ſchlägt um, und wird bald ſauer: das Eiſen roſtet in einem Tage; und man kann nicht anders, als mit großer Mühe, Bohnen, Mais, und andere Körner zum Saamen, von einem Jahre zum andern aufbehalten.

Auf dieſe Witterung folget der **Frühling**, welcher bis in den Monat May dauert. Zu dieſer Zeit lebt die Natur gleichſam wieder auf: die Wieſen ſind mit neuem Graſe bedecket; der Saft tritt in die Bäume; und die Luft iſt voller guten Geruchs. Die Trockenheit, die hernach kommet, und alle dieſe Schönheit verſchwinden machet, ſtellet den **Sommer** vor: dieſer nun iſt ein Sommer des hitzigen Erdſtriches, an welchen die Europäer ſich ſchwerlich gewöhnen können. Die meiſten ſpüren, nach einem

Aufent-

Aufenthalte von etlichen Jahren, eine ungemeine Abnahme der Kräfte: die Hitze verzehret nach und nach die Geſundeſten, und ſie fangen an zu altern, noch ehe ſie zu reifen Jahren kommen.

Die, welche hierher kommen, um Vermögen zu erwerben, dürfen nur um ein Stück Landes anhalten, das noch keinen Herrn hat. Sie gehen dieſerhalb zu dem Statthalter, oder zu dem Intendanten, und überreichen eine Bittſchrift, worinnen ſie ihren Stand, die Beſchaffenheit ihrer Familie, und ihre Umſtände anzeigen. Sie beniemen das Stück Landes, das ſie verlangen, und legen ein Zeugniß von dem königlichen Feldmeſſer bey, welcher die Wahrheit ihres Vorgebens verſichert, hauptſächlich aber, daß das Land noch keinen Beſitzer habe. Wenn die Erlaubniß ausgefertiget iſt, ſo ſteckt eben dieſer Feldmeſſer den Umfang des Stückes Landes, nach dem Bedürfniſſe und den Kräften deſſen, der es gefordert hat, ab, und zwar unter der Bedingung, daß ſelbiger die nächſten Nachbarn zuſammen fordern laſſe, um bey der Beſitznehmung gegenwärtig zu ſeyn; daß dieſe ſich auch ſchriftlich erklären wollen, keinen Anſpruch daran zu machen,

und daß er, als Beſitzer, binnen dreyen Jahren wenigſtens den dritten Theil urbar machen wolle, bey Strafe im Unterlaſſungs-Falle, des Ganzen verluſtig zu ſeyn. Man bedauert, daß dieſe Clauſeln ſchlecht in Acht genommen werden. Es giebt Leute, die dergleichen Bewilligungen an verſchiedenen Oertern der Inſel erlanget, ſeit vielen Jahren aber nicht mehr angebauet haben, als was nöthig geweſen iſt, um zu zeigen, daß Grund und Boden ihnen gehöre. Zuweilen geſchieht es, daß die Statthalter dieſe Beſitzungen wieder einziehen; das meiſtemal aber iſt es eine bloße Ceremonie; oder höchſtens fällt dergleichen Strafe auf etliche Arme, die nicht Anſehen genug haben, ſich der Schärfe des Geſetzes zu entziehen.

Dieſes nämliche Geſetz unterſaget den Beſitzern, die ihnen überlaſſenen Länder nicht anders zu verkaufen oder wegzugeben, als bis wenigſtens zwey Drittel davon urbar gemachet, und in Stand geſetzet worden ſind. Es wäre nicht billig, daß, da ſie dieſe Grundſtücken umſonſt bekommen haben, ſie Vortheil davon zögen, ohne ſie vorher angebauet zu haben. Um dergleichen Mißbräuche zuvor zu kommen, ſoll keine Bewilligung

erthei-

ertheilet werden, welche mehr als tauſend Schritte in das Gevierte enthält, bey Strafe der Ungültigkeit deſſen, was dieſen Umfang überſchreitet, der mehr als hinlänglich, auch für die gröſten Pflanzörter in America, iſt. Die hohen Landſtraßen müſſen ſechzig Fuß in der Breite, und die Feldwege dreyßig, haben. Damit es auch nicht an Bau- und Brenn-Holze fehle, iſt jeder Bewohner einer Pflanzung verbunden, hundert Schritte von ſeinem Erdreiche zu dieſem Behufe zu unterhalten, und ſo viel er Holz zu ſeinem Gebrauche wegnimmt, mit andern zu beſlanzen. Er muß ferner, wenigſtens hundert Fuß, von denen Gattungen Holz pflanzen, welche einen Gegenſtand in der Handlung ausmachen; als da ſind die Bäume der Baumwolle, des Gayac, Braſilienholz, Fuſtel, Cedern, Violettenholz, Acajou, u. a. m. Endlich, wird ihm auch anbefohlen, zwanzig Kühe, funfzig Schafe, und ſo viel Stiere, und Widder zu halten, als zu ihrer Fortpflanzung nöthig iſt.

Ich bin, u. ſ. w.

In S. Domingo, den 17 July, 1750.

Der 126 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Ich habe acht Tage in einem der ſchönſten Pflanzörter, die auf der Inſel ſind, bey einem reichen Privatmanne von Cap-Francois zugebracht. Sein Umgang, die überleye Zeit auf dem Lande, die Unterredungen mit wohl unterrichteten Perſonen, und das, was ich ſelbſt mit angeſehen habe, ſetzen mich in den Stand, Madame, Sie mit zweyen der hauptſächlichſten Vorwürfe in S. Domingo zu unterhalten, mit den Zuckerſiedereyen, und mit den Schwarzen.

Der Zucker war den Griechen, und Römern, unbekannt: die Chineſer ſind es, die uns den Gebrauch davon gelehret haben. Die Portugieſen waren die erſten, die ihn in America baueten, und nach Europa brachten. Man weis nicht, ob das Zuckerrohr ein Naturgewächſe von der neuen Welt iſt, oder ob die Portugieſen es aus Oſtindien, und von den Africaniſchen Küſten dahin gebracht haben.

Man

Man nennet Zuckerrohr, oder Cannamelle, das Schilf, welches dieſe nützliche, und vortrefliche Waare hervorbringt. Es wächſt ſieben, acht, neun, bis zehn Fuß hoch, die Blätter, und Zweige, die oben aus der Spitze kommen, mit begriffen. Der Stängel iſt mit Knoten beſetzet, drey oder vier Zolle von einander, und mit Blättern umgeben, welche nach und nach, ſo wie das Rohr reif wird, abfallen. Der Stängel iſt gemeiniglich von der Dicke eines Fingers; ſeine Farbe, wenn er reif iſt, fällt in das Gelbe; die Blätter aber ſehen hell grün. Unter der Rinde, welche hart, und glatt iſt, findet ſich eine ſchwammiche Materie, mit dem angenehmſten, ſüßeſten, geſündeſten, reineſten, und vielleicht nahrhafteſten Safte angefüllet, der in der Natur iſt. Man kann viel davon ohne Beſchwerung eſſen: wenn die Rinde ganz abgemachet iſt, ſaugt man den ſchwammichen Theil aus, und zieht den Saft leichter heraus, als den Honig aus dem Wachſe. Dieſer Saft kommet dem von Aepfeln bey, iſt aber dicker, läßt auch im Munde keinen Nachgeſchmack.

Das Pflanzen des Zuckerrohres geht im Monate Auguſt an, und währet bis in

den December; binnen welcher Zeit es auf unſern Inſeln am meiſten im ganzen Jahre regnet. Wenn nun das Erdreich genugſam umgegraben, und vom Unkraute gereiniget worden iſt, ſo nimmt man ein Rohr mit ſechs oder ſieben Knoten, und legt es in eine Furche, eines halben Fußes tief, der Länge nach nieder. Man bedecket es ſo denn mit Erde; und fährt auf ſolche Art fort, das ganze Feld in geraden, und gleich weitlaufenden Linien zu bepflanzen. Nach weniger Zeit treibt jeder Knoten einen Schuß, der in zwölf oder funfzehn Tagen anfängt etwas Stärcke zu bekommen; im achten oder zehnten Monate aber iſt erſt das Rohr im Stande, geſchnitten zu werden. Je länger es nach erlangter Reife in der Erde bleibt, je weniger giebt es Saft; hingegen iſt der Zucker deſto beſſer. Die Blätter, die oben auf dem Rohre, und unten an den Knoten ſtehen werden zur Fütterung für das Vieh aufgehoben, oder man bindet die Stängel damit zuſammen, ſo wie man es in Europa mit den Reißbündeln macht.

Dieſe Bündel werden an den Weg getragen, und auf Schiebekarren, oder Wagen, nach den Mühlen gebracht. Niemals

ſchnei=

ſchneidet man auf einmal von dem Rohre mehr ab, als was man innerhalb vier und zwanzig Stunden verthun kann: es würde ſich ſonſt erhitzen, und ſauer werden. Die **Mühle** beſteht aus drey ſtarken, Trommel=förmigen Walzen, mit Eiſen beſchlagen, die neben einander aufrecht geſtellet ſind. Wenn ſie nicht durch Waſſerräder in Gang gebracht werden, ſo ſind es Pferde, Mauleſel, oder Ochſen, die ſie vermittelſt angebrachter Kurbeln, welche die Arme der Mühle ſind, herumdrehen. Eine Schwarze faßt das Rohr bey dem einem Ende an, und hält es zwiſchen die zwey erſten Walzen, die es nach ſeiner ganzen Länge zerquetſchen; eine andere Schwarze empfängt es, und ſteckt es umgewendet zwiſchen die zweyte und dritte Walze, um allen Saft vollends heraus zu drücken. Man kann nicht weniger als fünf Schwarze zu dieſer Arbeit anſtellen: die Kräfte von vier Weibern würden nicht hinlänglich ſeyn, da ſie bey der Mühe, den Walzen beſtändig Rohr zu geben, noch Zeit haben müſſen, die Mühle zu reinigen, die Abgänge vom Rohre abzuſondern, und dieſe in Bündel zu machen, damit ſie verbrennet werden können. Dieſe Arbeit rechnen ſich

die

die männlichen Schwarzen zur Schande: man legt ſie zuweilen den Faulen oder Niederträchtigen zur Strafe auf; ihre Betrübniß iſt alsdenn aber ſo groß, daß ſie auf den Knien bitten, man ſolle ihnen ihre ordentliche Arbeit wiedergeben.

Der Saft des zwiſchen den Walzen ausgedrückten Rohres wird Veſou genennet. Er läuft durch ein Loch in eine untergeſetzte Wanne, die ihn auffängt. Weil er ſauer werden würde, wenn er lange darinnen bliebe, ſo leitet man ihn durch eine bleyerne Röhre in einen großen Keſſel: daſelbſt wird der unter beſtändigen Abſchaumen, geſotten; der oben aufſchwimmende Schaum aber wird für das Vieh aufgehoben, das ſehr begierig darnach iſt. Der Saft wird nach und nach durch Röhren, in fünf oder ſechs andere Keſſel, derer Größe immer abnimmt, gebracht. In dem letzten wird er dick: weil aber dieſes verſchiedene Sieden ihm noch nicht Feſtigkeit genug giebt, ſo gießt man, um die Zubereitung zu beſchleinigen, ein wenig Kalchwaſſer dazu, das ihn in dem Augenblicke außerordentlich gähren machet. Um zu verhindern, daß er nicht überlaufe, ſo ſchmeißt man ein wenig Butter, von der Größe einer Nuß, hinein,

welches

welches das Aufwallen ſo gleich dämpfet. Man läßt ihn kalt werden; und alsdenn iſt er im Stande, in Gefäße oder Formen zu kommen. Es iſt dieſes das Letzte der Zubereitung, welches geſchieht, um den Zucker von einem gewiſſen Honigſafte zu reinigen, der ihm ſeine Weiße, Feſtigkeit, Feinheit, und das Glänzende benähme.

Dieſe Gefäße, welche die Geſtalt eines umgekehrten Kegels haben, ſind oben offen, unten aber an der Spitze mit einem Loche verſehen. In ſelbige wird der noch flieſſige Zucker, nachdem das unterſte Loch zugeſtopfet worden iſt, gegoſſen. Das Loch machet man alsdenn auf, damit das Flieſſige, das aus den Formen abläuft, und nie dicker als Honig wird, Luft bekomme: man nennet es daher auch Zuckerhonig, oder noch gewöhnlicher, Zucker-Syrop, (mélaſse.) Dieſer löſet ſich ab, ſetzt ſich zu Boden, und flieſt durch die kleine Oefnung ab. Von dieſer Materie wird der Rum gemacht, eine Art von Zuckerbrandewein, der den doppelten Vortheil über den Franzöſiſchen hat, daß er nicht ſo theuer, und geſünder iſt. Nur tadelt man an ihm einen unangenehmen Geſchmack nach dem Rohre, der ihm aber gar

leicht benommen werden könnte, wie ſolches bey den abgezogenen Waſſern von Barbados welche von Rum gemachet werden, und dieſen Geſchmack nicht haben, zu geſchehen pfleget. Die Engländer machen ihren Puntſch davon, und thun allerhand Sachen hinein; denn man kann ihn auf tauſenderley Art verändern.

Der Zucker, wenn er von dieſer Art von Unreinigkeit befreyet iiſt, hat nur ſeinen erſten Grad von Feinheit erhalten. Um ihn noch mehr zu reinigen, ſo bedecket man die Gefäße mit einer weißen, im Waſſer aufgelöſeten Erde. Dieſe dringt durch die Maſſe des Zuckers, wäſcht ſie, und benimmt ihr die röthliche Farbe; dieß nennt man rohen Zucker, oder Farin, (caſſonade;) der beſte iſt weiß, trocken, und hat einen Violen-Geruch. Dieſer erſte Zucker, wenn er hernach mit Ochſenblute, Eyweiße, oder auf eben die Art gereiniget wird, wie der Veſou, giebt den feinen Zucker. Der königliche Zucker iſt derjenige, der ſeine höchſte Vollkommenheit erlanget hat: dieſer kann nicht feiner, und glänzender werden. Wenn man mit dem Finger an ihn ſchlägt, ſo giebt er einen Klang von ſich: reibt man ihn im Fin-

ſtern mit einem Meſſer, ſo giebt er einen hellen Schein, wie der Phosphorus. Man braucht zweyhundert Pfund feinen Zucker, um hundert Pfund königlichen daraus zu machen. Der **Zuckerkand** iſt nichts, als verſchiedenemale geſchmolzener, und cryſtalliſirter Zucker.

Vor dieſem raffinirte man den Zucker in S. Domingo nicht: er kam roh nach Frankreich; und man bearbeitete ihn zu Dieppe, und Orleans. Heut zu Tage hat man dort auch **Raffinerien**, und der daſige Zucker iſt eben ſo ſchön, als der, welcher in Europa ſeine Vollkommenheit, erlangt: doch hält man den in Orleans geläuterten Zucker für den beſten.

Wenn alles wohl in Acht genommen wird, ſo können die **Koſten** einer ganzen Pflanzung, blos von dem Rum und Syrop, beſtritten werden, und der Zucker iſt reiner Gewinnſt: alsdenn aber muß der Pflanzer alle Augenblicke zu nutzen wiſſen; ja der Eigenthümer ſelbſt bringt ſeine Zeit auf die mühſamſte Art zu. Er muß unablåßig auf ſeine Leute ſehen, und oftmals ſelbſt Hand anlegen. Iſt die Zeit des Zuckers herangekommen, wird Sorge und Arbeit verdoppelt;

und

und keine Beſchäfftigung iſt ermüdender, und der Geſundheit nachtheiliger: man muß Tag und Nacht in der brennenden Hitze des Clima zubringen, und ſolche wird durch die Glut der Oefen vermehret. Hiernächſt muß man den Schaden rechnen, welchen die Sturmwinde, die übele Witterung, oder andere Zufälle, als Krieg, oder Seegefahr, veranlaſſen: deſſen ungeachtet aber kann man ſagen, daß kein Ort in der Welt iſt, wo man geſchwinder reich wird, als auf dieſen Inſeln. Eine oder zwey gute Aernden erſetzen, wegen des leichten Verkaufes, und des ungemeinen Gewinnſtes, der bey dieſer Waare gemachet wird, alle Beſchwerlichkeiten.

Da ich ſelbſt das Pflanzen und Zubereiten des Zuckers mehr als einmal mit angeſehen habe, iſt es mir um ſo viel leichter geworden, Ihnen über beyde Gegenſtände meine eigenen Anmerkungen mitzutheilen. Was die Schwarzen anbelanget, ohne derer Handreichung beydes nicht geſchehen könnte, will ich die Beſchreibung meines Wirthes, und ſeines Pflanzers, anführen, und mich mehrentheils ihrer eigenen Worte bedienen.

„Ich wünſchte, ſagte mir erſterer, aus Achtung für gewiſſe Eigenthümer, die ich auf den

den Antillen kenne, daß ich die entſetzlichen Drangſalen, die ſelbige dieſen armen Sclaven anthun, Ihrer Betrachtung entziehen könnte. Nichts iſt bejammernswürdiger, als der Zuſtand dieſer Unglückſeligen, welche ihre Freyheit, ihre mühſame Arbeit, und ihr Leben, der Bedürfniß, den Leidenſchaften, und der Ueppigkeit ihrer Tyrannen aufopfern müſſen. Wenn ſie, um der Barbarey ihrer grauſamen Herren zu entgehen, ſich einfallen laſſen, davon zu laufen, ſo verurtheilet ſie ein noch grauſamer Geſetz, ein Bein zu verlieren; iſt dieſes nun durch ein hölzernes erſetzet, ſo müſſen ſie die Zuckermühlen mit den Händen drehen. Gleichwohl getrauen wir uns noch, von einem Völkerrechte zu reden! „

„Bey dem wenigen Mitleiden, das wir für dieſes unglückliche Volk empfinden, ſollte man meynen, wir ſähen es als den Abſchaum der Natur an, als Schandflecken unter den Menſchen, und als geringere Weſen, als die Thiere. Einige Muſcheln ſind ihre Nahrung, Lumpen ihre Bekleidung: ihr Hausgeräthe beſteht in etlichen töpfern Schüſſeln; ihre Häuſer ſehen wie Bärenhöhlen aus; ihre Betten ſind elende Flechten, wor-

auf der Körper eher zerbrochen wird, als daß er ausruhe. Die Arbeit iſt unaufhörlich, der Schlaf ſehr kurz; keine Art von Belohnung für die größten Dienſte; hundert Peitſchenſchläge bey dem geringſten Verſehen. Dieß iſt das Schickſal von Menſchen, welche unglücklich genug ſind, anderen zu dienen, ohne den geringſten Vortheil für ſich zu haben; welche beſtändig beſchäfftiget ſind, unſere Begierden zu ſättigen, und neuen Bedürfniſſen Genüge zu leiſten. Es hat mich öfters vor Entſetzen geſchauert, wenn ich geſehen habe, mit was für Übermaaße von Unmenſchlichkeit man mit menſchlichen Creaturen umgeht. Ich habe ihren Leib mit Blute bedecket, ihren Rücken aufgeriſſen, ihr Fleiſch Stückweiſe herunterfallen geſehen. Man erinnert ſich noch des unmenſchlichen Chaperon, des wilden Einwohners von S. Domingo, welcher einen ſeiner Sclaven in einem heißen Backofen ſterben ließ. Als die Kinnladen dieſes Elenden ſich von der Hitze zurück gezogen hatten, ſagte der grauſame Chaperon: ich glaube, daß er noch lachet; und nahm die Ofenkrücke, und ſchürete das Feuer beſſer zu. Seit der Zeit iſt er das Schrecken der Schwarzen; und wenn ſie ihre

Schul=

Schuldigkeit nicht thun, ſo droht man ihnen, ſie an den Chaperon zu verkaufen. „

„Man muß aber auch geſtehen, daß dergleichen Beyſpiele unter den Franzoſen ſelten ſind. Sie wiſſen ſelbſt, daß Ludwig XIII nicht geſtatten wollte, daß in ſeinen Colonien Sclaven wären; und er willigte nicht eher darein, als bis man ihm überredet hatte, das einzige Mittel, die Schwarzen zu bekehren, ſey, daß man ſie zu Sclaven machte. Dieſer König, und ſeine Nachfolger, haben ihren Unterthanen ausdrücklich verboten, die Sclaven, unter was für Vorwande es auch ſey, mit einer Todesſtrafe, oder mit der Folter, zu belegen, oder ſie zu verſtümmeln; unter der Bedrohung, daß man peinlich wider ſie verfahren, und ſie nach Beſchaffenheit der Grauſamkeit beſtrafen würde. Das äußerſte, was man ihnen erlaubet, iſt, ſie in Ketten zu legen, und mit Ruthen zu peitſchen. Es iſt auch bekannt, daß unter allen in America niedergelaſſenen Europäern, die Franzoſen, als natürlich mitleidig, ihren Sclaven am beſten begegnen. Sie unterlaſſen ſo gar, gewiſſe Unterſuchungen vorzunehmen, die den Wohlſtand beleidigen; denn, obſchon die Klugheit erfordert, keinen Schwar-

zen zu kaufen, ohne vorher zu wiſſen, ob er nicht etwa eine heimliche Krankheit, oder einen Fehler am Leibe, oder ſonſt einen verborgenen Mangel habe, welcher ihn unfähig machte, zu arbeiten, ſo haben wir doch zu viel Schamhaftigkeit, dieſe Unterſuchung ſelbſt anzuſtellen: wir überlaſſen ſie unſeren Wundärzten. Die Portugieſen, Engländer, und Holländer, ſind nicht ſo bedenklich; ſie werden aber auch in ihrem Einkaufe nicht ſo oft betrogen. Sie unterſuchen den Körper der Schwarzen beyderley Geſchlechtes, und laſſen ihm alle nur mögliche Stellungen machen. Sie ſchütteln ſie mit Gewalt, um zu ſehen, ob ſie inwendig ſo geſund ſind, als ſie äußerlich ſcheinen. Sie laſſen ſie laufen, ſchreyen, ſpringen, und es ekelt ihnen nicht, ihre Haut zu lecken, um aus dem Geſchmacke des Schweißes zu urtheilen, ob ſie nicht gewiſſe Krankheiten haben, oder ob das Haar an dem Kinne nicht zu ſtark iſt, und ein höheres Alter anzeiget, als in dem Verzeichniſſe angeſetzet iſt.„

„Die Schwarzen für unſere Colonien bekommen wir von der weſtlichen Küſte von Africa, entweder durch die Oſtindiſche Compagnie, welche ſich die Lieferung von Senegal

gal vorbehalten hat, oder mit den Schiffen verſchiedener Franzöſiſcher Caper, denen man dieſen Handel verſtattet. Er iſt ſo einträglich, daß ein Schwarzer, der im Lande nicht mehr als vierzig Thaler, oder zwey Drittel weniger als ein fetter Ochſe koſtet, hier mit tauſend oder zwölf hundert Livres bezahlet wird. Ehedem kam er in Guinea nicht über ſechs und dreyßig Franken; da aber die Europäer einander überboten, haben die Africaner ſich dieſe Steigerung zu Nutzen gemachet, und einen höhern Preis geſetzet.„

„Dieſe Schwarzen werden auf verſchiedene Weiſe zu Sclaven gemachet, und in beſondere Claſſen eingetheilet. Es ſind entweder Uebelthäter, welche den Tod verdienet haben, oder Kriegsgefangene, oder bereits geweſene Sclaven der Fürſten im Lande, oder aber heimlich weggenommene Schwarze. Um dieſe vier Claſſen zu unterſcheiden, ſo muß man wiſſen, daß bey ihnen die mehreſten Verbrechen durch Geldbuße beſtrafet werden, und in Ermangelung der Bezahlung wird der Schuldige zur Sclaverey verurtheilet. Schuldner, die nicht bezahlen können, ſind eben dergleichen Schickſale unterworfen, wofern ſie ein guter Freund nicht

 loskau-

loskaufet. Ehe noch unſer Handel mit den Africanern errichtet war, tödeten dieſe einen Theil ihrer Kriegsgefangenen, aus Furcht, ſie möchten zu zahlreich, und wegen Empörungen beſchwerlich werden; itzt aber machen ſie alle ihre Gefangenen zu Sclaven. Andere, um dem Hunger und Elende zu entgehen, übergeben ſich, und ihre ganze Familie, denen Königen, und Fürſten der Schwarzen, die ſie zu erhalten im Stande ſind. Einige verkaufen ihre Kinder, ohne daß ſie die Noth dazu treibt: vielmals überläßt eine Mutter ihre Tochter an einen Fremden um gewiſſe Muſcheln, daraus ſie ſich ein Halsband, und Armbänder macht. Es giebt Schwarze, die ſelbſt auf einander lauern, wenn Europäiſche Schiffe bey ihnen vor Anker liegen. Sie bringen alsdenn diejenigen, die ſie gefangen haben, zum Verkaufe an die Schiffe, wo ſie wider Willen eingeſchiffet werden. Man hat ſo unmenſchliche Söhne geſehen, die ihren Vater gebunden, und für etliche Flaſchen Brandewein hingegeben haben. Wenn ein dergleichen Handel die Natur erzittern machet, wie iſt es möglich, daß ſich Chriſten finden, die einen ſolchen Kauf thun können? Was ſoll man endlich

lich von denen denken, die ſelbſt ausgehen, und Sclaven ſtehlen, es geſchehe nun mit Genehmhaltung des Landesfürſten, oder mit Gewalt, oder durch Liſt? Dieſe geſtohlenen Schwarzen machen nicht einen geringen Theil derer aus, die unſere Colonien bevölkern.„

Ehedem hat man der Sorbonne folgende Fragen zu entſcheiden vorgeleget: ob nämlich die Kaufleute, welche auf den Sclavenhandel ausgehen, oder ihre Leute, welche in den Factoreyen in Africa wohnen, dieſe letztere Sorte von Sclaven kaufen können? ob die Einwohner von America, denen die Kaufleute ſolche verkaufen, ſie ohne Unterſchied annehmen können, ohne zu unterſuchen ob ſie geſtohlen ſind? Die Entſcheidung fiel weder für den Verkäufer, noch Käufer vortheilhaft aus; aber luſtige Köpfe antworteten: man ſähe wohl, daß die Herren von der Sorbonne, wenigſtens diejenigen, welche befraget worden wären, weder Wohnungen, noch Pflanzungen, noch Zuckerſiedereyen auf den Inſeln hätten. Denn weil die Europäer, fuhren ſie auf eben dem ſpaßhaften Tone fort, die Völker von America vertilgen, ſo müſſen ſie ja die Africaner auch zu Sclaven nehmen, um das viele Land urbar zu machen.

Der Zucker würde zu theuer ſeyn, wenn man nicht die Pflanze die ihn hervorbringt, durch dergleichen Art von Leuten anbauen ließe. Kann man ſich übrigens in den Sinn kommen laſſen, mit Leuten, welche vom Kopfe bis auf die Füße ſchwarz ſind, und eine breit gedrückte Naſe haben, Mitleiden zu haben?„

„Diejenigen, welche dieſen Handel auf eine ernſthaftere Weiſe zu entſchuldigen ſuchen, ſagen, daß die daher entſtehenden Vortheile, ſo gar für die Schwarzen Urſache genug wären, ihn zu rechtfertigen. Außer daß einer Menge nützlicher Perſonen Leben dadurch geſchonet werde, ſo ſey die Lebensart der Schwarzen ſelbſt in der Sclaverey, erträglicher, als in ihrem eigenen Vaterlande. Es würde ihnen ein ſchlechter Dienſt geſchehen, wenn man ſie aus einem Stande ziehen wollte, wo ſie, bey aller ihrer Geringſchätzigkeit einer vollkommenen Geſundheit genießen, da hingegen ihre Herren, die mit Vermögen überhäufet ſind, und denen keine Art von Bequemlichkeit mangelt, ein Raub unzählicher Krankheiten werden.„

„Außer den ſehr großen Nutzen, den die Schwarzen unſeren Colonien durch den

Anbau

Anbau der Ländereyen verſchaffen, ſo glaubt man noch, daß die meiſten unter ihnen gute Soldaten abgeben würden, wenn ſie recht gezogen wären. Ein Schwarzer, neben ſeinem Herrn in der Schlacht, würde ſeine Schuldigkeit thun, wenn er nicht ohne Urſache wäre übel gehalten worden: durch ſeines Herren Gegenwart aufgemuntert, würde er unter ſeinen Augen der größten Gefahr entgegen gehen.„

„Freylich wäre es nicht klüglich gehandelt, ſagte mir ein Officier von Anſehen, dieſer Art von Leuten anzugewöhnen, mit Schießgewehre umzugehen: da ihre Anzahl die von den Weißen unendlich überſteigt, machen ſie ſich ſo ſchon furchtbar genug. Allein vielleicht könnte man bey Ausfällen Nutzen von ihnen ziehen, oder die am wenigſten Einſichtlichen als Schanzgräber, die andern aber in Frey-Compagnien, mit Säbel und Lanzen, brauchen. Hinter einen jeden Trupp von Infanterie würde ich einen Haufen auf dieſe Weiſe bewafneter Schwarzen ſtellen, und ihnen die Freyheit laſſen, nach der Art ihres Landes zu fechten, das heißt ohne Ordnung. In dem Augenblicke, da gefeuert würde, müßten ſie, auf ein gege-

benes Zeichen, durch die Glieder vorrücken, in die Oefnungen der Feinde eindringen, und ihnen in die Flanken fallen. Würden ſie zurückgetrieben, ſo müßten ſie ſich hinter dem Bataillone, zu welchem ſie gehöreten, wieder ſtellen. Dieſe Art zu fechten, die einzige, welche man ihnen lernen ließe, könnte ihnen keine Kenntniß beybringen, die der Sicherheit der Colonie nachtheilig wäre.„

„Da es in allen Wohnplätzen Schwarze giebt, die ſehr gute Jäger ſind, würde ich ein beſonderes Corps von ihnen machen, ſolches mit den freyen Mülatren vereinigen, und mich ihrer bedienen zu Beſetzung der ſteilen Oerter, zu Vertheidigung der Retranchements, zu Beunruhigung des Feindes, mit einem Worte, zu der einigen Art von Kriege, die keine regelmäſige Aufführung erfodert, und dazu ich ſie ſehr tüchtig halte. Ich würde ſie durch die Geſchickteſten ihres Landes commandiren laſſen, weil ſelbige ihre Fähigkeiten beſſer kennen, und nutzen würden. Man könnte ſie zugleich mit regulirten Truppen unterſtützen. Ich würde ihren Dienſteifer auch durch Ehrenzeichen aufzumuntern ſuchen, die Freyen mit Kreuzen, Medaillen, u. ſ. f. belohnen, denen Sclaven

aber,

aber, die ſich wohl verhalten hätten, die Freyheit ſchenken. Wenn man ſie nicht eher brauchte, als in dem Augenblicke, da die Colonie von feindlichen Anfällen bedrohet würde, mithin die Manufacturen ſtill ſtünden, würde der Schade für die Eigenthümer nicht gar groß ſeyn; dennoch aber wäre es billig, ihnen den Schaden zu vergüten: büſſete einer ihrer Schwarzen das Leben ein, oder würde er frey gelaſſen, müßte ihnen der Werth dafür, nach einer billigeu Schätzung erſetzet werdeu.„

„Allein, genug von dieſem Vorſchlage. Ich komme wieder auf die **Sclaven**, die für unſere Colonien eingeſchiffet werden. Sie ſehen die **Dienſtbarkeit** als das allerſchrecklichſte an, und ſuchen alle Gelegenheit, ſich davon los zu machen: nur die Gewalt, oder Furcht, können ſie in ihren Ketten erhalten. Das erſte **Mißtrauen** dieſer Unglücklichen gründet ſich auf die Einbildung, die ſie ſich machen, daß man ſie kaufe, um ſie zu eſſen. Man erkläret ihnen daher gleich anfänglich, daß ſie für ihr Leben nichts zu befürchten haben; daß ſie beſtimmet ſind, das Land ruhig anzubauen, oder andere Dinge vorzunehmen, welche ihre Kräfte nicht über=

überſteigen; daß, wenn jemand übel mit ihnen umgehen ſollte, ſie ſich bey dem Dollmetſcher beſchweren können, und Recht erhalten würden; wenn ſie aber ſelbſt Unordnungen anfangen wollten, man ſie nachdrücklich beſtrafen würde.„

„So wie die Schwarzen in das Schiff treten, ſofeſſelt man zwey und zwey zuſammen: die Weiber und Kinder haben Freyheit herumzugehen, inſonderheit, jemehr man ſich von den Africaniſchen Küſten entfernet. Die Erfahrung hat gelehret daß ſo lange dieſe Unglücklichen ihr Vaterland noch ſehen, ſie entweder in eine große Traurigkeit verfallen, oder zur Verzweifelung gebracht werden. Die Traurigkeit macht ſie krank, ſo daß ein großer Theil während der Ueberfahrt ſtirbt; aus Verzweifelung aber nehmen ſie ſich das Leben; es ſey nun, daß ſie ſich aller Nahrung entziehen; oder aber ſich das Athemholen, durch eine beſondere Art die Zunge zu krümmen, benehmen, welches ſie erſticket; oder, daß ſie ſich den Kopf an den Schiffsmaſten einſtoßen; oder endlich, daß ſie ſich in das Meer ſtürzen.„

„Dieſe heftige Liebe für ihr Land ſcheint abzunehmen, je weiter ſie ſich davon entfer-

entfernen. Die Fröhlichkeit bemächtiget ſich ihrer nach der Traurigkeit, und ein faſt ohnfehlbares Mittel, ſie bis an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen, iſt, wenn man ihnen muſicaliſche Inſtrumente zu hören giebt, wäre es auch nur eine Leyer, oder eine Sackpfeife.„

„Sie bekommen des Tages zweymal zu eſſen. Bey gutem Wetter erlaubet man ihnen, von ſieben Uhr des Morgens, bis in die Nacht, oben auf dem Verdecke des Schiffes zu ſeyn. Alle Montage giebt man ihnen Pfeifen und Tabak; und ihre Freude darüber zeigt genugſam an, daß dieſe Gütigkeit ihr größter Troſt in ihrem Elende iſt. Die Männer und Weiber wohnen abgeſondert. Bey dieſer unverändert beobachteten Ordnung bringt man die zahlreichſte Ladung von Schwarzen leicht bis in unſere Colonien. Man weiß mit Zuverſicht, nach genau gemachter Ausrechnung, daß in gewiſſen Jahren über ſechzigtauſend aus Guinea abgeführet worden ſind.„

„So bald die Schiffe mit den Schwarzen auf der Rehde ankommen, ſo werden ſie ausgeſchiffet, und in ein großes Vorrathshaus gethan: daſelbſt geht jedermann hin,

wie

wie auf einen Viehmarkt, und lieſet ſich diejenigen aus, welche ihm anſtehen. Bey uns würde man denjenigen für hart und geizig halten, der ſie ſo gleich arbeiten ließ, ohne ihnen etliche Tage Ruhe zu verſtatten. Dieſe armen Leute ſind von ihrer Reiſe höchſt ermüdet, da ſie, die ganze Zeit über, Ketten und Bande getragen haben: ſie ſind von Hunger und Durſt ſo ausgezehret, ſo betrübt, ſich von ihrem Vaterlande entfernet zu ſehen, ohne Hoffnung jemals zurück zu kommen, daß man ſie auf den höchſten Grad ihres Elendes bringen würde, wenn man ſie gleich, und auf einmal, zur Arbeit anhielte.„

„So bald ſie in unſern Wohnplätzen angekommen ſind, geben wir ihnen zu eſſen, und laſſen ſie etliche Stunden ſchlafen. Hernach werden ihnen die Haare vom Kopfe geſchoren, und der Leib mit einem Oele gerieben, welches die Gelenke los und geſchmeidig machet, und den Scorbut abhält. Die folgenden Tage laſſen wir ſie baden, und geben ihnen wenig auf einmal, aber oft, zu eſſen. Nach dieſer Diät läßt man ihnen ein wenig Blut weg, und giebt ihnen eine gelinde Purganz; dabey dürfen ſie weder viel Waſſer, noch Brandewein trinken. Durch dieſe Sorg-

falt entgehen ſie nicht allein denen Krankheiten, die ſie gleich anfänglich würden auszuſtehen haben, ſondern die Gelindigkeit, mit welcher man ihnen begegnet, und die Kleider, die man ihnen giebt, machen auch, daß ſie ihr Land, und ihre unglückliche Dienſtbarkeit vergeſſen lernen. Sieben oder acht Tage darauf geben wir ihnen einige leichte Arbeit, um ſie nach und nach daran zu gewöhnen. Die meiſten warten nicht, bis man es ihnen befiehlt, ſondern ſie folgen den anderen, wenn ſie ſehen, daß ſolche von ihrem Aufſeher gerufen werden.„

„Um ihnen die Weiſe, wie in den Pflanzörtern gearbeitet wird, leichter beyzubringen, pflegt man ſie in die Hütten der älteſten Sclaven zu vertheilen. Dieſe nehmen ſie gern auf, und rechnen ſich zur Ehre, wenn der ihnen anvertrauete Schwarze eher unterrichtet iſt, und ſich beſſer befindet, als der von ſeinem Nachbar. Doch dürfen ſie weder an ihrem Tiſche eſſen, noch in ihrer Kammer ſchlafen: ſcheint nun der neue Sclave darüber verwundert zu ſeyn, ſo antworten ſie ihm, daß, da er kein Chriſte ſey, er zu gering wäre, ſich mit ihnen in Vergleichung zu ſtellen. Dieſes Bezeigen machet ihnen

ihnen einen hohen Begriff von unſerer Religion, und flößet ihnen die größte Begierde ein, ſie anzunehmen.„

„Bey allem dem Eifer der Schwarzen, die Taufe zu empfangen, iſt es nicht wohl möglich, ihnen ſolche eher, als nach einem zwey oder dreyjährigen Unterrichte, zu verwilligen: ſo ſchwer iſt es, dieſen Leuten die erſten Gründe des Chriſtenthums bey zu bringen. Die Regel, nach welcher die Mißionnaire ſich in dieſem Stücke richten, iſt nicht einerley. Alle kommen überein, daß diejenigen Schwarzen, welche vor dem zehnten Jahre ihres Alters in unſere Colonien kommen, gleich nach ihrer Ankunft ſollen getaufet werden. Sind ſie aber älter, (und dieſes ſchlüßet man aus ihren Geſichtszügen,) ſo wird erfordert, daß ſie wenigſtens einige Kenntniß unſerer Glaubenslehren haben, ehe ſie die Taufe empfangen können. Sind aber die nämlichen Schwarzen, denen man die Taufe nicht hat zugeſtehen wollen, todkrank, ſo giebt es einige unſerer Prieſter, welche meynen, man könne ſie ihnen geben, unerachtet ſie keine Kenntniß unſerer Religion haben: andere hingegen glauben, und führen an, es wäre ſolches ein Mißbrauch des Sacra-

craments. Solchergeſtalt läßt mancher Einwohner, um ſich dem Ausſpruche ſeines Pfarrers zu unterwerfen, ſeinen neuen Sclaven ohne Taufe ſterben, unterdeſſen daß er bey ſeinem Nachbar, in einem andern Kirchſpiele, ſieht, daß der Geiſtliche das Gegentheil thut. Feſt geſetztere Meynungen, und ein mehr übereinſtimmendes Verhalten wäre freylich der Würde der Religion angemeſſener, und zeigte bey denen, die ſie verwalten, einen unpartheyiſchern, und verſtändigern Eifer. Warum ſoll man einigen die Taufe entziehen, wenn ſie ihr Heil wirket; thut ſie es aber nicht, warum verwilliget man ſie den andern, in der Todesſtunde? „

„So bald ein Mißionnair erfährt, daß etliche neue Schwarze in ſeinem Bezirke angekommen ſind, geht er zu ihnen, läßt ihnen ſo gleich, bey Führung der Hand, das Zeichen des Kreuzes machen, und nach den gewöhnlichen ausgeſprochenen Worten, ſagt er, und redet den Teufel an: vermaledeyeter Geiſt, ich unterſage dir, im Namen Jeſu Chriſti, dieſes heilige Zeichen, das auf gegenwärtige durch ſein Blut erkaufte Creatur gedrücket worden iſt, jemals zu verletzen. Der Schwarze, der von der Ceremonie, und

dem Spruche, nichts verſteht, macht große Augen, und ſcheint ganz verſtummet. Um ihn wieder zu ermuntern, ſagt ihm der Prieſter durch einen Dolmetſcher: du weißt itzt nicht, was ich gethan habe; du wirſt es aber in der Folge erfahren. „

„In den wohl eingerichteten Wohnplätzen, wird der Catechismus den verſammelten Schwarzen, früh und Abends, erkläret; und diejenigen, die am beſten unterrichtet ſind, müſſen den Neuangekommenen die Anfangsgründe lehren. Wenn letztere im Stande ſind, getaufet zu werden, vertreten die Aelteſten die Stelle der Gevattern. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie weit der Reſpect, die Unterthänigkeit, und Erkenntlichkeit geht, welche dieſe Würde ihnen zuzieht. Die neubekehrten Schwarzen ſehen ſie als ihre Väter an; und dieſe Verehrung dauert Zeitlebens. In der Franzöſiſchen Colonie von S. Domingo iſt es eines der Hauptgeſetze, daß alle Einwohner, ſelbſt die Sclaven, die Römiſch-Catholiſche Religion bekennen müſſen, bey Strafe des Verluſtes eben dieſer Sclaven. „

„Die Engländer ſind weniger begierig, Neubekehrte zu machen, weil ſie überzeuget

zeuget ſind, daß ihrer ein großer Theil, in der Hoffnung gelinder gehalten zu werden, ſich nur äußerlich zu einer Religion bekennen würde, die er nicht im Herzen hätte. Diejenigen hingegen, die man geneigt zu ſeyn glaubt, das Licht des Evanglii anzunehmen, werden, wenn ſie es verlangen, dazu aufgemuntert, auch nach ihrer Bekehrung allerdings nicht ſo hart gehalten. Wahr iſt es, daß dieſe elenden Leute dem Götzendienſte noch ſo ergeben ſind, daß ſie wenige Neigung für das Chriſtenthum blicken laſſen. Die Brittiſche Regirung erlaubet ihnen, mehr als eine Frau zu haben, um durch ihre Bevölkerung die Reichthümer der Colonie zu vermehren. Vielleicht aber iſt die **Vielweiberey** dieſem Endzwecke hinderlich: denn der unmäßige Gebrauch der Luſt muß ſie ſchwächen, und die von ihnen erzeugten Kinder haben weniger Stärke. Uebrigens ſind dieſe Weiber ihren Männern getreu; und der Ehebruch iſt unter ihnen weniger bekannt, als bey denen Völkern, die nur eine Frau haben. „

„Ihre **Religionsbegriffe** ſind verſchieden, nach Beſchaffenheit derer Länder, wo ſie her ſind. Unterdeſſen findet ſich doch

eine Art von Gleichförmigkeit in ihren Opfern. Ueberhaupt glauben ſie an zwey Gottheiten, an eine gute, welche den Menſchen gewogen iſt, und ihren Vorfahren den Ackerbau gelehret hat: die andere ſehen ſie an, als den Urſprung alles Uebels, das die Menſchen heimſuchet. Von der himmliſchen Glückſeligkeit haben ſie keinen weitern Begrif, als daß ſie glauben, das Vergnügen zu genießen, ihr Vaterland wieder zu ſehen, wohin jeder Schwarze nach ſeinem Tode zurückkehren wird. Dieſer Gedanke tröſtet ſie, und macht ihr Unglück erträglicher. Daher iſt nichts zu vergleichen mit der Standhaftigkeit, die ſie bey ihrem Tode bezeigen. Sie ſind vor Freude außer ſich, wenn ſie den Augenblick herannahen ſehen, wo ſie wieder zu ihren alten Freunden, und an die glücklichen Ufer kommen ſollen, wo ſie gebohren worden ſind. Wenn einer von ihnen auf dem Puncte iſt, zu ſterben, ſo umarmen ihn ſeine Camaraden, wünſchen ihm eine glückliche Reiſe, und tragen ihm ihren Gruß auf an ihre Bekannten in Guinea. Dem Aberglauben ſind ſie insgeſamt ſehr ergeben, glauben an Bezauberungen, und fürchten ſich vor den Hexenmeiſtern, als

gefähr=

gefährlichen Leuten, die es dahin bringen könnten, daß ihre Geliebten ihnen nicht mehr gewogen wären. Dieſe Furcht iſt eine von denen die ſie am meiſten quälet; denn die **Liebe**, dieſer Urſtoff des Lebens, dem die Natur ihre eigene Erhaltung anvertrauet hat, belebet alle ihre Gedanken, und Handlungen: ſie allein lindert die Schwere ihrer Sclaverey. Sie werden daher auch nicht wankelmüthig, weder durch Gefahr, noch Pein. Sie gehen die Nacht von ihrem Herrn weg, durchwandern ganze Wälder, fürchten ſich nicht, als Flüchtlinge angehalten zu werden, und wagen alles, um ihre Geliebte zu ſehen. Ihre beyderſeitigen Wohnungen ſind zuweilen ſo weit von einander entfernet, daß der Weg faſt alleine die Augenblicke wegnimt, welche der Liebe, und dem Schlafe gewidmet waren.„

„Dieſe armen Leute haben einen eingeſchränkten **Verſtand**, daß ſie kaum bis auf drey zählen können. Sie haben keine beſtimmten Begriffe: das Vergangene iſt ihnen ſo unbekannt, als das Zukünftige: ſie ſind Maſchinen, die man immer wieder aufziehen muß, ſo wie man ſie will beweget haben; in nichts, als was ihnen außerordentlich

am Herzen lieget, ſpüret man einigen Verſtand in ihnen. Bey alle dem, wiſſen ſie das Lächerliche von uns ziemlich aufzufangen, und ihren Scherzen fehlet es weder an Feinheit, noch Salze. Sie ſchicken ſich unvergleichlich zu Verſchweigung eines Geheimniſſes, das ſie ſelbſt betrift: Strafen, und Martern erſchüttern ſie nicht; bey peinlichen Vorfällen, bringt man ſie auf die Folter, ohne das geringſte Geſtändniß aus ihnen zu bringen; ſie ſtürben eher, als etwas zu bekennen. Sie fürchten, die Wahrheit zu ſagen, auch bey den gleichgültigſten Angelegenheiten. Sie laſſen die Frage, die man ihnen thut, allezeit wiederholen, gleichſam als ob ſie ſie nicht gehöret hätten, um Zeit zu gewinnen, ihre Antwort darnach einzurichten. Zuweilen nehmen ſie, wenn man ſie ausfraget, einen ſo natürlichen Schein von Verwunderung an ſich, daß man meiſtentheils betrogen wird.„

„Sie haben eine beſondere Neigung zum Stehlen; und ſcheinen alle ihre Gliedmaſen dazu einzurichten. Ein Schwarzer, der ein Stück Geld auf der Erde liegen ſieht, und es wegnehmen will, ohne daß man es merke, faſſet es mit den Fußzehen, hebt es von hinten in die Höhe, bis an den Gurt, nimt

nimt es in die Hand, und iſt er unbekleidet, ſo dient ihm ſein Maul, das Geſtohlne zu verbergen. Niemals wird ein Schwarzer aus ſeiner Gelaſſenheit kommen, würde er auch über der That angetroffen. „Ich habe es nicht gethan, ſagen ſie; es iſt der Teufel, der, um mir einen Poſſen zu ſpielen, das, was ihr ſehet, mir in die Hand, oder in die Taſche geſtecket hat.„

„Sie ſind geſchickt, liſtig, und in ihren **Kunſtgriffen** öfters ſehr ſinnreich. Ich habe einen Sclaven geſehen, der in Ketten geleget war, und es dahin brachte, daß er ſich ſeiner Bande entledigte, indem er ſie mit einem Meſſer durchfeilete. Er hatte das Meſſer zu einer Säge gemachet, durch Kerben, die er eingeſchnitten hatte; und ſo wie er die Kette nach und nach zerfeilete, beſtrich er jedesmal die gefeilten Oerter mit Wagenſchmiere. Als er fertig war, entfloh er. Man ſchickte ihm nach, ließ auch große auf die flüchtigen Sclaven abgerichtete Hunde der Spur folgen. Um dieſer Nachforſchung, bey Tage zu entgehen, ſprung er in einen nahen Fluß, verborg ſich unter das Waſſer bis an den Hals, und bedeckte den Kopf mit einem großen Blatte eines Bau-

mes. Durch dieſes Mittel beförderte er ſeine Flucht, und rettete ſein Leben.

Ich bin u. ſ. w.

S. Domingo, den 30 July, 1750.

Der 127 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Ich habe, Madame, von den Fehlern der Schwarzen geredet, ich muß Ihnen auch einige ihrer guten Eigenſchaften kennen lernen, allezeit zu Folge meiner gehabten Unterredung, und nach dem Zeugniſſe anderer. „Sie ſind, ſagte mir der Wirthſchaftsverwalter, von Natur ſanftmüthig; ſie wiſſen nichts von Mißgunſt, Betrug, Verleumdung, und haben eine große Ehrfurcht vor alten Leuten. Niemals nennen ſie dieſe, ohne den Namen, Vater hinzu zu ſetzen. Bey allen Gelegenheiten helfen ſie ihnen, und in allen Dingen folgen ſie ihnen. Gegen einander ſelbſt haben ſie eine ſo aufrichtige Zuneigung, daß ſie einander nicht allein

allein in ihren Bedürfniſſen beyſtehen, ſondern wenn auch einer unter ihnen einen Fehler begeht, ſo kommen ſie vielmal alle mit einander, um eine Fürbitte einzulegen, oder ſie bieten ſich ſelbſt an, einen Theil der Strafe über ſich zu nehmen. Ich halte ſie auch für ſehr gewiſſenhaft, ihr Wort zu halten; *inſonderheit* wenn ſie ſich durch ein Religionsbezeigen dazu anheiſchig machen: dieſes beſteht darinnen, daß ſie ein wenig Erde auf die Zunge legen, und Gott bitten, daß er ſie in Staub verwandele, wie dieſe Erde, wenn ſie ihr Verſprechen nicht erfülleten, oder wider die Wahrheit handelten.„

Ihre hitzige Natur wirket bey ihnen eine ſo ſtarke Neigung zu dem weiblichen Geſchlechte, daß man, auch außer der Abſicht des Vortheiles der Vermehrung, genöthiget iſt, ſie ſehr jung zu verheurathen. Es iſt aber den Weißen beyderley Geſchlechts verboten, ſich mit ihnen zu verehlichen, und den Prieſtern dergleichen Verbindung zu geſtatten. Alle freye Leute, welche eine Sclavinn zur Beyſchläferinn wählen, und Kinder mit ihr zeugen, ſind einer Geldſtrafe unterworfen; iſt nun ein ſolcher Menſch der Herr ſelbſt von der Sclavinn, verliert er,

außer der Geldbuße, nicht allein ſeine Schwarze, nebſt denen mit ihr erzeugten Kindern, ſondern Mutter und Kind, können auch niemals frey gelaſſen werden. Keinem Schwarzen iſt erlaubet, ſich ohne Bewilligung ſeines Herrn zu verheurathen; dieſem aber ſteht eben ſo wenig zu, ſich der Zwangsmittel zu bedienen, um den Sclaven wider Willen zu verehelichen. Die in der Sclaverey erzeugten Kinder bleiben Sclaven, und gehören dem Herrn der Frau, nicht dem Herrn des Mannes. Wenn eines der Verehlichten frey, das andere aber es nicht iſt, folgen die Kinder allezeit dem Stande der Mutter.„

„Die meiſten Schwarzen ſehen ihre Weiber an, als Weſen, welche erſchaffen ſind, um ihnen die Zeit zu vertreiben, aufzuwarten, und zu gehorſamen. Wenn man die jungen Leute ausnimmt, die in den erſten verliebten Jahren ihren Weibern erlauben, mit ihnen zu eſſen, ſo müſſen die übrigen Weiber ſich faſt allezeit gefallen laſſen, dieſer Ehre zu entbähren. Ich habe mir oftmal das Vergnügen gemacht, unſern alten Zimmermann eſſen zu ſehen: ſeine Frau und Kinder waren um ihn herum, und warteten

ten ihm mit dem Reſpecte der abgerichteſten Bedienten auf. War es an einem Feſttage, ſo fanden ſich ſeine Töchter und Schwiegerſöhne dabey ein, nnd ermangelten nicht, ihm kleine Geſchenke mitzubringen. Sie machten einen Kreis um ihn herum, und unterhielten ihn die ganze Zeit, da er bey Tiſche war. Wenn er abgegeſſen hatte, brachten ſie ihm ſeine Pfeife; er aber drehte ſich um, und ſagte mit einem ernſthaften Tone zu ihnen: nun geht ihr auch, und eſſet. Ich verwies ihm zuweilen ſeine Ernſthaftigkeit, und führte ihm die Weißen zum Beyſpiele an, die mit ihren Weibern Mittags, und Abends, eſſen; er antwortete mir aber, dieſe wären deswegen nicht vernünftiger, ja, wenn man erwöge, wie ſtolz, und wenig unterthänig ſie ihren Männern wären, ſo müßte man bekennen, daß die Schwarzen, welche die ihrigen in Reſpecte hielten, die geſunde Vernunft, die Billigkeit, und das Recht, auf ihrer Seite hätten.„

„Die ſchwarzen Weiber, die ſonſt ſehr fruchtbar in Africa ſind, zeugen viel weniger Kinder in unſeren Colonien, und noch unendlich weniger in den Engliſchen Errichtungen, wo die Härte ihres Schickſales ſie

oftmals

oftmals verleitet, ſich vorſetzlicher Weiſe einer Bürde zu entledigen, welche anderen Müttern zur Freude dienet. Ein wenig mehr Menſchlichkeit, von Seiten ihrer grauſamen Herren, würde dieſem ſchrecklichen Uebel vorbeugen. Sie werden, Madame, ſich entſetzen, wenn ich Ihnen ſage, daß in Jamaica Geſellſchaften zur Luſt angeſtellet werden, wo man nach den Schwarzen, in die Gebirge, auf die Jagd ausgeht, wie nach Wölfen, und wilden Schweinen. Gleichwohl lehret man ihnen, daß ſie Menſchen ſind, wie wir; daß ſie mit dem Blute eines für ſie geſtorbenen Gottes erkaufet ſind; und dennoch geht man mit ihnen, wie mit wilden Thieren, um. Man läßt ſie auch nackend, und barfuß, vor den Pferden herlaufen, die beſtändig galopiren. Ein junger Schwarzer, den man zu einem Läufer abrichtet, muß vor einem andern, der älter iſt, herlaufen; dieſer aber giebt ihm mit einer großen Peitſche Hiebe auf den Hinterſten, ſo oft er ihn erreichen kann. Ein großer Theil von ihnen ſtirbt in der Lehre; aber dieß bekümmert die Engländer wenig.„

„Die Schwarzen empfinden die Wohlthaten, die man ihnen erweiſet, und ſind er-

kennt-

kenntlich; allein ſie wollen auch, daß man mit guter Art gegen ſie verbindlich ſey. Wenn ſie ſich einige Gewogenheit zu erbitten haben, wiſſen ſie auf die geſchickteſte Art ihre guten Eigenſchaften, ihren Dienſteifer, ihren Fleiß, ihre vielen Kinder, und die an ſie gewendete Erziehung, anzuführen: hierbey wiederholen ſie alle Gutthaten, welche man ihnen bereits erwieſen hat, mit demüthiger Dankſagung, und endlich bitten ſie um das, was ſie verlangen. Schlägt man ihre Bitte ab, ſo muß man einige Urſachen anführen, und ſie mit Glimpfe zurück ſchicken. Dieſes iſt das Mittel, ſie zu beſänftigen; ſie begreifen ſich aber überhaupt ſehr leicht. „

„Wenn Streit unter ihnen entſteht, vereinigen ſie ſich, zu ihrem Herrn zu gehen, woſelbſt ſie ihre Klage vorbringen, ohne einander in die Rede zu fallen. Der Beleidigte fängt an; und wenn er ausgeredet hat, ſagt er ſeinem Gegner, er könne nun antworten. Die Mäßigung iſt auf beyden Seiten gleich, und da es mehrentheils nur Kleinigkeiten betrifft, iſt der Proceß bald entſchieden. Wenn ſie ſich ſchlagen, oder ſich eines Diebſtahles ſchuldig machen, ſo muß man ſie hart beſtrafen; denn bey ihnen iſt die

Schär-

Schärfe ſo nöthig, als die Nachſicht. Sie leiden die verdienten Züchtigungen mit Geduld; mißhandelt man ſie aber ohne Urſache, ſo ſind ſie der äußerſten Vergehungen fähig. Wenn ſie ſich bey einem Aufſtande zuſammen rotten, ſo iſt das ſicherſte Mittel, ſie ſo gleich mit Stockſchlägen aus einander zu jagen; iſt man aber ſaumſelig, ſo wird man zuweilen in die Nothwendigkeit verſetzet, die Waffen zu ergreifen; und alsdenn wehren ſie ſich, wie Raſende: weil ſie ſich vorſtellen, daß ſie einmal ſterben müſſen, ſo iſt ihnen einerley, auf was für Art ſie das Leben einbüßen; haben ſie nun vollends den geringſten Vortheil auf ihrer Seite, ſo ſind ſie nicht zu bezwingen. „

„Eine allgemeine Klugheitsregel iſt, daß man ihnen nicht erſt drohe. Auch die Beſtrafungen muß man nicht aufſchieben; denn die Furcht bringt ſie zu dem Entſchluſſe, in die Gebirge zu fliehen; und dieſes nennen wir hier, maronniren gehen. Das Wort Marron, deſſen Urſprung, ſelbſt auf den Inſeln, nicht alt iſt, kommt von dem Spaniſchen Worte Simarron her, welches einen Affen bedeutet. Man weiß, daß dieſe Thiere ſich in die Hölzer verſtecken, und nicht her-

aus

aus kommen, als nur um die Früchte der benachbarten Gegenden heimlich wegzuholen. Um die übelen Folgen, die dieſes Marroniren nach ſich zieht, zu verhüten, denn die entflohenen Schwarzen werden Straßenräuber, ſo hat der König verordnet, daß wenn ein Sclave zum erſten male davon läuft, und ſein Herr ihn angiebt, er aber nach Verlaufe eines Monats ertappet wird, ihm die Ohren ſollen abgeſchnitten, und er auf dem Rücken gebrandmarket werden. Begeht er das Verbrechen zum zweytenmale, ſo werden ihm die Kniekehlen entzwey geſchnitten; und das drittemal, wird er gehangen. Die Schwarzen-Marrons, wenn ſie in den Wäldern verfolget werden, machen zu ihrer Sicherheit Gruben, und bedecken ſie mit Sträuchern, auf dem Grunde aber ſchlagen ſie ſpitzige Pfähle ein, damit diejenigen, die hineinfallen, geſpießet werden. „

„Man hat kein beſſeres Mittel ausfündig zu machen gewußt, das Entlaufen der Sclaven zu verhindern, als daß man ihnen, in einer gewiſſen Weite von den Wohnplätzen, ein Stück Landes angewieſen hat, welches ſie mit Tabak, Erdbirnen, Ignamen, und anderen nutzbaren Gewächſen, bepflanzen

zen können; nebſt der Freyheit, dieſe Dinge zu verkaufen, oder zu ihrem eigenen Unterhalte anzuwenden. Man erlaubet ihnen auch, Sonn- und Feſttages, nach dem Gottesdienſte, darinnen zu arbeiten, ingleichen die übrigen Tage, wenn ſie etwas von der Zeit, die ihnen zum Eſſen verſtattet iſt, dazu anwenden wollen. Viele ziehen **Feder- oder Rind-Vieh** auf, und verkaufen es, mit Genehmhaltung ihrer Herren, auf dem Markte: ſie müſſen alsdenn aber einen ſchriftlichen Zettel, oder ein anderes kennbares Zeichen, aufzuweiſen haben, bey Strafe des Wegnehmens der verkauften Sachen, und einer Geldſtrafe des Käufers. Dieſe Zeichen, oder Zettel werden, oder ſollen wenigſtens von einem obrigkeitlichen Bedienten, der über das Verkaufen geſetzet iſt, Markttages unterſuchet werden. Man beſchweret ſich aber, daß die Beobachtung dieſer Verordnung vernachläßiget werde; und hier, wie in Europa, ſieht man Käufer ohne Ehre, und Treue, die alles, was ſie habhaft werden können, wegkaufen, wenn ſie nur dabey gewinnen. Dem ſey, wie ihm wolle, es giebt Schwarze, die ſich von ihrer Arbeit, und Handel, ein jährliches, ziemliches **Einkommen** machen: ſie ſchä-

zen

tzen ſich alsdenn recht glücklich; und ihre Zuneigung für ihren Herrn wächſt in Verhältniß ihres beſſern Auskommens. Sollten ſie, bey allen dieſen Vortheilen, ſich dennoch zum Entlaufen verleiten laſſen, und nach vier und zwanzig Stunden nicht von ſelbſt wieder einſtellen, oder durch einen Freund, der für ſie bittet, zurück gebracht werden, ſo zieht man ihre kleine Beſitzung ein; und dieſer Verluſt iſt ihnen empfindlicher, als alle andere Strafen. Das geringſte Beyſpiel einer ſolchen Art von Einziehung bleibt lange Zeit ein Schreckenbild unter den Schwarzen eines Wohnplatzes. „

„Bey Gelegenheit des Marronirens, fuhr unſer Wirthſchaftsverwalter fort, erinnere ich mich, noch von meiner Kindheit her, daß mehr als funfzig ſolcher entflohener Schwarzen durch einen Mißionnair nach Cap zurück gebracht wurden. Es iſt nicht zu beſchreiben, mit was für Freudenbezeigungen dieſer Mann, und ſeine Leute, aufgenommen wurden. Alle Gaſſen waren mit Volke beſetzet, um ſie vorüber gehen zu ſehen. Die Herren wünſchten einander Glück, ihre Sclaven wieder erlangt zu haben; und ſelbſt die Schwarzen, welche in der Stadt dieneten, frohlock-

ten, daß ſie, einer ſeinen Vater oder Mutter, der andere, ſeinen Sohn oder Tochter, wiederſahen. Der Zug geſchah ſehr langſam, um ihnen mehr Freyheit zu laſſen, ihre Freunde, Verwandte, und Camaraden, unter tauſend Freudengeſchreye, und Wünſchen, zu umarmen. Was am meiſten in die Augen fiel, war ein Trupp junger Burſche, und Mägdgen, die, weil ſie in den Wäldern gebohren waren, weder weiße Menſchen, noch auf franzöſiſche Art gebauete Häuſer, geſehen hatten. Dieſe konnten ſich nicht ſatt ſehen, und bezeigten, nach ihrer Art, ihre Bewunderung, und ihr Erſtaunen. „

„Man hat hier den Gebrauch, die Schwarzen, wenn man ſie kaufet, zu zeichnen; und dieß nennet man, einen Schwarzen ſtempeln. Man bedienet ſich dazu, eines ſehr dünnen, ſilbernen Bleches, das einen verzogenen Namen vorſtellet. Es iſt genug dieſes Blech heiß zu machen, ohne daß es brauche glüend zu ſeyn. Man beſtreicht den Ort, wo es ſoll aufgeſetzet werden, mit ein wenig Fett, und legt in Oel getränktes Papier darüber, worauf alsdenn der Namenszug gedrücket wird. Das Fleiſch giebt ſich davon in die Höhe; und ſo bald das Brennen ſeine

Wirkung gethan hat, bleibt das Zeichen, und vergeht niemals. Da eben derſelbe Stempel an verſchiedenen Sclaven befindlich ſeyn kann, ſo drücket man das Zeichen, bey jedesmaligem Verkaufe, an einen andern Ort; dergeſtalt, daß ein Schwarzer, der oftmals gekaufet, und wieder verkaufet worden iſt, ſich mit Zügen bedecket findet, wie ein alter Obelisk. „

„Auf den kleinen Antilliſchen Inſeln iſt dieſer Gebrauch nicht eingeführet, wo die Schwarzen außer ſich ſeyn würden, wenn man ſie wie die Ochſen und Pferde zeichnen wollte. Man hat dieſe Vorſicht nur auf den großen Antillen für nöthig erachtet, weil die Sclaven daſelbſt mehr Gelegenheit haben, zu entfliehen, und ſich an unüberſteigliche Oerter zu begeben. Der Herr eines dergleichen entlaufenen Sclaven muß demjenigen, der ſie außerhalb dem franzöſiſchen Gebiete auffängt, fünf und zwanzig Thaler zahlen, und nur funfzehn Franken, (4 Rthlr.) wenn ſie, ohne aus dieſem Gebiete gekommen zu ſeyn, nichts als ihren Wohnplatz verändert haben. „

„Die freygelaſſenen, oder freyen Schwarzen, welche den Entlaufenen in ihren Häuſern

Schutz geben, ſind verbunden, dem Eigenthumsherrn gemeinſchaftlich eine Geldſtrafe von dreyßig Franken, für jeden Tag der Zurückhaltung, zu erlegen: die Weiſſen aber, wenn ſie ſich dergleichen zu Schulden kommen laſſen, nur zehn Livres. Sind die Freygelaſſenen nicht im Stande die Strafe zu bezahlen, ſo werden ſie ſelbſt wieder in den Sclavenſtand verſetzet; und überſteigt der Preiß des Verkaufes die Geldbuße, ſo wird der Ueberreſt an das Hoſpital gegeben.„

„Unerachtet die Anzahl der Schwarzen die übrigen Einwohner um ein Großes überſteigt, ſo leben wir doch unter ihnen in vollkommener Sicherheit. Die Urſache davon iſt dieſe. Die Sclaven kommen aus verſchiedenen Provinzen von Africa, wo die Sprachen unterſchieden ſind, und ſie folglich einander nicht leicht verſtehen. Iſt aber auch die Sprache einerley, ſo haben ſie doch einen ſo großen Haß wider einander, daß ſie lieber unter den Händen der Weiſſen ſterben, als ſich mit den Schwarzen einer andern Provinz zuſammen ſchlagen, und einander helfen würden, um das Joch ihrer Herren abzuſchütteln. Ueberdieß dürfen ſie weder ein Gewehr angreifen, noch aus dem Bezirke

des Pflanzortes gehen, wohin ſie gehören. Es iſt ihnen ſo gar bey Peitſchenſtrafe verboten, einen Stock zu tragen; und in gewiſſen Fällen werden diejenigen am Leben geſtrafet, die ſich bey Nachtzeit zuſammen rotten. Das geringſte, das ihnen alsdenn geſchehen kann, iſt Staupenſchlag, und Brandmarkung. Kurz, man hält ſie in einer ſo ſcharfen Zucht, daß ſie nicht einmal den Schein eines Verlangens von ſich geben, ihre Freyheit zu ſuchen. Was würde es ſeyn, wenn ſie ſich unterſtünden, die Hand wider ihre Herren aufzuheben? Ein augenblicklicher, und höchſt ſchmählicher Tod wäre ihre Strafe. Alle thätliche Vergehungen wider freye Perſonen werden mit der größten Schärfe geahndet. Ihr harter Sinn erfordert, daß man nicht zu gelinde, aber auch nicht zu ſcharf mit ihnen umgehe: denn, wenn eine mäßige Züchtigung ſie geſchmeidig machet, und zur Arbeit aufmuntert, ſo bringt ſie eine übertriebene Strenge zur äuſſerſten Halsſtarrigkeit, und veranlaſſet, daß ſie entlaufen. „

„Eine andere zu beobachtende Vorſicht beſteht darinnen, daß man auf die Erhaltung ihrer Geſundheit Achtung giebt. Außer denen

nen auch unter den Weiſſen gewöhnlichen Krankheiten, haben ſie noch eigene, die von ihrer außerordentlichen Unreinlichkeit herrühren. Eine der gemeinſten iſt diejenige, welche ein gewiſſes, auf den Antilliſchen Inſeln höchſt ſchlimmes Ungeziefer, Chique genennt, bey ihnen verurſachet. Dieſes kleine Thier, welches anfänglich nicht größer iſt, als der kleinſte Wurm in der Haut, ſetzt ſich unter die Nägel an den Füßen, und verurſachet ein ſchmerzhaftes, und unerträgliches Jucken. Nach und nach wächſt es, breitet ſich aus, und wird ſo groß, wie eine Erbſe. Alsdenn legt es Eyer, welche ſo viel kleine Chiquen geben, die ſich um ihre Mutter lagern, ihre Nahrung daſelbſt finden, und die Füße dergeſtalt verletzen, daß Beulen, und zuweilen Krebsſchäden, daraus entſtehen. Die Schwärze dieſes Thieres macht, daß man es leicht gewahr wird: mit einer Nadel oder mit einem ſpitzigen Meſſer ſticht man in das Fleiſch, und wenn man es entdecket, zieht man es heraus: man thut hernach in die Wunde Fett, oder Tabaksaſche. Wenn man ſaumſelig iſt, ſich von dieſem ſchlimmen Thiere zu befreyen, oder ein Theil davon in der Wunde zurückbleibt, ſo entſtehen

hen zuweilen die gefährlichſten Zufälle daraus. Das Mittel dawider iſt, daß man die Füße mit zerquetſchten Tabaksblättern, oder mit andern beißenden, und bittern Kräutern reibt. Der Rocou iſt der Gift dieſes ſo fürchterlichen Ungeziefers, welches nicht allein die Schwarzen, ſondern überhaupt alle, die ſich nicht reinlich halten, plaget. Wenn man Sorge trüge, ſich fleißig zu waſchen, hätte man von dieſer großen Beſchwerlichkeit nichts zu befürchten. „

„Zwey andere, den Schwarzen eigene Krankheiten ſind das, was ſie das Magenweh, und die Pians, heißen. Erſteres iſt eine Entkräftung, und ein gänzliches Hinſinken des Körpers. Sie wollen beſtändig liegen; und man iſt genöthiget, ſie mit Schlägen anzuhalten, daß ſie aufſtehen, und gehen. Einige ſind ſo hinfällig, daß ſie ſich eher tod ſchmeißen ließen, als ſich die geringſte Bewegung machten. Wohlſchmeckende, geſunde Speiſen ſind ihnen bey dem größten Hunger gleichgültig; ſie finden an nichts Geſchmack, als was geſalzen, und gewürzet iſt. Wenn ſie einige Monate geſchmachtet haben, fangen ihnen die Beine zu ſchwellen an, hernach die Schenkel, alsdenn der Leib,

 und

und wenn die Geſchwulſt an die Bruſt tritt, erſticken ſie. Dieſe Krankheit kommt von verſchiedenen Urſachen her; theils von der ſchlechten Koſt, bey der Ueberfahrt von Guinea nach America, wo ſie nichts als große Bohnen zu eſſen bekommen, die ſie in ihrem Lande nicht kennen; theils von der ungeſunden Speiſe, die ſie, auf unſern Inſeln ſelbſt, bey harten uud geitzigen Herren finden. Ferner entſteht dieſes Uebel von der großen Betrübniß, die ſich ihrer bemächtiget, wenn ſie, ihrem Vaterlande entriſſen, auf den Schiffen eingeſchloſſen und verwahret werden, wie Miſſethäter, ungewiß ſind über ihr künftiges Schickſal, ihren Geburtsort, ihre Weiber, Kinder, Camaraden, Gebräuche, und Ergötzlichkeiten, ohne Hoffnung ſie jemals wieder zu ſehen, verlaſſen müſſen, und in ein fremdes, unbekanntes Land geführet werden. Dieſe grauſame Verfaſſung muß allerdings ihr Gemüthe ganz niederſchlagen, und zur Verzweiflung bringen. Es ſind daher faſt alle Schwarzen, wenn ſie ankommen, traurig, kraftlos, und ganz erſtaunet. Eine andere ſehr gemeine Urſache iſt noch dieſe, daß viele unter ihnen von einer gewiſſen Erde eſſen, die, ihrer Meynung nach, eben dieſelbe

iſt,

iſt, die ſie in Africa zu eſſen gewohnet waren, und die ihnen nichts ſchadete. Es iſt ein rothgelber Tofſtein, der auf unſern Inſeln ſehr gemein iſt. Man verkauft ihn heimlich auf den Märkten, unter dem Namen Couac, unerachtet es verboten iſt. Die, welche ſich daran gewöhnet haben, ſind ſo begierig darauf, daß keine Strafe hart genug iſt, ſie davon abzuhalten. „

„In Frankreich iſt es eine faſt durchgehends angenommene Meynung, daß die Pians nichts anders ſind, als die veneriſche Krankheit, welche ſich durch Hitzblattern äußert; und in der That heilet man ſie auch auf eben dieſe Art, und durch eben dieſelben Mittel. Es finden ſich aber Umſtände dabey, woraus ſich vermuthen läßt, daß es wirklich zwey verſchiedene Krankheiten ſind. „

„Man hat Urſache, für die Erhaltung der Schwarzen um ſo viel mehr Sorge zu tragen, da ſie, ſo zu ſagen, der rechte Arm der Einwohner ſind; und wer ihrer eine große Anzahl hat, kommt deſto geſchwinder zu Vermögen. Da die große Hitze des Landes, der Unterſchied der Speiſen, und die ſchwächlichen Leibeskräfte, den Europäern nicht verſtatten, dergleichen ſauere Arbeit zu

unternehmen, ſo würden die Ländereyen unſerer Colonien, ohne den Beyſtand dieſer Africaniſchen Sclaven, noch ungebauet liegen. Dieſe ſind ſtark gebohren, und der groben Speiſen gewohnet, und finden in America Annehmlichkeiten, die ſie in ihrem Lande nicht haben; daher ihre Verbeſſerung ſie in den Stand ſetzt, die harte Arbeit auszuſtehen. Die Felder, welche Zucker, Indigo, Caffe, Baumwolle, Tabak, Manioc, Rocou, tragen, bedürfen einer großen Menge, und zu ihrem Umfange hinlänglicher Menſchen. Man rechnet itzt dreyßig tauſend Weiſſe in dem franzöſiſchen S. Domingo, und hundert tauſend Schwarze, und Mülaters, die in den Pflanzörtern, und Zuckerſiedereyen gebrauchet werden. Dieſe richtet man zu allen Arten von Arbeit ab, welche zu Benutzung der Landesproducte erforderlich ſind. Alle ſtehen unter der Zucht eines Vorgeſetzten, der in den großen Errichtungen ſelbſt einen Oberverwalter über ſich hat. „

„Wegen der Wahl dieſer Vorgeſetzten iſt man auf unſern Inſeln nicht recht einig. Manche halten die Weiſſen zu dieſer Stelle für beſſer: andere hingegen geben einem verſtändigen, treuen, fleißigen Schwarzen, der

die

die Arbeit wohl verſteht, und hauptſächlich ſich Gehorſam zu erwerben weis, den Vorzug. Dieſe letztere Eigenſchaft iſt nicht die ſchwerſte, denn niemand befiehlt mit mehrerem Stolze, als ein Schwarzer. Das Amt eines Vorgeſetzten erfordert, daß er überall der erſte ſey, daß er die übrigen nicht einen Augenblick aus den Augen laſſe, allen Unordnungen Einhalt thue, oder ihnen zuvorkomme, die Zänkereyen ſchlichte, die Arbeiter fleißig beſuche, ihnen ihre Arbeit anweiſe, Achtung gebe, daß ſie ſich beym Gebethe einfinden, ſie unterrichte, in die Kirche führe, u. w. d. m. Er muß auf die Reinlichkeit in ihren Häuſern, auf ihre Geſundheit, auf ihre Kleidung ſehen. Endlich muß er dem Eigenthumsherrn, oder dem Oberverwalter, von dem was vorgeht, Nachricht geben, ihre Befehle annehmen, dieſe wohl faſſen, und ſie pünctlich vollſtrecken laſſen. Ein vernünftiger Herr, der ſelbſt fühlt, wie viel daran gelegen iſt, daß der Vorgeſetzte in Anſehen ſtehe, iſt der erſte, der ihn ſchätzet; er wird ſich hüten, ihm öffentliche Verweiſe zu geben, noch weniger ihn in Gegenwart der andern Sclaven beſtrafen. Findet er ihn eines Verbrechens, das eine öffentliche Züchti-

gung verdienet, ſchuldig, ſo entſetzt er ihn vorher ſeines Amts: denn ſo lange er dieſes beſitzet, muß er ſelbſt darauf ſehen, daß diejenigen, welche dem Vorgeſetzten nicht Gehorſam leiſten, ernſtlich geſtrafet werden. Man muß ihn nicht zu jung wählen, aus Furcht, er möchte ſein Anſehen mit den Sclavinnen mißbrauchen: er muß aber auch nicht zu alt ſeyn, damit er ſich nicht beherrſchen laſſe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er allezeit beſſere Koſt und Kleidung erhält, als ein gemeiner Sclave; auch zuweilen Geſchenke.„

„Die Schwarzen, welche als Bediente in den Häuſern gebraucht werden, ſtehen nicht unter dieſem Vorgeſetzten. Etwas ſonderbares iſt, daß unerachtet ihre Umſtände weit vortheilhafter ſind, das heißt, ſie beſſer gekleidet, geſpeiſet, und glimpflicher gehalten werden, als die andern, die meiſten doch lieber wollen Feldarbeit thun, oder Handwerke lernen. Sie ſind ſo ſtolz, wenn ſie Tiſcher oder Mäuerer, oder dergleichen ſind, daß ſie niemals ohne ihren Maasſtab, und ohne ihr Schurzfell gehen. Einige unter ihnen ſind ſehr geſchickt, und ein wahrer Schatz für ihre Herren. Die Sclaven, welche

welche in den Zuckerſiedereyen gebrauchet werden, heißen Läuterer, (raffineurs.) Es koſtet viele Mühe, wenn ſie eine genaue Kenntniß ihrer Kunſt erlangen wollen. Ihre Arbeit iſt um ſo viel mühſamer, da ſie der Hitze der Keſſel, und Oefen, unaufhörlich ausgeſetzet ſind. Die Zimmerleute beſorgen die Unterhaltung der Mühlen. Die Wagner ſind auch nöthig, ſo wie die Böttger; und in den großen Pflanzörtern fehlet es einem Schmiede niemals an Arbeit. Die übrigen werden gebrauchet, die Felder zu bauen, die Pflanzungen zu unterhalten, und das Zuckerrohr abzuſchneiden, welches die Schiebkärner nach der Mühle bringen, wo es die ſchwarzen Sclavinnen zwiſchen den Walzen zerquetſchen. Diejenigen unter den Mannsperſonen, welche zu der ſchweren Arbeit nicht taugen, vertheilen ſich, entweder das Feuer zu erhalten, oder die Kranken zu warten, oder das Vieh zu hüten. Auch die Kinder werden, nach ihren Kräften, und Alter, zur Arbeit angehalten; und es iſt kein Greis ſo unvermögend, der nicht in einem wohl eingerichteten Wohnplatze könnte nützlich beſchäfftiget werden. „

„Die

„Die Eigenthumsherren ſind gehalten, ihren Sclaven alle Wochen eine gewiſſe Anzahl Lebensmittel, und alle Jahre neue Kleider, zu ſchaffen. Es iſt verboten, ihnen an ſtatt dieſer Koſt gebrennte Waſſer zu geben, oder Arbeitstage zu erlaſſen, die ſie in ihren eigenen Nutzen verwenden könnten. Wenn ihre Herren zu hart ſind, und ihnen ihr Auskommen verweigern, können ſie ſich bey dem Rathe, oder bey dem Polizeymeiſter beklagen; dieſe aber ſind verbunden, ſie zu hören, und ihnen Recht zu verſchaffen. Eben dieſe Verfaſſung betrifft die alten und untüchtigen Leute, für welche der Herr Sorge tragen muß: iſt er ſo unbillig, daß er ſie verläßt, ſo werden ſie in das nächſte Hoſpital gebracht, und auf ſeine Koſten gepfleget, und unterhalten. Sie ſehen hieraus, daß alles in unſeren Colonien zuſammenkommt, das Schickſal dieſer Unglücklichen, ſo viel möglich, zu lindern. „

„Ihre hauptſächlichſte Koſt beſteht in Mehle von Manioc, in allerhand Wurzeln, in Mais, Bananas, und eingeſalzenem Fleiſche. Fiſche, Krabben, Fröſche, große Eidexen, Ratten, und andere dergleichen Thiere, helfen ihre Gerichte vermehren. Ein

Ochs,

Ochs, ein Schwein, und alle andere Thiere, welche von ohngefähr geſtorben ſind, machen für dieſe Leute ein herrliches Gaſtgebot aus. Die Neigung für verrecktes Vieh, die man ihnen Schuld giebt, geht ſo weit, ſagt man, daß man genöthiget iſt, das tode Vieh zu vergraben, aus Furcht, ſie möchten krank davon werden: dem ungeachtet nehmen ſie zuweilen die Nacht zu Hülfe, um ſie auszugraben. Man hat mir erzählet, daß da einem unſerer Einwohner eine Kuh an einer anſteckenden Seuche geſtorben war, er ſolche in einen alten, trockenen, vierzig Fuß tiefen Brunnen hatte ſchmeißen laſſen. Die Schwarzen, in der Zuverſicht, ſie könnten ſo leicht hinunter kommen, als die Kuh, entſchloſſen ſich, hinein zu ſteigen. Einer von ihnen ſprang zuerſt hinein, ein anderer nach ihm, hierauf ein dritter, und ſie wären alle nach und nach hinunter geſprungen, wenn man es nicht bey dem ſechſten wäre gewahr worden. „

„Die Schwarzen verfertigen allerhand **Getränke** aus Obſte, Wurzeln, Citronen, groben Syrop, und Waſſer. Dergleichen von einer ganz beſonderen Art, das man, ſo viel ich weis, in unſeren Colonien nicht kennet,

net, machen ſie unter anderen auf den Engliſchen Antillen. Es iſt ein Extract von der Caſſavenwurzel, die durch alte Weiber gekauet, und hernach in einen Topf mit Waſſer geſchmiſſen wird: in drey oder vier Stunden verliert ſie durch die Gährung ihre übelen Eigenſchaften, und welches man kaum glauben ſollte, aus dieſer ſo ekelhaften Zubereitung wird ein feines und angenehmes Getränke. „

„An Feſttagen bitten unſere Schwarzen einander zu Gaſte: bey großen Gaſtmahlen, hauptſächlich aber bey Hochzeiten, ſind allezeit ihrer viele gegenwärtig: ein jeder kann dazu kommen, und iſt gern geſehen, wenn er nur ſo viel mitbringt, daß er ſeinen Antheil bezahlen kann. Bey dieſen lärmenden Feſten, wo auch die Vorgeſetzten, wegen zu beſorgender Unordnung, Achtung geben müſſen, wird allezeit getanzet, welches die Schwarzen außerordentlich lieben. „

„Jede Nation hält ſich zuſammen, und tanzet nach ihrer Landesart, unter einem tactmäßigen Gelärme einer Art von Trommel, und eines betäubenden Geſanges, wozu ſie in die Hände ſchlagen. Ihre Gliedmaßen ſind ſonderbar zur Muſic eingerichtet. Ihre

Melodien haben meiſtentheils nur zwey Tacte; nicht eine einzige iſt lebhaft: diejenigen, die etwas zärtliches ausdrücken ſollen, erwecken Traurigkeit und Schläfrigkeit: auch die luſtigſten haben etwas melancoliſches. Eben daſſelbe Stück, unerachtet es aus einer beſtändigen Wiederholung von einerley Tönen beſteht, beſchäfftigt ſie, und macht ſie arbeiten, oder tanzen etliche Stunden lang; es veranlaſſet nicht einmal, weder bey ihnen, noch bey den Weiſſen, eine Unluſt über die Einförmigkeit, welche dergleichen Wiederholungen natürlicherweiſe machen ſollten: das Unterhaltende davon iſt alſo ohne Zweifel der Heftigkeit, und dem Ausdrucke zuzuſchreiben, den ſie ihrem Geſange geben.„

„Sie ſind zu gleicher Zeit **Dichter**, und **Tonkünſtler**. Die Regeln ihrer Verſekunſt ſind nicht ſtrenge; ſie richten ſie allezeit nach der Muſic ein. Sie verlängern oder verkürzen die Worte, nach dem ſie nöthig finden, ſie der Melodie, für welche ſie gemachet ſind, anzupaſſen. Ein Gegenſtand, eine Begebenheit, rühret einen Schwarzen; ſogleich nimmt er ſie zum Stoffe eines Liedes. Drey oder vier Worte, welche die Geſellſchaft, und der Verfaſſer, wechſelsweiſe

wiederholen, machen zuweilen das ganze Gedicht aus; fünf oder ſechs Tacte ſind die ganze Länge eines Liedes. „

„Dieſe Leute thun keine Arbeit, wozu eine gewiſſe Bewegung erfordert wird, die ſie nicht nach dem Tacte, und faſt allezeit ſingend, verrichten. Es iſt dieſes ein Vortheil bey ihren meiſten Verrichtungen: das Singen muntert ſie auf; und der Tact gereicht ihnen zu einem allgemeinen Maaße, welches die Faulen nöthiget, den anderen zu folgen. „

„Inſonderheit würde Ihnen gefallen, bey ihren Feſten gegenwärtig zu ſeyn. Ich habe ſieben bis acht hundert Schwarze geſehen, welche eine Hochzeit, unter dem Geſchreye eines Liedes, begleiteten. Sie huben ſich dabey in die Höhe, und fielen alle zu gleicher Zeit wieder nieder. Dieſe Bewegung geſchah ſo genau, und war ſo allgemein, daß ihr Fall nur einen einzigen Klang ausmachte. Weil ſie keine Kleider anhaben, folglich ihre Muſkeln alle zu ſehen ſind, ſo ſpüret man deutlich, daß kein Glied an ihrem Leibe iſt, welches dieſen Tact nicht empfände, und ausdrückete. „

„Um

„Um aber nur von denen ihnen eigenen Tänzen zu reden, ſo haben ſie einen, der ihnen beſonders wohlgefällt, und den ſie Calenda nennen. Er iſt ſo unanſtändig, daß ihn viele Herren verbieten, theils die öffentliche Ehrbarkeit nicht zu beleidigen, theils die zahlreichen Zuſammenkünfte zu verhindern. Ein Trupp, vor Freuden ausgelaſſener, und öfters vom Brandeweine erhitzter Schwarzen iſt fähig, alle Arten von Gewaltthätigkeiten auszuüben; und hier, wie anderwärts, haben die Geſetze ſelten den Vorzug vor dem Vergnügen. „

„Die Tänzer ſind in zwey Reihen abgetheilet, eine hinter der andern: die Mannsperſonen ſtehen dem Frauenzimmer gegen über; und die Zuſchauer umringen ſie. Einer der geſchickteſten fängt ein Lied an, das er ſogleich verfertiget, und die andern in Wiederholung der letzten Worte ſtimmen ein. Alsdenn fangen ſie an mit aufgehobenen Armen zu ſpringen, drehen ſich, nähern ſich eines dem andern, treten nach dem Tacte wieder zurück, bis ihnen der verdoppelte Schall der Inſtrumente anzeiget, daß ſie ſich umfaſſen ſollen, da ſie einander küſſen, dabey aber ſehr unzüchtige Bewegungen, und Ge-

bärden machen. Sie haben eine ſo heftige Neigung zu dieſen Tänzen, daß, im Falle ſolche in der einen Wohnung verboten ſind, ſie den Sonnabend, nach verrichteter Arbeit, drey und vier Stunden Weges machen, um in eine andere Wohnung zu gehen, wo ſie erlaubet worden. Auch für die Americaniſchen Spanier hat dieſer Calenda viel reizendes: er iſt in allen ihren Errichtungen eingeführet, und gehöret ſo gar zu ihren Andachtsübungen. Die Nonnen werden nicht leicht fehlen, ihn in der Weihnachtsnacht, auf einem in dem Chore aufgebaueten Theater, dem Gitter gegen über, das ſie aufgezogen laſſen, damit das Volk zuſehen könne, zu tanzen. Es wäre überley, Ihnen zu ſagen, daß bey dieſem Tanze keine Mannsperſonen ſind. „

„Der Vorgeſetzte, welcher auch auf die **Wohnungen** der Sclaven Achtung zu geben hat, muß Ordnung, Gleichheit, und Einförmigkeit, in ſelbigen beobachten laſſen. Die Hütten ſind alle von einerley Größe, und ſtehen in einer Reihe. Sie haben eine Thüre und ein Fenſter, ſind mit Rohre oder Schilfe bedecket, und mit Leimen überzogen. Der Mann, und die Frau, haben jedes ihr

Bette.

Bette. Sie wiſſen, woraus es beſteht. Die Herren, welche ein wenig gutthätig ſind, geben ihren Schwarzen etliche Stücken grobe Leinwand, oder andere alte Tücher, um ſich zu decken: dieß aber macht dem Vorgeſetzten eine neue Sorge, weil er ſie öfters muß waſchen laſſen. Die Kinder beyderley Geſchlechtes ſchlafen bis in das ſiebende Jahr in einem Bette; nachher aber läßt man ſie nicht länger beyſammen, denn bey der groſſen Neigung dieſer Nation zu dem ſinnlichen Vergnügen, kann man auf ihre Ehrbarkeit in dieſen Jahren nicht mehr rechnen.„

„Die Sclaven ausgenommen, welche als Laquaien dienen, gehen die übrigen alle in bloßen Füßen, und ohne Strümpfe. Ihre tägliche Kleidung beſteht in leinwandnen Beinkleidern, und in einem Küttel. Feſttags tragen diejenigen, welche gut angezogen ſeyn wollen, ein Hemde, und eine Art von weitem Rocke, von gefärbter Leinwand, oder von einem andern leichten Zeuge, Candale genennt, der bis auf die Kniee geht. Dieſer iſt oben am Gurte gefaltet, und hat bey den Hüften zwey Schlitze, die mit Bändern zugeknüpfet werden. Dazu tragen ſie ein kurzes Wams, ohne Schöſe, welches drey Finger

ger breit Raum läßt bis an die Sandale, damit das Hemde dazwiſchen beſſer herausſtehen, und bauſchen könne. Wenn ſie reich genug ſind, daß ſie ſich ſilberne, oder bunte ſteinerne Knöpfe ſchaffen können, ſo machen ſie ſolche an den Hals, und in die Aermelbindgen: haben ſie nun bey dieſem Putze einen Hut auf dem Kopfe, ſo ſehen ſie ziemlich gut aus. Ehe ſie verheurathet ſind, tragen ſie zwey Ohrengehänge, wie die Weiber; hernach aber machen ſie nur eines ein.„

„Die Weiber der Schwarzen, wenn ſie ſich geputzet haben, tragen ordentlich zwey Röcke. Der unterſte iſt buntfarbig; der oberſte von weiſſer Leinwand, oder von Neſſeltuche. Dazu ziehen ſie ein Corſet an mit kurzen Schöſen, und mit einem Bandlatze: ihr übriger Putz beſteht in Spitzen, Ohrenbuckeln, Ringen, Arm- und Halsbändern. Dergleichen reinlichen Anzug ſieht man aber nur unter denen Schwarzen, die ſich durch ihre Arbeit und Sparſamkeit etwas erworben, und in Stand geſetzet haben, dergleichen Kleidung anzuſchaffen; denn ſonſt findt ſich niemand, der die unnütze Ausgabe machen wollte, einen Trupp Sclaven zu putzen, ſie müßten denn in den Häuſern,

ſern, als Laquay, oder Kammerdiener, in Dienſten ſtehen. „

„Alles was die Sclaven beſitzen, ſie mögen es durch ihren Fleiß erworben, oder durch die Freygebigkeit anderer Leute erhalten haben, gehöret ihrem Herrn. Sie ſind unfähig, Erbſchaften zu thun, Verordnungen zu machen, oder Verträge einzugehen: noch weniger können ſie öffentliche Aemter beſitzen, Sachen vorſtehen, zu geſchworenen Gewerken, Schiedsrichtern, und Zeugen, ſo wohl in bürgerlichen als peinlichen Fällen, gewählet werden; ausgenommen im Nothfalle, und in Ermangelung anderer Zeugen: bey keiner Gelegenheit aber können ſie wider ihre Herren zeugen. „

„Die Geſetze verbieten auch, ihnen die Freyheit für Geld zu geben; denn es stünde zu befürchten, ſie möchten, um Geld zu bekommen, ſich an das Stehlen, und an die Straßenräuberey gewöhnen. Um ſolches zu verhüten, können ſie nicht anders, als nach erlangter Erlaubniß von dem höchſten Rathe freygelaſſen werden; dieſe aber wird nicht anders, als unter rechtmäßigen Urſachen ertheilet. Ohne dieſe Bedingung ſind alle

Freylaſſungen ungültig, und die Herren büßen ihren Sclaven ein. „

„Die Europäer irren ſich, wenn ſie glauben, daß wir die Schönheit der Schwarzen in eine breit gedrückte Naſe, und in dicke Lippen, ſetzen: wir verlangen vielmehr regelmäßige Geſichtszüge. Die Spanier ſind noch aufmerkſamer: ſie ſehen funfzig Piaſters, mehr oder weniger, nicht an, um eine ſchöne Schwarze zu bekommen. Nebſt wohlgebildeten Geſichtszügen, wollen ſie, daß ſie auch eine ſchöne Geſtalt, und eine feine, glänzend ſchwarze Haut habe. Die verderbte Neigung der Europäer für die ſchwarzen Weiber iſt ſo wunderbar, als ſie auf unſeren Inſeln allgemein iſt. Viele laſſen ſich durch die Gelegenheit, durch die Leichtigkeit, durch das Beyſpiel, vielleicht auch durch die Natur des Clima hinreißen; andere, durch die Schläfrigkeit, oder den Stolz der Weiſſen, und daß dieſe ſo wenig beſorgt ſind, ſich gefällig zu machen; noch andere treibt die Neugierde an, oder andere Urſachen, die man ſich leicht vorſtellen kann. Dieß iſt es ohne Zweifel, was eine Neigung ſo allgemein macht, welche ein feinerer Geſchmack verwirft, und wegen der vielen, von der Natur

faſt

faſt ſelbſt entgegen geſetzten, ekelhaften Umſtände, widerſprechend wird. Allein zum Unglücke iſt es auch wahr, daß die Colonien von dieſer Verderbniß der Sitten, von dieſem elenden Geſchmacke, ſehr großen Nutzen ziehen. Die ſchwarzen Sclavinnen, die mit den Weiſſen vertraut leben, ſind ordentlich aufmerkſamer in ihrem Dienſte, und ſichern ihre Herren, oder Liebhaber, vor den Empörungen der anderen Sclaven. Die Regirung hat ihnen zu danken, daß ſie mehr als eine von den Schwarzen vorgehabte Verſchwörung entdecket haben. Ueberhaupt haben zwar dieſe Weiber eine gröſſere Zuneigung zu den Mannsperſonen von ihrer Farbe; alleiu ſie begreifen, daß ſie nicht ſo glücklich ſeyn würden, wenn ſie ihnen unterthänig wären. Die Eitelkeit iſt die gewöhnliche Klippe ihrer Tugend; ſie widerſtehen dem Anerbieten, das ihnen die Weiſſen thun, faſt niemals.„

„Man bringt uns aus einigen Provinzen von Africa Schwarze, welche glauben, daß ſie nach ihrem Tode wieder in ihr Vaterland kommen werden. Sind ſie nun mit ihren Herren nicht zufrieden, oder ſind ſie ihres Lebens ſatt, ſo tragen ſie kein Beden-

ken, ſich ſolches zu nehmen. Um alſo die Verkürzung ihrer Tage zu verhüten, ſo muß man, wenn man ſie beſtrafet, recht hart züchtigen, weil ſie ſich ſcheuen würden, in ihrem Vaterlande mit den Striemen zu erſcheinen, die ihnen die Peitſchenhiebe verurſachet haben. Ich habe einen gekennt, welcher drohete, ſich das Leben zu nehmen, wenn man ihn peitſchen würde. Nachdem er den Leib von Striemen ganz zerriſſen hatte, ließ man ihn frey gehen; man gab ihm einen Strick, und anderes Werkzeug, um ſich das Leben zu nehmen; man munterte ihn ſo gar dazu auf. Der Scherz gewonn über die Verzweifelung die Oberhand; und er konnte ſich nicht dazu entſchließen. Dieſer nämliche Sclave, der hernach zu einem andern Herrn kam, welcher gelinder mit ihm umgieng, endigte ſein Leben, indem er, auf bloße ihm geſchehene Drohungen, ſich mit der Zunge erſtickte. „

„Ein Engländer, von der Inſel S. Chriſtoph, bediente ſich einer ſehr glücklichen Liſt, ſeine Schwarzen zu retten, die ſich, einer nach dem andern, aufhiengen. Er ließ ſeine Zuckerkeſſel, und das ſämtliche Geräthe der Zuckerſiederey, auf Wagen laden, und

befahl

befahl allen ſeinen Schwarzen, ihm in den Wald zu folgen. Er gab einem jeden einen Strick, behielt einen für ſich, und ſagte zu ihnen, daß, da er ihren Vorſatz gehöret hätte, als wollten ſie nach Guinea zurück kehren, wolle er ſie begleiten; er habe eine große Wohnung daſelbſt gekaufet, und ſey Willens, eine Zuckerſiederey anzulegen; er ſchätze ſie zu dieſer Arbeit tüchtiger, als jene aus dem Lande, die nicht geübet wären; und weil er alsdenn nicht zu befürchten hätte, daß ſie entlaufen könnten, wolle er ſie laſſen Tag und Nacht arbeiten, und ihnen nicht einmal des Sonntags Ruhe gönnen; man habe ſchon in Africa, auf ſeinen Befehl, die erſten, welche ſich gehangen hätten, in Verwahrung gebracht, und er werde ſie daſelbſt, mit Eiſen an den Beinen, arbeiten laſſen. Der Anblick der Wagen, welcher dieſe wunderſame Rede beſtätigte, machte, daß ſie an dem Entſchluſſe ihres Herrn nicht zweifelten, um ſo vielmehr, da er ſie antrieb, ſich zu hängen, und vorgab, er wartete nur, bis ſie fertig wären, um ſich auch zu hängen, damit er mit ihnen die Reiſe antreten könne. Er hatte ſich ſo gar ſchon einen Baum auserſehen, und ſeinen Strick daran befeſtiget. Sie fiengen

gen hierauf an, mit einander zu berathſchlagen; und das bedrohete Unglück ihrer Camaraden, nebſt der Furcht, ſie möchten noch unglücklicher werden, machte, daß ſie ihren Vorſatz änderten. Sie fielen ihrem Herrn zu Füßen, baten ihn, er möchte ihren verſtorbenen Camaraden vergeben, und verſprachen ihm, daß keiner ſich weiter einfallen laſſen wollte, ihn zu verlaſſen. Er ließ ſich lange Zeit bitten; bis er ſich endlich unter der Bedingung mit ihnen ausſöhnte, daß, wenn er erführe, einer von ihnen habe ſich wiederum das Leben genommen, er die anderen alle wolle umbringen laſſen, um ſie nach Guinea in ſeine Zuckerſiederey zu ſchicken.„

„Ein anderer Einwohner bediente ſich des Einfalles, und ließ denen Sclaven, welche ſich gehangen hatten, den Kopf und die Hände abſchneiden, und that ſolche in einen verſchloſſenen eiſernen Käſich, den er mitten in den Hof aufhängen ließ. Da nun die Schwarzen ſich einbilden, daß ihre Toden die Leiber mit nach Africa nehmen, ſagte er zu ihnen: ihr könnet euch töden, wenn und wie ihr wollet; aber ich werde das Vergnügen haben, euch auf immer unglücklich zu machen, denn wenn ihr keinen Kopf und keine

Hände habet, werdet ihr weder ſehen, hören, reden, eſſen, noch arbeiten können. Anfänglich lachten ſie über dieſen Gedanken; denn nichts konnte ſie überreden, daß die Toden nicht ſollten gar bald Mittel finden, ihre Glieder wieder zu bekommen. Als ſie aber ſahen, daß ſelbige beſtändig an dem nämlichen Orte blieben, dachten ſie endlich, ihr Herr wäre doch mächtiger, als ſie es nicht geglaubet hätten; und die Furcht eines eben ſolchen Schickſales vertrieb ihnen die Luſt, ſich zu hängen. Dieſe wunderlichen Mittel ſind nach der Fähigkeit ihres Verſtandes eingerichtet, und ſcheinen die Schärfe, mit welcher man ihnen begegnet, zu rechtfertigen. „

„Es giebt Schwarze verſchiedener Nationen, davon einige mehrere natürliche Fähigkeiten haben, und gelehriger ſind, als die anderen; allein dieſer Vorzug wird bey ihnen durch einen großen Fehler verdunkelt, indem die Geſchickteſten gemeiniglich abgerichtet ſind, Gebrauch vom Gifte zu machen; und dieſes ſchrecklichen Werkzeuges der Treuloſigkeit, Rache, und des Haſſes, bedienen ſie ſich, auf unſern Inſeln, nur allzu oft. Wollen ſie ſich an ihrem Herrn rächen, ſo vergiften ſie ſeine Sclaven, und bringen auf eben

eben dieſe Art die Ochſen, Pferde, Mauleſel, und alles andere Vieh ſeiner Wohnung, um das Leben. Dieſe Unglückſeligen, damit man keinen Argwohn wider ſie heege, fangen ihr Verbrechen bey ihrer eigenen Familie auszuüben an, und vergiften ihre Kinder, Weiber, ja ihre Maitreſſen ſelbſt. Die bloße Rache iſt es nicht, die ſie zu dieſen Abſcheulichkeiten verleitet: derjenige, der dergleichen Vorſatz hat, oder ausführet, iſt oftmals der Schwarze in der Wohnung, der am beſten gehalten wird. Seine Grauſamkeit kann alſo keinen andern Bewegungsgrund haben, als nur das entſetzliche Vergnügen, ſeinen Herrn zu demüthigen, und ihn, ſo viel möglich, dem Elende ſeines eigenen Zuſtandes zu nähern. Das ſonderbareſte dabey iſt, daß ſie ihren Gift an keinem Weiſſen verſuchen, denn ſie glauben, ſeine Wirkung hänge von der Macht ihrer Götter ab, dieſe aber hätten über die Europäer keine Gewalt. Dieſe Meynung ſchützet uns vor ihrer Bosheit, ohne welche wir ihre Schlachtopfer gar oft werden würden. Die ſchwarzen Sclavinnen, unerachtet ſie in allen ihren Leidenſchaften ausſchweifend ſind, überlaſſen ſich dieſer Art von Frevel niemals; es ſey nun, daß ihre Männer

ner dieſes abſcheuliche Geheimniß ihnen nicht entdecken, oder daß Zaghaftigkeit, Schwäche, vielleicht auch die Zärtlichkeit ihres Geſchlechts, Urſache iſt, die ſie von dieſem grauſamen Unternehmen abhalten. „

„Die Eigenſchaften, welche wir bey denen Schwarzen bemerken, die unſere Colonien bevölkern, ſind nicht diejenigen, welche die Natur in ſie geleget hat, oder welche die Freyheit, die Erziehung, der Einfluß des Clima, bey ihnen gewirket haben würden, wenn ſie in ihrem Lande geblieben wären: ihr erniedrigter Stand auf unſern Inſeln, ändert ſie. Was ihren Character betrifft, ſo kann man ſelbigen bey einer Art unterdrückter Menſchen, welche die härteſten Strafen unaufhörlich über ſich ergehen, die Gewaltthätigkeit aber durch Politic, Eigennutz, und der öffentlichen Sicherheit wegen, unterſtützet ſehen, nicht wohl kennen. Wie kann man die eigentlichen Neigungen einer in Ketten gelegten Nation beurtheilen, bey welcher, nur das Verlangen nach der Freyheit, ſchon ein Verbrechen iſt? Die Europäer, welche in Tunis gefangen, und zu Sclaven gemachet worden ſind, haben ſelbſt bekennet, daß ſie in dieſem Zuſtande eben ſo

böſe

böſe wären, und ihren Herren eben ſo ſchlecht dieneten, als die Schwarzen auf unſeren Inſeln. Auf dieſe Art nun ſind die Menſchen beſchaffen, mit denen wir leben müſſen: dieß ſind die nöthigen Triebfedern des ſchimmernden Glücks, welches die Europäer blendet, und ihnen die übrige damit verknüpfte Unruhe vergeſſen macht. „

Ich bin, u. ſ. w.

S. Domingo, den 4 Auguſt, 1750.

Der 128 Brief.

Die Antilliſchen Inſeln.

Seit mehr als dreyen Monaten, Madame, durchwandere ich ein Meer in der neuen Welt, das von den Dichtern zwar wenig beſungen worden, aber in der Handlungsgeſchichte deſto bekannter iſt, und heutiges Tages häufiger, als ehedem das griechiſche Meer, beſuchet wird. Jeden Tag gehet mehr als ein Schiff von einer Antille zu der andern ab, wodurch die Gemeinſchaft unter

dieſen Inſeln ſo leicht wird, daß ich dieſe Bequemlichkeit genutzet, und meiner Neugierde, ſie zu beſehen, nachgegeben habe. Der von mir genommene Weg iſt kürzlich folgender. Von S. Domingo bin ich nach Portorico gegangen, von Portorico nach Guadeloupe, von Guadeloupe nach Martinique, von Martinique nach S. Lucie, S. Vincent, Barbade, Tabaco, Grenade, und Surinam, wo ich gegenwärtig bin. Auf dieſem Wege habe ich Spanier, Franzoſen, Engländer, Holländer, und Dänen, nach und nach beſuchet: ich habe volkreiche Länder, mit Heerden Sclaven bedecket, und drey Viertel der Einwohner in Thiere verwandelt, geſehen, um dem übrigen Viertel zu dienen. Unerachtet des Einfluſſes, und der Macht des Clima, habe ich die Europäiſchen Sitten nach America verſetzet gefunden: ich habe den Spanier ſtolz, und faul geſehen, wie er ſich mit ſeinem Golde ein üppiges Leben verſchafft, das ſeine Schläfrigkeit ihm ſonſt verweigert. Ich habe den Engländer, einen Feind der Ruhe und des Zwanges, eben ſo eifrig auf ſeine Freyheit, als auf die Vergröſſerung ſeiner Handlung, geſehen. Ich habe den leichtſinnigen, muntern, unternehmenden, aber ſeinen Landes-

geſetzen allezeit unterworfenen Franzoſen geſehen, der ſich von der Klugheit ſeiner Landesregirung ruhig führen läßt. Die Dänen, und Holländer, verdienen kaum, unter die Eigenthümer von America gerechnet zu werden; ſie beſitzen einen, oder zwey Felſen, worauf ſie ihre bewundernswürdige Genügſamkeit und Fleiß verbreiten; Tugenden, welche beyden Nationen eigen ſind.

San-Juan de Portorico, die Hauptſtadt der Inſel gleiches Namens, liegt funfzehn, oder zwanzig Stunden von S. Domingo. Dieſes Land wurde von Chriſtoph Columbus entdecket: die Spanier nenneten es Portorico, wegen der Vortreflichkeit ſeines Havens, und die Franzoſen, Portoric. An der Einfahrt des Havens liegt eine kleine Inſel, welche mit der großen, vermittelſt eines durch den Haven aufgeführten Dammes, verbunden worden iſt. Ponce von Leon legte daſelbſt den erſten Grund zu einer Colonie: er fieng an, einen Marktflecken zu bauen, und wollte hernach die Indianer dienſtbar machen, ſo wie es zu S. Domingo geſchehen war; er lernte aber einſehen, daß er ſich zu viel ſchmeichelte, wenn er glaubte, er könne mit dieſen Eiländern,

als

als mit einem ſchon bezwungenen Volke umgehen. Selbige hatten das ſchwere Joch der Caſtilianer nicht ſo bald gefühlet, als ſie auf Mittel dachten, ſich davon zu befreyen. Sie verſammelten ſich unter einander; und der erſte Vorwurf ihrer Berathſchlagungen war, ſich zu verſichern, ob die Spanier auch wirklich ſo unſterblich wären, als es der Ruf von ihnen ausbreitete. Die Gelegenheit, einen ſo wichtigen Umſtand zu erläutern, zeigte ſich gar bald. Ein Caſtilianer, der ſich von etlichen Indianern hatte begleiten laſſen, um ihm durch einen beſchwerlichen Weg zu helfen, kam an einen Fluß, über welchen er ſetzen mußte. Einer von den Wegweiſern bot ſich an, den Caſtilianer auf ſeine Achſeln zu nehmen: als er aber mitten in dem Waſſer war, fiel er mit ſamt ſeiner Laſt nieder. Die andern Indianer kamen herbey, und holfen, den Spanier lange Zeit untergetaucht zu halten, und als ſie ihn endlich ohne alles Leben ſahen, zogen ſie den Körper an das Ufer. Unterdeſſen konnten ſie ſich nicht recht vorſtellen, daß er völlig tod ſey, machten ihm viele Entſchuldigungen, daß ſie ihm ſo viel Waſſer hätten trinken laſſen, und betheuerten, ſein Fall gienge ihnen ſehr nahe. Ihre

Rede begleiteten ſie mit großen Kummerbezeigungen, wobey ſie den Körper beſtändig umwendeten, um zu ſehen, ob er noch Athem holete. Dieſe Comedie dauerte drey Tage, das iſt, ſo lange, bis ſie von dem Tode des Spaniers, durch den übeln Geruch, den er anfieng von ſich zu geben, genugſam verſichert waren.

So bald dieſe Eiländer von der fälſchlich vorgegebenen Unſterblichkeit ihrer Tyrannen überzeuget waren, faſſeten ſie den Entſchluß, ſich von ihnen, es koſte auch, was es wolle, zu befreyen. Ihr Vorhaben hielten ſie ſehr geheim; und weil die Caſtilianer ohne Mißtrauen waren, wurden ſie in großer Menge, und ehe die anderen die Gefahr einſahen, niedergemachet. Ponce, der ſeines Lebens wegen ſelbſt beſorgt war, nahm gleich alle ſeine Leute zuſammen; und da er auf die Wilden, bis in ihre Schlupfwinkel, eindrang, rächete er ſich an ihnen ſo nachdrücklich, daß ſie alle Hoffnung, jemals ihre Freyheit wieder zu gewinnen, aufgaben. Inſonderheit kam ihm der Beyſtand eines Hundes vortreflich zu ſtatten, deſſen Namen und Thaten die Geſchichte aufbehalten hat. Brezerillo, (dieſes iſt der Name des Thieres,) hielt erſtaunende

ſtaunende Niederlagen, und wußte, ſagt man, die feindlichen Indianer, von denen, die mit den Spaniern in Frieden lebten, zu unterſcheiden: er allein wurde daher, ſetzt man hinzu, mehr gefürchtet, als neunzig Caſtilianer. Man gab ihm eben ſo viel, als einem Schützen, nicht allein zu ſeiner Unterhaltung, ſondern auch an Golde, Sclaven, und von der Beute, die ſein Herr machte. Die Spanier, die ſich mit abentheuerlichen Begebenheiten gern unterhalten, erzählen, daß ſie einer alten Indianerinn, welcher ſie nicht gut waren, und die ſie von dem Hunde wollten zerreißen laſſen, einen Brief gegeben hatten, den ſie an einen entfernten Ort tragen ſollte. Als ſie fortgegangen war, ließen ſie den Hund los, der ſie mit der größten Wuth anfiel. Die erſchrockene Frau fiel bittend vor ihm nieder, zeigte ihm den Brief, und ſagte zu ihm: „das Schreiben, das ich hier trage, Herr Hund, gehöret den Chriſten, euern Brüdern, ſie haben mich abgeſchicket; thut mir kein Leid; ich bin in ihren Dienſten.„ Das Thier beſänftigte ſich, beroch ſie, und ließ ſie gehen.

Die Inſel Portorico hat nicht mehr als vierzig Stunden in ihrer ganzen Länge, funfzehn

zehn oder ſechzehn in der Breite, und hundert und zwanzig im Umfange. Sie iſt voller Berge, davon etliche mit Holze und Buſchwerke bewachſen ſind. Sie hat wenige Flächen, viele Thäler, und eine Menge Flüſſe, die zu ihrer Fruchtbarkeit beytragen. In Ueberfluſſe erzeugt ſie, Zucker, Baumwolle, Caßien, Vanille, Reiß, Mais, und Manioc. Wilde Kühe und Ochſen, ſind hier ſehr gemein, und ihre Häute machen einen anſehnlichen Theil der Handlung aus. Sie trägt auch eine Menge Obſtbäume, und andere Nutzhölzer. Man findet hier vieles Wildpret; und die Fiſche, die aus dem benachbarten Meere kommen, ſind vortreflich. Die Hauptſtadt hat weder Mauern, noch Wälle; der Haven aber wird durch ein Schloß vertheidiget; und die kleine daran liegende Inſel iſt wegen der dicken Waldung, womit ſie bedecket iſt, undurchdringlich: zwey kleine Schanzen ſichern ſie vor allem Anfalle.

Die Gaſſen in der Stadt ſind breit, aber nicht lang; die Häuſer ziemlich gut gebauet; obgleich nicht verzieret. Sie haben wenige Fenſter, aber große Thüren, daß der Wind, und die friſche Luft durchſtreichen kann. Die Fenſter ſind, wie auf den meiſten Antilliſchen

Inſeln,

Inſeln, mit ſehr feinem baumwollenen Zeuge bezogen, weil die Glasſcheiben die heftigen Sturmwinde nicht aushalten würden. Die dem heil. Johannes, dem Täufer, geweihete Cathedralkirche, hat doppelte Reihen Säulen, und ihre Bauart iſt ziemlich gut. Der Biſchof iſt Suffragan von dem Erzbiſchofe in S. Domingo. Der Statthalter wohnet in der Hauptſtadt; und neben dieſer liegt eine Benedictiner-Abtey. Die übrigen vornehmſten Oerter ſind die Feſtungen Quadanilla, und San-Germano; eine gegen Mittag, die andere gegen Morgen.

Die Zeit über, da wir in Portorico blieben, tauſchte unſer Schiff ſeine Waaren, gegen Silberſtangen, Goldſtaub, und Piaſters, aus. Es iſt ſich nicht vorzuſtellen, wie ſchwer es den Fremden wird, hier ſo wohl, als auf allen der Spaniſchen Herrſchaft unterworfenen Küſten, zu handeln. Man muß unendliche Vorſicht, und Liſt, brauchen, um denen Gewaltthätigkeiten zu entgehen, welche dieſe Nation gemeiniglich an allen Schiffen, die ſie habhaft werden kann, ausübet. Ein Schiff, das in den Haven einlaufen will, muß ſich des Vorwandes bedienen, daß es Waſſer, Holz, oder Lebensmittel

nöthig habe. Eine dem Statthalter überreichte Bittſchrift ſtellt die Bedürfniß oder die Gefahr des Schiffes vor. Zuweilen iſt es ein Maſtbaum, der dem Untergange nahe iſt, und dem man nicht anders abzuhelfen weis, als das Schiff zu entledigen, und folglich die Waaren auszuladen. Den Statthalter gewinnet man durch Geſchenke, und die übrigen Officiere widerſtehen dieſer Lockung eben ſo wenig. Man erhält alſo die Erlaubniß, in den Haven einzulaufen: keine der Ceremonien wird dabey vergeſſen: man ſchließt die ſämtliche Schiffsladung ſorgfältig ein; man drücket das Siegel auf die Thüre des Vorrathshauſes, wo die Waaren hinein gebracht worden ſind; allein, man hat eine andere Thüre anzubringen gewußt, die nicht verſiegelt iſt, wo die Schiffsladung bey Nachtzeit wieder heraus geſchaffet, und an deren Statt die Waaren zum Vertauſche hingeleget werden. So bald nun dieſer Verkehr geſchehen iſt, findet ſich der Maſtbaum hergeſtellet, und das Schiff geht wieder unter Segel.

Auf dieſe Art werden die großen Ladungen verkaufet: in Anſehung der geringern, die mehrentheils auf fremden Barken kommen,

men, ſo führet man ſelbige an die Mündung der Flüſſe, ohne aus ſeinem Schiffe zu ſteigen. Man giebt den benachbarten Wohnungen ein Zeichen durch einen Canonenſchuß, und die Spanier, die handeln wollen, kommen mit ihren Waaren auf kleinen Booten. Dieſer Handel geſchieht allezeit des Nachts: man muß aber viele Vorſicht brauchen, und inſonderheit, nicht zu viel Leute auf einmal in das Schiff kommen laſſen, aus Furcht des Unfuges, der entſtehen könnte. Man muß auch wohl verwahret, wohl bewaffnet, und auf die Spanier ſehr aufmerkſam ſeyn; denn ſie ſind große Betrüger. Wird man ihre Kunſtgriffe auch gewahr, ſo muß man es ihnen doch nur auf eine höfliche Art merken laſſen, und es als ein Verſehen entſchuldigen, ſonſt ſetzet man ſich in die größten Verdrüßlichkeiten.

Man nennet dieſen Handel, wo niemals Credit gegeben wird, nach der Pike handeln, (traiter à la pique.) Der Gebrauch iſt, daß man vor dem Zimmer des Capitains einen Tiſch aufſchlägt, worauf die Proben von allem, was man zu verkaufen hat, ausgebreitet werden. Der Kaufmann, oder ſein Diener, mit etlichen bewaffneten Leuten,

ſtehen hinter dem Tiſche. Die übrigen Schiffsleute halten ſich auf dem Verdecke, um die Ankommenden zu bedienen, und ihnen Erfriſchungen zu reichen. Kommen Leute von Anſehen, welche einen wichtigen Einkauf thun, unterläßt man nicht, wenn ſie wieder weg gehen, ſie mit etlichen Canonenſchüſſen zu begrüſſen. Man muß aber niemals vergeſſen, auf ſeiner Huth zu ſeyn, noch weniger, ſich die Schwächſten finden laſſen: denn die Spanier ermangeln nicht, ſich der Barke, wenn ſie können, zu bemächtigen; ſie plündern ſie, und ſchießen ſie in Grund. Wahr iſt es, auf die mindeſte Klage von dieſer Art, würden ſie zur Wiedererſtattung des Geraubten angehalten werden, aber nicht für die Eigenthümer, ſondern zum Vortheile der Gerichtsbedienten. Dem ungeachtet iſt dieſe Art zu handeln die ſicherſte, die wohlfeilſte, und gebräuchlicher, als jene, wo man, um in den Haven zu kommen, vorgiebt, Waſſer, Holz, oder Lebensmittel nöthig zu haben; ſelbige iſt vielen Umſtänden, und Verdrüßlichkeiten unterworfen.

Der **Handel mit den Spaniern** hat, wegen ihres wunderlichen Characters, noch mehrere **Beſchwerlichkeiten.** Sie wollen

len keine Waare anders, als unter dem Preiſe einkaufen, man müßte ſie denn betrügen. Daher muß man wiſſen zu rechter Zeit nach zu geben; und da ſie ſich auf ihren Adel viel einbilden, iſt man ſicher, wenn man ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, ſeinem Verluſte wieder bey zu kommen. Die Engländer, und Holländer, wiſſen dieſe kleinen Kunſtgriffe beſonders wohl in Acht zu nehmen. Wenn ein Spanier Leinwand zu einem oder zwey Hemden kaufet, und beharret, ſolche unter dem Werthe zu bezahlen, ſo laſſen ſie ihm die Leinwand; aber hernach zeigen ſie ihm Spitzen, die ſie ſich zehnmal theuerer, als ſie es werth ſind, bezahlen laſſen, und überreden ihn, daß die Grandes von Spanien keine anderen trügen.

Von Portorico nach Guadeloupe trifft man verſchiedene Inſeln an, wo wir nicht nöthig fanden, uns aufzuhalten. Ich will aber etwas davon, nach der Beſchreibung eines Däniſchen Naturkündigers, der auf unſerm Schiffe war, und auf Befehl ſeines Hofes reiſete, gedenken. Die Naturgeſchichte der Antillen war nicht der alleinige Gegenſtand ſeiner Bemühungen, er machte ſeine Anmerkungen auch über die hiſtoriſchen, bürgerli-

gerlichen, und politiſchen Theile dieſer Inſeln. Er nennete uns die Inſeln alle, nach ihrer Lage, und nach der Reihe, als St. Thomas, die Jungfern-Inſeln, Anegada, St. Crux, Sombrera, Anguilla, St. Martin, St. Bartholomäus, Saba, St. Euſtachius, St. Chriſtoph, Barbuda, Nevis, Antigoa, Montſerrat, la Deſirade, Marie-Galante, und les Saints, welche zuſammen eine Art von Viertels-Zirkel in dem Mexicaniſchen Meerbuſen vorſtellen.

Die erſte gehöret dem Könige von Dänemark, unter deſſen Schutze auch einige Preußen, und Brandenburger, Beſitzungen daſelbſt haben; aber die Holländer treiben, unter Däniſchen Namen, die Handlung mehrentheils alleine. Man ſieht daſelbſt auch einige franzöſiſche Reformirte, und eine kleine Anzahl Catholiken. „Es iſt ſonderbar genug, ſagte unſer Gelehrter, (und hier fängt ſich ſeine Erzählung an,) daß alle dieſe verſchiedenen Religionen hier noch keine Kirchen haben. Die zwey herrſchenden Religionen ſind die Lutheriſche, und die Calviniſche.„

„Dieſe Inſel iſt berühmt wegen der natürlichen Bequemlichkeit ihres Havens: ſelbiger

ſelbiger bekommt eine Rundung durch zwey von der Landſeite ziemlich hohe Berge, welche gegen das Meer unvermerkt abnehmen, und zu zwey flachen Hügeln werden, die ſehr geſchickt ſind, daß man auf jedem eine Batterie zur Beſchützung der Inſel anlegete. Sie hat in ihrem Umfange nicht viel mehr, als ſechs bis ſieben Stunden; und wenn man anlandet, ſieht man hinten im Haven eine Feſtung, mit ſehr kleinen Baſtionen, ohne Graben, und Auſſenwerken. „

„Funfzig Schritte von dieſer Feſtung zeigt ſich die Stadt, welche an der Krümmung der Bucht hingebauet iſt. Sie beſteht aus einer einzigen langen Gaſſe, die ſich an der Factorey der Däniſchen Compagnie endiget. Die Factorey ſtellet ein großes und ſchönes Gebäude vor, mit einer Menge Wohnungen, und bequemer Magazine, ſo wohl zu Aufbehaltung der Waaren, als der ſchwarzen Sclaven, womit dieſe Compagnie ſtarken Handel treibt. Die Häuſer, die ehedem nichts als in die Erde geſteckte Stangen waren, mit Leimen ausgeſtaket, und mit Schilfe gedecket, ſind nun, ſeitdem eine Feuersbrunſt alles in Aſche verwandelt hat, von Ziegeln gebauet. Sie ſind niedrig, aber reinlich,

mit Fayance gepflaſtert, und nach holländiſcher Art übertüncher.„

„Weil Dänemark in den Europäiſchen Kriegen faſt allezeit neutral bleibt, ſo iſt dieſer Haven für alle Nationen offen. Er dienet, in Friedenszeiten, zu einer Niederlage für die Handlung, welche die Franzoſen, Engländer, Spanier, und Holländer, auf ihren Inſeln nicht öffentlich treiben dürfen; im Kriege, iſt er ein Zufluchtsort für die Kauffartheyſchiffe, wenn ſie von den Corſaren verfolget werden. Auf einer andern Seite iſt hier der Ort, wo die Seeräuber ihre Priſen hinbringen, und verkaufen. Solchergeſtalt ziehen die Einwohner von St. Thomas Vortheil von dem Unglücke der Ueberwundenen, ohne etwas zu ihrem Verluſte beygetragen zu haben; und theilen auch mit den Ueberwindern die Frucht ihres Sieges, welcher ihnen nichts gekoſtet hat. Aus ihrem Haven gehen auch eine Menge Barken ab, die auf den Küſten des feſten Landes mit den Indianern handeln, und vieles Silber, ſo wohl gemünzet, als in Stangen, zurückbringen. Alle dieſe Vortheile machen, daß ein Ueberfluß von Reichthum, und Lebensmitteln, auf dieſer Inſel herrſchet.„

„Haupt-

„Hauptſächlich hat die Inſel S. Thomas, ſagte unſer Däne, ihre glücklichen Umſtände der Sorgfalt unſeres glorwürdig regirenden Monarchen zu danken. Der wichtigſte Zuwachs unſerer Handlung iſt eine Wirkung der Großmuth dieſes wohlthätigen Königes; und das Gerüchte wird der ganzen Welt verkündigen, wie groß die Denkungsart eines Fürſten iſt, welcher der Weſtindiſchen Compagnie verſchiedene Millionen gegeben hat, um ſeinen Unterthanen neue Quellen von Reichthume zu öffnen. Verdenken Sie mir nicht, ſetzte er hinzu, die billige Entzückung, worein mich die Erinnerung dieſer königlichen Tugenden, und die immerwährende Aufmerkſamkeit, das Wohl ſeiner Völker zu befördern, in dieſem Augenblicke verſetzet. In einem Alter, wo die Leidenſchaften, und Ergötzlichkeiten, die Begierden der Könige vervielfältigen, hat er ſeine Bedürfniſſe in die engeſten Schranken zu ſetzen gewußt. Dadurch iſt er in den Stand gekommen, die große Menge Wohlthäten auszutheilen, die ſein ganzes Königreich ſo fruchtbar machet. Die alten Manufacturen ſind wieder in Gang gebracht worden; ſeine ergiebige Hand hat neue angeleget. Um ihre

Dauer

Dauer zu verſichern, hat er Arbeitsſchulen geſtiftet, wo arme Kinder unterrichtet werden, die künftighin Stützen davon abgeben können. Verſchiedene Academien, welche der Hauptſtadt zur Zierde dienen, haben ihm ihren Urſprung zu danken, und werden, nebſt dem anzulegenden Botaniſchen Garten, der Nachkommenſchaft den beſondern Schutz verkündigen, den er den Künſten und Wiſſenſchaften gönnet. Das große Hoſpital, das er geſtiftet hat, iſt ein Werk ſeiner Menſchenliebe. Die Erkenntlichkeit verbindet mich, Ihnen auch die jährlichen Gnadengelder zu rühmen, die er den Gelehrten verwilliget, um auf Reiſen zu gehen; die Belohnungen, die er den Künſtlern und Fabrikanten auszahlen läßt; die unzählichen Geſchenke, die allen denen ausgetheilet werden, welche ſich durch nützliche Talente hervorthun. Alle dieſe Denkmale der Freygebigkeit zeugen von der Größe ſeiner Geſinnungen, und beweiſen, daß eine kluge Haushaltung ein unerſchöpflicher Quell von Mildthätigkeit für jeden Monarchen wird.„

„Von St. Thomas fuhr ich zwiſchen denen kleinen Inſeln hin, welche man die Jungfern-Inſeln, (les vierges,) nennet. Es

Es macht dieſes eine der angenehmſten Schiffahrten aus: man meynet, man befinde ſich auf einer großen Wieſe, die auf beyden Seiten mit einer Menge Buſchwerk durchſchnitten iſt. Einige davon habe ich bewohnet geſehen; die meiſten aber, ſagt man, ſollen wüſte liegen. Die größte dieſer kleinen Inſeln, nennet man die dicke Jungfer, (*la groſſe vierge:*) ſie iſt von den Engländern eingenommen worden, welche ſie kaum würdigen, unter ihre Errichtungen zu rechnen. Die daſigen Einwohner ſind ſehr arm: ſie bauen ein wenig Reiß, Tabak, und Baumwolle. Ihre gewöhnliche Speiſe iſt Fiſch, weil die Fiſcherey ungemein ergiebig iſt. Kein ſüßes Waſſer haben ſie nicht, als das, was vom Himmel fällt, und ſie in Fäſſern aufheben. Wenn es verzehret, oder verdorben iſt, ſo halten ſie ſich an das Regenwaſſer, welches man in den Hohlungen der Felſen findet, worüber ſich eine grüne, dicke Haut zieht, die ſie, völlig zu zerreißen, ſich hüten. Man ſucht ſie vielmehr ſorgfältig zu erhalten, damit die Sonnenhitze abgehalten werde; daher man die Oeffnung nicht größer als das Gefäße machet, womit man einſchöpfet.„

„Wir näherten uns der Inſel Anega=da, oder Noyee, alſo genennet, weil ſie flach und niedrig iſt, und an ihren tiefſten Oertern von der See öfters überſchwemmet wird. Man behauptet, daß ehemals eine Spaniſche Galione daſelbſt untergegangen, und das Geld, das ſie geladen hatte, in die Erde verſunken ſey, auch daſelbſt noch vergraben läge. Die Hoffnung einer ſo reichen Beute hat dahero die Einwohner der benachbarten Inſeln, und die Freybeuter, mehr als einmal in Verſuchung geſetzet. Einige haben ausgeſprenget, man habe einen Theil des Schatzes gefunden, der größte Theil davon ſey aber noch nicht entdecket. „

„Sombrera iſt eine unbewohnte Inſel, die wenig gutes Erdreich hat. Die Spanier haben ihr dieſen Namen gegeben, weil ſie rund und flach iſt, und in der Mitten einen Berg hat, ſo daß ſie die Figur eines Hutes ſo ziemlich vorſtellet. Gegen das Mittel des vorigen Jahrhundertes verließen die Franzoſen, auf Befehl der Regirung, die Inſel St. Croix, um ſich nach S. Domingo zu begeben, und die daſige Colonie zu bevölkern. Sie haben ſie hernach an die Däniſche Compagnie verkaufet, welche eine

Schanze

Schanze daſelbſt hat anlegen laſſen. Anguilla iſt von den Engländern bewohnet. Ihre Figur hat Gelegenheit zu dem Namen gegeben, den ſie führet. An dem Orte, wo ſie am breiteſten iſt, findet man Gartenland, um welches Hütten erbauet ſind. Aber die Nachläßigkeit der Einwohner iſt Urſache, daß ſie in der größten Armuth leben. Unterdeſſen iſt der Boden ſehr gut, und arbeitſamere Leute würden Vortheil davon ziehen. Die Colonie lebt ohne Prieſter, ohne Regirung, ohne Obrigkeit, und ſchätzet ſich um ſo viel glücklicher. „

„Bey Gelegenheit von Prieſtern, habe ich gehöret, daß als die Franzoſen, und Holländer ſich auf der kleinen Inſel St. Martin niedergelaſſen hatten, erſtere einen ihrer Wundärzte wähleten, der die Commendantenſtelle vertreten, und zugleich das Amt eines Pfarrers verrichten mußte. Er gieng mit dem Volke in die Kirche, hielt die Predigt, verlas die Gebete, und kündigte die Feſt- und Faſttage ab. Bey ſeinen Verrichtungen als Wundarzt, Pfarrer, und Commendant, hatte er auch das Amt eines Richters; und der Schulmeiſter, nebſt ſeinem Gehülfen, waren, der eine Beyſitzer, der an-

dere, Schreiber. Dieſes Juſtizgerichte entſchied unumſchränkt, und in letzter Inſtanz, alle Streitigkeiten, die in der Colonie vorkamen. Heutiges Tages rechnet man nicht über zwey hundert Franzoſen, die in zwanzig oder dreyßig Häuſern wohnen, und die Stadt S. Martin ausmachen. Die Holländer bewohnen ein Quartier, das von dem Franzöſiſchen durch einen hohen Berg abgeſondert iſt. Sie leben zuſammen auf dieſer kleinen Inſel, welche höchſtens funfzehn oder ſechzehn Stunden im Umfange hat, in gutem Vernehmen. Man trifft daſelbſt weder Häven, noch Flüſſe an, nur einige Brunnen, die bey Regenwetter Waſſer geben, bey dürrer Witterung aber vertrockenen. Alsdenn behilft man ſich mit Ciſternenwaſſer. Man ſammelt auch häufiges Salz aus natürlichen Quellen, die es ohne Koſten und Arbeit liefern. Die übrigen Landeserzeugungen ſind Tabak, Indigo, Rocou, und Manioc. Die Spanier haben dieſes Land zuerſt bewohnet, und eine Feſtung angeleget, blos in der Abſicht, die Europäer abzuhalten, daß ſie ſich auf den benachbarten Inſeln nicht niederlaſſen ſollten: weil ſie aber den Unternehmungen der Franzoſen, und Engländer nicht Wider=

derſtand thun konnten, wurden ſie endlich ſchlüßig, ſie zu verlaſſen. „

„Die kleine Inſel S. Bartholomäus gehöret den Franzoſen, welche ſie nur um deswillen behalten, weil ſie einen vortreflichen Haven hat, wo die größten Schiffe auf einem ſehr guten Grunde ſicher liegen können: außerdem iſt das Land zu nichts tauglich, als Tabak zu pflanzen. Saba wird von etlichen holländiſchen Familien bewohnet, derer vorzüglicher Handel in Schuhen beſteht: ſie liefern ſolche für alle Antillen, und nirgends ſieht man ſo viele Schuſter. Mit dieſem Gewerbe, und ein wenig Indigo, und Baumwolle, leben ſie in einer Art von Ueberfluſſe, haben bequeme Häuſer, reinlichen Hausrath, Geld, und Sclaven. Es herrſchet unter ihnen eine ſehr große Einigkeit, und ſie bitten einander öfters zu Gaſte. Sie haben keinen Fleiſchmarkt; aber ſie ſchlachten, nach der Reihe, ſo viel Vieh, als ſie zur Bedürfniß ihres Quartieres nöthig haben. Ein jeder geht, und holet ſo viel Fleiſch, als er bedarf, und giebt es wieder, wenn die Reihe zu ſchlachten an ihn kommt. Dieſe Inſel hat das Beſondere, daß man ſie bey dem erſten Anblicke für einen von allen Sei-

ten ſteilen Felſen hielte. Ein in den Felſen winklich gehauener Weg führet auf den Gipfel, wo der Boden eben, gut, und fruchtbar iſt. Sie machet eine natürliche Feſtung aus, worinnen die Einwohner, wenn es ihnen nicht an Lebensmitteln fehlet, unmöglich zur Uebergabe gezwungen werden können. Dieſe haben, auf der Seite am Wege große Haufen Steine auf Pfoſten zuſammen geſchränket, welche ſie vermittelſt eines Strickes auf den Feind, der ſich unterſtünde, ſie anzugreifen, fallen laſſen können. „

„S. Euſtachius iſt noch eine andere holländiſche Inſel, aber gröſſer, und volkreicher, als die vorhergehende. Sie iſt von St. Chriſtoph nur durch einen drey Stunden breiten Canal abgeſondert. Letztere hat ihren Namen von dem Admiral Columbus bekommen. Er nennete ſie alſo, ſagen einige, wegen der Geſtalt ihrer Berge, davon einer ſehr groß iſt, ein anderer kleinerer aber auf ihm ruhet, wie das Kind Jeſus auf den Achſeln des heil. Rieſen. Andere glauben, er habe ihr ſeinen Namen gegeben, weil er ſie an ſeinem Namenstage entdecket hat. Unerachtet die Spanier behaupten, dieſe Inſel ſey von ihnen in Beſitz genommen worden, ſo

haben

haben ſie doch niemals eine Colonie daſelbſt errichtet. Sie war blos von Caraiben, ihren natürlichen Einwohnern, beſetzet, als zwey Schiffe, ein Franzöſiſches, und ein Engliſches, zufälliger Weiſe, an einem Tage, daſelbſt anlandeten. Dieſe ſahen gar wohl den Vortheil ein, den ſie von dieſem Standorte, wider die Caſtilianer, mit welchen ſie Krieg führten, ziehen konnten; und ohne zu ſtreiten, wer zu erſt angekommen ſey, wurden ſie einig, ſich in die Inſel zu theilen, und ein jedes Errichtungen daſelbſt anzulegen. Sie lebten in größter Einigkeit mit einander; und nach Vertreibung der Caraiben, die ſie verrätheriſcher Weiſe anfallen wollten, ließen ſie beyderſeits einige von ihren Leuten auf der Küſte, und kehrten nach ihrem Vaterlande zurück, um Recruten zu holen. Der Franzöſiſche, und Engliſche Hof, waren mit ihrem Unternehmen zufrieden, und ſchickten ſie nach einiger Zeit, mit Lebensmitteln, und hinlänglichen Leuten zurück, um eine dauerhafte Colonie zu gründen. Dieſe Colonie kann man als den Anfang aller derer, welche die Franzoſen, und Engländer auf den Antillen gehabt haben, anſehen. Sie bezeichneten und beſtimmten ihre beyder-

ſeitigen Gränzen: die Fiſcherey aber, die Jagd, die Salzgruben, die Holzungen, die Bergwerke, und die Häven, blieben in Gemeinſchaft.„

„Von dieſer Inſel ſind vornehmlich diejenigen Herumſtreicher beyder Nationen gekommen, die unter dem Namen der **Freybeuter**, und **Boucanierer**, ſich der Inſel la Tortue, und der nordlichen Küſte von S. Domingo, bemächtiget haben. Die erſten Coloniſten legten ſich ſo gleich auf den Anbau des Tabaks; und dieſe Pflanze hat ihnen lange Zeit Stoff genug zu einer vortheilhaften Handlung geliefert; als aber hernach die allzu große Menge den Preis niederſchlug, fiengen ſie an, Zuckerrohr, Ingwer, Indigo, und Baumwolle zu bauen. Der Reichthum, welcher der Colonie durch dieſe Producte zuwuchs, machte, daß ſie in kurzer Zeit ſehr blühend wurde. Nach verſchiedenen Veränderungen, welche die Kriege zwiſchen England und Frankreich veranlaſſet haben, ſind beyde Mächte endlich überein gekommen, daß **St. Chriſtoph** der Krone **England** völlig eigen ſeyn ſollte.„

„Der Aufenthalt auf dieſer Inſel iſt angenehm; und unerachtet der häufigen Orkane,

kane, verliert die Luft nichts von ihrer Reinigkeit. Es geſchieht in den Regen-Monaten, daß dieſe entſetzlichen Sturmwinde, die ſchrecklichſte Geißel, die man von dem Clima auszuſtehen hat, wüten. Die Franzoſen ſo wohl, als die Engländer von St. Chriſtoph, hatten in Gewohnheit, alle Jahre zu den Caraiben zu ſchicken, um zu erfahren, wenn man dergleichen Orkan zu befürchten habe: und man verſichert, dieſe Wilden hätten ſich in ihrer Prophezeyung niemals betrogen. Die Zeichen, woraus die Indianer ſolche zu erkennen glauben, ſind folgende: Die Luft wird trübe, die Sonne roth, das Wetter ſtill, die Spitzen der Berge hell, und klären ſich auf. In den Brunnen, und Löchern der Erde höret man ein düſternes Brauſen, als wenn Winde eingeſchloſſen wären: die Sterne ſcheinen dunkel, und größer, als ordentlich: der Himmel iſt ſchwarz, und ſieht fürchterlich: das Meer giebt einen unangenehmen Geruch von ſich, und fängt an zu ſchwellen, ob es gleich ſtill zu ſeyn ſcheint: bald hernach erhebt ſich der Wind mit ziemlicher Heftigkeit, läßt nach, und fängt vom neuen an.„

„Alsdenn entſteht ein entſetzlicher Sturm, mit Regen, Blitzen, Donner, und zuweilen mit Erdbeben; kurz, unter denen verwüſtendeſten Umſtänden, die in der Natur nur vorgehen können. Zuerſt ſieht man, gleichſam als ein Vorſpiel des Unglücks, das erfolgen ſoll, ganze Felder von Zuckerrohre in der Luft herum fliegen, und ſich über das ganze Land verbreiten. Bäume, ſo alt als die Welt, und die wegen ihrer ungeheueren Größe bisher aller Gewalt der Sturmwetter widerſtanden hatten, werden ausgeriſſen, in die Höhe gehoben, und wie Stroh fortgeführet. Diejenigen, welche ſtehen bleiben, werden wie ſchwaches Rohr zerbrochen; alle Arten von Pflanzungen zerſtöret und umgekehret; die Häuſer, Scheunen, Mühlen, von einem Windſtoße umgeworfen; ja, ſelbſt das Gras niedergedrücket, und ausgetrocknet, als wenn es verbrennt wäre; und das Waſſer, das fünf oder ſechs Fuß hoch ſteiget, reißt vollends alles weg, was durch die erſte Gewalt noch nicht vertilget war.„

„Das Verderben, und der Tod, ſind die Gefährten eines Orkans. Seine Spuren ſind wie die vom Feuer: alles verſchwindet auf ſeinem Wege; und dieſe Veränderung

ge-

geſchieht ſo geſchwind, als ſie ſchrecklich iſt. In einem Augenblicke verheeret er die Arbeit vieler Jahre, und vernichtet die Hoffnung des Pflanzers zu einer Zeit, da er auf dem Gipfel ſeines Glückes zu ſeyn glaubte. Wer würde ſich nicht entſetzen, bey dem Anblicke von Gegenden, welche allezeit mit dem ſchönſten Gebüſche gepranget hatten, und in einem Augenblicke durch eine unſichtbare Hand entblößet werden, ſo daß ſie nichts als Wälder, die den Maſtbäumen der Schiffe gleichen, darſtellen? Der rauhe Anblick des Winters ſcheint auf das Reizende des Frühlinges zu folgen. Der auf einmal verſchwundene Tag zeiget überall das Schreckenvolle Bild der Nacht. Die ſcheu gewordenen Thiere ſuchen einen Zufluchtsort; und die erſchütterte Natur ſcheint ihren letzten Augenblick erreichet zu haben. Ein fürchterliches Stillſchweigen verbreitet Beſtürzung, und Entſetzen; der Wind alleine läßt ſich mit entſetzlichen Brauſen hören. Zu gleicher Zeit ſtellet das Meer einen traurigen Schauplatz aller Verwüſtungen eines Ungewitters dar: die Ufer, und das Waſſer, ſind mit den Trümmern von Schiffbrüchen bedecket; die geſcheiterten und zerſchlagenen Schiffe ſchwimmen

überall

überall herum, und mengen ſich unter die zerſtümmelten Glieder und Körper derer Unglücklichen, die zum Schlachtopfer dabey geworden ſind. „

„Das Vergnügen, das die Engländer finden, mitten in ihren Pflanzungen zu leben, hält ſie ab, ſich in die Städte zu begeben. Ihre Häuſer auf dem Lande machen mit dem Gebüſche und Alleen, womit ſie umgeben ſind, den luſtigſten Anblick, und die angenehmſte Ausſicht, die ich kenne. Zu der Zeit, da die Franzoſen die Inſel noch mit ihnen theileten, erbaueten dieſe einen Marktflecken, unter den Canonen der Citadelle von Baſſe-Terre; und dieſes iſt der einzige wichtige Platz im Lande. Die Engländer haben einige Schanzen an verſchiedenen Oertern längſt der Küſte angelegt, wo man anlanden kann. „

„Unerachtet Ihre Franzoſen eben ſo viel, als die andern Europäer, beygetragen haben, die Caraiben aus S. Chriſtoph zu verjagen, ſo ſind ſie doch diejenigen, wider welche dieſe Wilden den wenigſten Haß behalten haben: ſie verabſcheuen die Engländer und Spanier. Von den Holländern ſagen ſie, ſie wären ſo viel werth, als wie

von

von der Hand, bis an den Ellbogen; die Franzoſen aber, wie von einer Hand zu der andern: ſie drücken ſolches alſo aus, daß ſie die Aerme ausſtrecken, und wollen dadurch anzeigen, wie hoch ſie ſie ſchätzen.„

„Die Menge Zucker, und andere Waaren, welche die Inſel S. Chriſtoph hervorbringt, beweiſet die ungemeine Fruchtbarkeit ihres Bodens; in der Mitten aber des Landes ſieht man nichts als einen Haufen ſteiler Berge, und undurchdringliche Wälder. Wahr iſt es, daß dieſe Berge, davon ſich einer über den andern, einem Amphitheater gleich, erhebet, eine unvergleichliche Ausſicht über alle Pflanzörter, die ſich um die Inſel herum, bis an das Meer erſtrecken, abgeben. Man trifft auch entſetzliche Felſen an, ſchreckliche Abgründe, dicke Wälder, warme und ſchwefeliche Bäder, und verſchiedene Flüſſe, welche ſehr gutes Waſſer haben. Cayonne iſt einer der vornehmſten, und diente ehedem zur Gränze zwiſchen den Franzoſen, und Engländern. An dem Rande des Meeres ſind Salzquellen, woher man vieles Salz zieht.„

„Die reine Luft von S. Chriſtoph machet geſundes Blut: das daſige Frauenzimmer hat eine vortrefliche Farbe, und

ſehr

ſehr regelmäßige Geſichtszüge. Die meiſten ſind auf Franzöſiſche Art gekleidet, mit einer Koſtbarkeit, der nichts mangeln würde, wenn ſie nicht, aus Begierde Ihre Moden zu übertreffen, noch anderes Putzwerk hinzuſetzten, das ſie verſtellet. Nirgends kann man mehr goldene, ſilberne, und ſeidene Franzen ſehen. Bey Tiſche, ſind es die Weiber vom Hauſe, die, unerachtet ihres Anputzes, vorſchneiden, und herumgeben. Sie verrichten dieſes mit eben ſo vieler Anmuth, als Reinlichkeit. Sie pflegen auch das Trinken nicht zu verſagen, und wiſſen die Geſellſchaft durch ihr Beyſpiel aufzumuntern. Verſtand, und Lebhaftigkeit, ſind beyden Geſchlechten eigen. Die Einwohner ſind vortreflich wohl geſtaltet, ein Vorzug, den alle Franzöſiſche und Engliſche Creolen in America haben, wo es eben ſo ſelten iſt, Buckeliche, Lahme, und Schielende zu ſehen, als ſolches in Europa gewöhnlich iſt. „

„In der Stadt ſo wohl, als auf dem Lande, ſind die meiſten Häuſer von Holze, inwendig ſauber ausgetäfelt, und auswendig gemalet, das heißt, mit Oelfarbe angeſtrichen, um ſie vor der Fäulniß zu verwahren, welche die Hitze und die Feuchtigkeit des

Clima

Clima nothwendig veranlaſſen würde. Dieſer Anſtrich giebt ihnen ein angenehmes und glänzendes Anſehen. Die Austheilung der Zimmer iſt wohl geordnet, die Reinlichkeit darinnen vortreflich, und die Meublen koſtbar. Der Hof, und der Eingang der Häuſer, ſind mit Tamarinden, und Orangenbäumen beſetzet, davon der lieblichſte Geruch bis in die Zimmer dringet.„

„Man rühmet noch die Fruchtbarkeit einer andern Inſel, welche die Engländer beſitzen, Barbuda genennt, welche mit Barbados nicht muß verwechſelt werden, die ihnen ebenfalls gehöret. Die Einwohner beſchäfftigen ſich, Rindvieh aufzuziehen, deſſen ſie eine große Menge haben, ohne die anderen Theile der Landwirthſchaft zu vernachläßigen. Ihr größter Handel beſteht in Getreide, und Eßwaaren, die ſie an ihre Nachbarn verkaufen. Auf dieſe Beſorgniſſe eingeſchränket, ſehen ſie die Reichthümer, welche der Zuckerbau den anderen Inſeln gewähret, ohne Mißgunſt an, und verlangen nichts davon, als was ſie gegen ihre Waaren einhandeln.„

„Nieve, oder Nevis, eine Inſel, die nur etliche Meilen von S. Chriſtoph entfer-

net liegt, ſoll zu eben der Zeit entdecket worden ſeyn. Unerachtet ſie eine der kleineſten Antilliſchen Inſeln iſt, ſo iſt ſie doch eine der blühendeſten Colonien geweſen. Vierzig Jahre, nachdem die Engländer ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten, zählte man zehntauſend Weiſſe, und mehr als zwanzigtauſend Schwarze: es würde dieſes in einem Umfange von ſechs Stunden unglaublich ſcheinen, ohne den erſtaunenden Handel, der damals getrieben wurde, entweder mit Zucker, womit jährlich über hundert Schiffe für Europa befrachtet wurden; oder mit Weine, den ſie faſt alleine den übrigen Antillen lieferte. Während dieſer glücklichen Zeit war es, daß man die Stadt Charles-Town, und etliche Schanzen, entſtehen ſah, davon ein Theil heutiges Tages ſehr vernachläßiget worden iſt. Die Kriege, welche England mit Frankreich auszuhalten hatte, ein ſchreckliches Sterben, und ein grauſamer Orkan, der die Häuſer umwurf, die Bäume ausriß, die Pflanzörter verwüſtete, alle dieſe Unglücksfälle, die nach und nach, und in wenigen Jahren auf einander folgeten, verſetzten die Inſel in einen Zuſtand, von dem ſie ſich niemals hat wieder recht erholen können.

Eigent-

Eigentlich zu reden, iſt ſie nichts als ein hoher Berg, deſſen Gipfel mit Bäumen bewachſen iſt. Die Pflanzörter liegen um ihn herum, fangen von dem Ufer des Meeres an, und erſtrecken ſich auf einer gelinden Anhöhe bis an den Gipfel. Die Quellen, welche von verſchiedenen Seiten herunterlaufen, veranlaſſen Bäche, davon einige den Namen der Flüſſe verdienen. Man findet auch warme mineraliſche Waſſer, wo man Badecuren für eben die Krankheiten anſtellete, derer wegen man Bath in England, und die Waſſer zu Bourbon in Frankreich, beſuchet. Was die Landeserzeugungen, und die Handlung von Nevis anbelanget, ſo gleichen ſie denen auf den anderen Antillen. Der Zucker iſt die Hauptwaare; er dienet zum Unterpfande der Verwechſelung in allen Artikeln des Handels. Man zählet nach Pfunden Zucker, an ſtatt nach Pfunden Sterlings. Die Einwohner ſind eben ſo wenig verlegen, einen Handel auf dieſe Art zu ſchließen, als wenn ſie um Geld handelten. „

„Antigoa hat kein ſüßes Waſſer: die Quellen ſind daſelbſt ſo ſelten, daß die Inſel lange Zeit iſt unbewohnt geblieben. Heut zu Tage aber ſammelt man das Regenwaſſer in

Ciſternen, und ſelten fehlet es. Uebrigens hat dieſe Inſel nichts, das ſie von den anderen Engländiſchen Antillen beſonders unterſcheidet.„

„Die Spanier, die niemals die Inſel Montſerrat bewohnet haben, haben ihr dieſen Namen gegeben. Sie glaubten, bey ihren erſten Entdeckungen, eine Aehnlichkeit zwiſchen ihr, und einem Berge in Catalonien zu finden, der eben dieſen Namen führet, und den zweyerley Umſtände berühmt machen. Der eine iſt, eine der Jungfrau Maria gewidmete Kapelle, mit einem wunderthätigen Bilde, das von den Pilgrimmen eben ſo häufig beſuchet wird, als das zu Loretto. Der andere Umſtand betrifft den Orden der Jeſuiten, der dieſen Berg gleichſam als ſeine Wiege anzuſehen hat: denn daſelbſt war es, wo ihr Stifter Ignatius den Titel, als Ritter der Jungfrau Maria, annahm. Beyde Urſachen haben die Engländer, als ſie ſich dieſer Inſel bemächtigten, nicht abgehalten, ihren alten Namen beyzubehalten. Nächſt dem, daß ſie eben die Landesproducte, gleich den anderen Antillen, hervorbringt, wie ich ſchon geſaget habe, ſo hat ſie auch eben die Veränderungen erlitten, iſt eben dergleichen

Orka=

Orkanen ausgeſetzet, treibt Handlung mit eben ſolchen Waaren, ſteht unter eben der Regirung, und gehorchet eben den Geſetzen, welches die Engliſchen ſind. „

„Die kleinen Inſeln von Deſirade, Marie-galante, und les Saints, werden nicht der Mühe werth geachtet, daß die Franzoſen ſie bewachen, bewohnen, oder anbauen. „ Alle die Länder, davon unſer Däne ſprach, haben wir nach und nach, ſo wie wir uns Guadeloupe näherten, zu Geſichte bekommen. Ich habe mich ſeiner eigenen Worte bedienet, und dieſen Brief daraus verfertiget, ohne etwas dabey zu ändern.

Ich bin, u. ſ. w.

Surinam, den 9 November, 1750.

Der 129 Brief.

Fortſetzung von den Antilliſchen Inſeln.

Ein durch das Seewaſſer natürlich entſtandener Canal, von drey Stunden in der Länge, und von funfzig Toiſen in der Breite, der ſalzige Fluß genennt, theilet Guade-

loupe, eine Inſel, die ſeit mehr als hundert Jahren von den Franzoſen beſeſſen wird, in zwey faſt gleiche Theile. Die weſtliche Seite, welche ihren Namen der ganzen Inſel giebt, iſt am meiſten bevölkert. Sie hat in ihrer Mitten verſchiedene ſteile Berge, woraus überflüßiges Waſſer kommt, das Land zu beſtrömen. Man findet auch warme, ja ſiedende Quellen, Schwefelgruben, und eine Menge wilder Schweine, von denen, welche man auf den Franzöſiſchen Inſeln Porcs marons nennet. Auf der Höhe der Berge entdecket man die benachbarten Inſeln, und in der ganzen Welt giebt es keine ſchönere Ausſicht. Der vornehmſte Flecken liegt nahe bey der Schanze St. Pierre, wo ein oberſter Gerichtshof, und ein Commendant iſt. Das Fort Louis liegt in dem öſtlichen Theile, Grande-Terre genennt. Die Kirchen auf der Inſel werden von Dominicanern, Jeſuiten, Carmelitern, und Capucinern beſorget. Dieſes iſt alles, Madame, was ich Ihnen von einem Lande ſagen kann, wo die Erzeugungen, die Sitten und Gebräuche, die Handlung, die Geſetze, und die Regirungsform, eben ſo beſchaffen ſind, wie auf den anderen Franzöſiſchen Inſeln.

Die Inſel Dominica, welche zwiſchen Martinique und Guadeloupe liegt, zeigt uns ganz andere Gegenſtände. Sie iſt in der Gewalt der Caraiben, einer berühmten Indianiſchen Nation, welche ſchon auf den Antilliſchen Inſeln waren, da die Europäer dahin kamen, und als ihre natürlichen Einwohner anzuſehen ſind. Die Engländer haben ſich dieſer Inſel bemächtigen wollen, um uns die Gemeinſchaft zwiſchen unſern Inſeln abzuſchneiden; wir haben uns aber allezeit kräftig widerſetzet. Unterdeſſen maaßen ſie ſich in privat Urkunden die Herrſchaft darüber an; allein die Caraiben ſelbſt lachen über dieſen nichtigen Anſpruch, und ſind ihnen wegen ihrer Gewaltthätigkeiten, und Verräthereyen gehäßig. Es würde gefährlich für einen Engländer ſeyn, wenn er ſich heutiges Tages auf der Inſel ſehen ließe; und diejenigen, die durch Sturm dahin verſchlagen worden ſind, haben die Untreue ihrer Nation theuer bezahlen müſſen. Wir haben mit dieſen Wilden alte Verträge, die ſie niemals gebrochen haben, vermöge welcher wir frey und ruhig unter ihnen wohnen, und handeln.

Ueber den **Urſprung** dieſer Völker iſt man nicht recht einig: einige laſſen ſie von der Inſel Cuba, andere von dem feſten Lande, herkommen, ohne zu beſtimmen, ob es von dem ſüdlichen oder nördlichen Theile von America ſey. Die Zeit und Urſache dieſer Wanderung iſt auch ſehr ungewiß, und man hat dießfalls nichts als zweifelhafte Muthmaßungen. Das Wahrſcheinlichſte iſt noch, daß ſie alle von **einer Nation** abſtammen: die Aehnlichkeit ihrer Geſtalt, Sprache, und Gebräuche, auf allen Inſeln, die ſie bewohnet haben, und noch bewohnen, ſcheint einen nicht zweydeutigen Beweis abzugeben. Ueberhaupt genommen, ſind ſie von mittelmäßiger, unterſetzter **Größe**, ſtark von Nerven, haben ſtammhafte, aber wohlgemachte Beine, die Haare ſchwarz und glänzend, große, und etwas heraus getretene Augen, ein dummes und beſtürztes Anſehen, eine breit gedrückte Naſe, eine flache Stirne, weiſſe und wohl geordnete Zähne, eine traurige Geſichtsbildung, und einen ſtarken, unangenehmen Geruch. Sie haben keinen **Bart**, es ſey nun, daß er ihnen natürlicherweiſe fehle, oder daß ſie ihn ausreißen, damit er nicht wachſe. Ich habe niemals Haare bey ihnen geſehen,

weder an den Beinen, Schenkeln, Aermen, noch auf der Bruſt. Von ihrer Geſichtsfarbe, und Haut, kann man ſchwerlich urtheilen, weil ſie ſich den Leib alle Tage mit Roucou, in Oele geweicht, beſtreichen. Außer der Annehmlichkeit, die ihnen der Roucou, wie ſie glauben, giebt, ſo verwahret er ſie auch vor der Sonnenhitze, und vor dem Stechen der Mücken, welche einen außerordentlichen Abſcheu vor dieſem Geruche haben. Wenn ſie in Krieg gehen, oder daß ſie ſich auf eine ausnehmende Art zeigen wollen, ſo bedienen ſich ihre Weiber eines gewiſſen ſchwarzen Saftes, um ihnen einen Knebelbart zu malen, der viele Tage dauert. Die Weiber ſelbſt malen ſich auch, wie die Männer, nur keinen Knebelbart, der ihnen zu tragen verboten iſt. Das ſchwarze Glänzende ihrer Haare kommt auch von einer eigenen Zubereitung her, die dieſe Wirkung hervorbringt. Die beſondere Form ihrer Stirne iſt nicht ein Fehler, den ſie auf die Welt mitbringen; ſie haben im Gebrauche, dieſe Figur den neugebohrnen Kindern mit einem kleinen Brete zu geben, das hinten ſtark zuſammen gebunden wird, und ſo lange liegen bleibt, bis die Hirnſchale auf der

Stirne ſo flach gedrücket iſt, daß ſie faſt gerade über ſich ſehen können, ohne das Geſicht in die Höhe zu kehren.

Die Caraiben unterſcheiden ſich von den Europäern nicht allein durch ihre Farbe, und beſonderen Geſichtszüge; ſie entfernen ſich von ihnen noch weit mehr durch die Schwäche ihres Verſtandes, und durch ihre außerordentliche Einfalt. Was für ein Abſtand zwiſchen den eingeſchränkten Begriffen dieſer dummen Menſchen, und den erhabenen Einſichten derer, die uns einen ſichern Weg auf dem Waſſer vorgeſchrieben haben, um dieſe fremden Völker kennen zu lernen! Dieſe Anmerkung, die ſich auf alle Wilde überhaupt zu ſchicken ſcheint, läßt ſich beſonders bey denen machen, von welchen ich hier rede. Ihre Vernunft iſt nicht ſtärker, und geht nicht weiter, als der natürliche Trieb der Thiere. Doch muß man bekennen, daß ihre Beurtheilung bey der erſten Anſicht der Spanier, die auf ihre Inſeln kamen, nicht ganz und gar unverſtändig war. Verwundert über den langen Weg, den dieſe Fremden gemacht hatten, ſagten ſie zu ihnen: „Grund und Boden muß bey euch ſehr ſchlecht ſeyn, oder ihr müßt deſſen wenig haben, daß ihr unter ſo

vieler Gefahr ſo weit herkommet.„ Sie hatten auch kein Bedenken, das Land, das ſie beſaßen, uns einzuräumen; und je mehr wir uns bey unſerm Anbaue ausbreiteten, je mehr entfernten, und zogen ſie ihre Gränzen zurück. Wenn dieſe Wilden bey gewiſſen Gelegenheiten Schwierigkeiten gemachet haben, ſo geſchah es nicht, um uns eine Beſitznehmung, die ihnen gleichgültig war, ſtreitig zu machen; ſie vermeynten kleine Geſchenke davon zu tragen, mit welchen man das Feld ſelbſt, das ſie bauen, gar leicht erlangen kann. Haben ſie auch einigemale die Waffen wider uns ergriffen, ſo wollten ſie uns nicht aus denen unrechtmäßig eroberten Beſitzungen, die ſie uns ſchon überlaſſen hatten, heraustreiben, ſondern ſie wollten ihre Freyheit vertheidigen, über welche wir bey Ueberlegenheit unſerer Macht ein Recht zu haben vermeynten. Noch weniger können ſie ſich an unſern Geitz gewöhnen: es erwecket allemal neue Verwunderung bey ihnen, wenn ſie ſehen, daß wir das Gold dem Glaſe und Cryſtalle vorziehen.

Dieſe einfältigen Menſchen haben die Gelegenheiten, ſo wie die Schwierigkeiten, glücklich zu werden, nicht ſo vervielfältiget,

wie wir. Ihre Wünſche ſind eingeſchränkt, ihrer Bedürfniſſe weniger, und leicht zu erlangen. Doch iſt ein Punct, bey welchem ſie nichts weniger als gleichgültig ſind, nämlich, die Neigung ſich zu rächen. Ich kenne kein Volk, daß dieſe, allen belebten Weſen natürliche, obwohl grauſame, Leidenſchaft weiter treibe. Sie ſcheint die einzige zu ſeyn, die das Gemüthe dieſer Menſchen, welche wir Barbarn nennen, weil ſie nicht ſolche Laſter haben, wie wir, in Bewegung ſetzet. Ein Caraibe, der, mitten in der Luſt, einen andern ſieht, von dem er ſich erinnert, beleidiget worden zu ſeyn, ſteht auf, tritt ganz gelaſſen hinter ihn, und ſchlägt ihm den Kopf mit der Keule ein, oder ſticht ihn mit dem Meſſer tod. Hat der Tode keine Verwandten, ihn zu rächen, ſo iſt die Sache abgethan: iſt aber die Wunde nicht tödlich, oder zeigt ſich ein Rächer, ſo machet der Mörder ſich gar bald aus dem Staube, weil er verſichert iſt, daß ihm bey der erſten Gelegenheit eben dergleichen wiederfahren werde.

Dieſe Indianer bringen ihr Leben hin, theils auf der Erde kauernd, theils in ihren Hängebetten ſchlafend, oder, ſie rauchen Tabak: niemals ſind ſie in Sorgen für den

Augen=

Augenblick, der auf den gegenwärtigen folget. Zwingt ſie der Hunger, ihre Nahrung auf der Jagd, oder mit der Fiſcherey zu ſuchen, ſo bringen ſie ihre Beute nach Hauſe, und die Weiber richten ſie zu. Ihr Tiſch iſt für jedermann angerichtet: um Platz daran zu finden, iſt es nicht nöthig, eingeladen, oder bekannt zu ſeyn. Sie bitten niemanden; ſie verwehren aber auch keinem Menſchen, mit ihnen zu eſſen. Ihre liebſte Speiſe iſt Pimentade: dieſes iſt eine Brühe, die ſie von Maniocſaft machen, mit Citronen vermiſcht, worinnen ein großer Theil Piment zerdrücket wird. Selten bedienen ſie ſich des Salzes; nicht, als ob ihnen ſolches fehle, denn es giebt Salzquellen auf allen Inſeln; ſondern, weil ſie keinen Geſchmack daran finden. Sie eſſen wenig gekochtes Fleiſch; alles iſt gebraten, oder an der Sonne gedörret. Ihre Art zu braten beſteht darinnen, daß ſie das Fleiſch ſtückweiſe an einen hölzern Spieß, dieſen aber vor einem großen Feuer in die Erde ſtecken, und wenn das Fleiſch auf der einen Seite gebraten iſt, drehen ſie es auf die andere. Iſt es ein etwas großer Vogel, ein Huhn, eine Taube, oder ein Papagey, ſo ſtecken ſie ihn in das

Feuer,

Feuer, ohne ſich die Mühe zu geben, ihn zu rupfen, oder auszunehmen. So bald die Federn verbrennet ſind, bedecken ſie ihn mit Aſche und Kohlen, und laſſen ihn auf dieſe Art braten. Hernach nehmen ſie ihn, und thun die, von den Federn und der Haut, entſtandene Rinde weg. Endlich nehmen ſie die Eingeweide heraus, und eſſen ihn ohne weitere Zubereitung. Ein auf dieſe Art zugerichteter Vogel iſt voller Saft, weich, und ſchmeckt unvergleichlich.

Auf der Jagd iſt der Caraiben ordentliches Gewehr, ein Bogen, Pfeile, und ein Meſſer. Große Freude haben ſie, wenn ſie eine Flinte bekommen können; allein, ſie ſey auch noch ſo gut, ſo verderben ſie ſie doch gar bald: entweder ſie zerſprengen ſie durch zu vieles Pulver, oder ſie verlieren die Schrauben, oder andere Stücken davon; denn da ſie nichts zu thun haben, bringen ſie ganze Tage in ihren Hängebetten zu, das Gewehr aus einander zu nehmen, und wieder zuſammen zu ſetzen; weil ſie nun vergeſſen, jedes Stück an ſeinen rechten Ort wieder zu bringen, ſo ſchmeißen ſie es endlich aus Verdruſſe weg, und denken nicht weiter daran.

Die Pfeile, derer ſich die Indianer bedienen, ſind faſt allezeit vergiftet. Sie machen einen Einſchnitt in eine giftige Pflanze, und ſtecken die Spitze hinein, ſo lange bis ſich die dicke und zähe Milch der Pflanze völlig hineingezogen hat. Dieſer Gift iſt ſo durchdringend, daß, um ihm ſeine Stärke zu benehmen, ſie den Pfeil in das Feuer halten müſſen. Die, welche ſie auf der Jagd brauchen, ſind nicht vergiftet, haben auch, wenn ſie nach Vögeln ſchießen, keine Spitze, ſondern blos einen kleinen Knopf, wie an den Rappieren, womit ſie die Vögel töden, ohne ſie zu durchſtechen. Die Kinder lernen das Schießen ſehr zeitig, und werden ſo geſchickt, daß ſie ihre Beute faſt niemals verfehlen.

Die Art und Weiſe, wie die Caraiben die Papageye fangen, iſt ziemlich ſinnreich. Beym Einbruche der Nacht bemerken ſie die Bäume, worauf ſie ſich ſetzen; wenn es nun finſter wird, legen ſie unten an den Stamm angebrannte Kohlen, und auf dieſe Gummi, und Piment. Der dicke Rauch, der davon in die Höhe ſteigt, macht dieſe Thiere taumelnd, und gleichſam trunken, ſo daß ſie herunterfallen, als ob ſie tod wären. Sie nehmen ſie alsdenn, binden ihnen die Füße und

Flügel,

Flügel, gießen ihnen Waſſer auf den Kopf, und bringen ſie wieder zu ſich. Um ſie hernach zahm zu machen, laſſen ſie ſie einige Zeit hungern; wenn ſie alsdenn recht begierig geworden ſind, geben ſie ihnen zu freſſen. Finden ſie ſie noch zu wild, ſo blaſen ſie ihnen Tabaksrauch in den Schnabel, der ſie betäubet, bis ſie endlich alles Wilde verlieren. Dieſe Vögel laſſen ſich nicht allein ſehr zahm machen, ſondern ſie lernen auch eben ſo leicht reden, als diejenigen, die man jung gefangen hat.

Die Indianer bringen ſie auf unſere Inſeln, mit ihren übrigen Landeserzeugungen, mit dem Ertrage von ihrer Jagd, und mit allerhand Arbeit, die ſie verfertigen. Sie kaufen hingegen von uns, Säbel, Meſſer, hauptſächlich aber **Brandewein**, den ſie ungemein lieben. Oftmals unternehmen ſie eine Reiſe in der gefährlichſten Jahreszeit, lediglich um eine Kleinigkeit zu haben, die ſie ſich wünſchen. Um ſie zu bekommen, geben ſie alles hin, was ſie mitgebracht haben: da ſie hingegen nicht das geringſte für einen ganzen Laden anderer Waaren weggäben, wenn ſie keine Luſt haben, oder ſie nicht brauchen.

In denen Abrechnungen, die man mit ihnen hält, muß man ſie in kleiner Münze, niemals aber in Golde, oder Silber, bezahlen. Ein Louis d'or iſt für ſie nicht ſo viel werth, als zwey geprägte Sols; weil ſie mehr auf die Zahl der Stücken, als auf ihren Werth ſehen. Es iſt auch rathſamer, die Stücken, die man ihnen giebt, ordentlich aufzuzählen, und eines neben das andere, in einer gewiſſen Weite, hinzulegen, ohne die Reihen doppelt zu machen, oder ein Stück auf das andere zu legen: letzteres würde ihnen nicht genug in die Augen fallen, und man würde nichts mit ihnen ſchließen können. Wenn ſie aber eine lange Reihe Solsſtücken ſehen, lachen ſie, und haben eine Freude, wie die Kinder. Eine andere, nicht weniger nöthige Vorſicht muß man brauchen, daß man nämlich das, was man von ihnen kaufet, ſo gleich wegſchaffe, aus Furcht, es möchte ihnen einfallen, ſolches wieder zu haben, ohne das dafür gezahlte Geld wieder zu geben. Es iſt wahr, man könnte ſie leicht dazu zwingen, inſonderheit wenn ſie auf unſere Inſeln zu handeln kommen: es iſt aber allezeit beſſer, mit ihnen keine Streitigkeiten zu haben.

Sie

Sie thun dieſe Reiſen in baumrindenen Booten, wo alles, was ſie aufgeladen haben, dergeſtalt befeſtiget iſt, daß wenn ein Sturm das Schiff umſchmeißt, ſie ſich in das Waſſer werfen, und es wieder herumkehren, ohne etwas von ihren Waaren zu verlieren. Wenn ſie einen Europäer, der nicht ſchwimmen kann, über ein Waſſer ſetzen, ſo ſind allezeit einige von ihnen geordnet, für ſeine Erhaltung zu ſorgen. Ich weis keine geſchicktern Schwimmer, noch einen luſtigern Anblick, als dieſe Leute in der See, auch bey dem größten Sturme, und mitten unter den wütendeſten Wellen, ſchwimmen zu ſehen. Sie haben ſo gar die Geſchicklichkeit, ſich wider die Seehunde, und andere gefräßige Fiſche, mit einem Meſſer, das ſie in der Hand halten, zu vertheidigen. Ihre Kinder gewöhnen ſie, von der zarteſten Jugend an, zu dieſer Uebung.

Die Einfalt der Caraiben zeigt ſich ferner in ihrer Wohnung, in ihrem Hausgeräthe, und in ihrer Kleidung. Stellen Sie ſich die elendeſten Dorfhütten, mit Stroh gedecket, und mit Pfählen umgeben, vor, und Sie werden einen Begriff von ihrer Bauart haben. Ihr Bette, von grobem

baum=

baumwollenem Tuche gemachet, hängt in der Schwebe, und hat, wie Sie wiſſen, die Bequemlichkeit, daß man es überall mit ſich nehmen kann, kühle darinnen ſchläft, weder Decke, Betttücher, noch Kopfküſſen nöthig hat, auch in dem Zimmer nicht beſchwerlich fällt, weil man es, wenn man es nicht mehr brauchet, zuſammen legen kann. Dieſes Bette, und etliche von Schilfe geflochtene Körbe, machen ihren ganzen Hausrath aus. Dieſe Körbe, da hinein ſie alles, was ſie brauchen, thun, ſind nett, leicht, und bequem. Das Künſtliche davon kommt darauf an, daß ſie ſo enge geflochten ſind, daß alles, was man darinnen verwahret, trocken bleibt, es mag regnen, oder man ſchütte ſo viel Waſſer darauf, als man wolle. Die Europäer auf den Inſeln bedienen ſich ihrer ſo wie die Caraiben; ſie gehen nicht von einer Wohnung zu der andern, ohne einen ſolchen Korb bey ſich zu haben, worinnen ein Schwarzer ihre Sachen auf dem Kopfe nachträgt.

Eine Mütze von Federn, ein Halsband von Knochen, oder Muſcheln, Armbänder von Glaſe, oder bunten Steinen, eine Art von Halbſtiefeln, und eine leichte Binde von Lein-

wand, welche einen Theil ihrer Blöße zu bedecken ſcheint, dieſes, Madame, macht dieſer Indianer Kleidung aus. Man kann Männer, und Weiber, wie die Liebesgötter malen, nackend, mit Pfeilen bewaffnet, den Köcher auf dem Rücken, einen Bogen in der Hand: nur die Binde dürfte man verändern, und ſie ihnen über die Augen machen, an ſtatt daß ſie ſolche um den Leib tragen. In dieſem ſtattlichen, ungezwungenen Aufzuge erſcheinen ſie auf unſern Inſeln. Auch bedienen ſie ſich der Binde, nur den Europäern zu gefallen; denn bey ihnen glauben ſie bekleidet genug zu ſeyn, wenn ſie ſich mit der rothen Farbe, dem Safte von Roucou, bemalen, und den ganzen Leib damit beſtreichen. In ihre Unſchuld gehüllet, zeigen ſich die Weiber den Augen der Mannsperſonen, ohne ſich zu ſchämen; und die Mannsperſonen tragen wenig Verlangen nach dem, was man nicht beſorget iſt, ihnen zu verbergen.

Die Liebe ſcheint den Caraiben, wie Hunger und Durſt zu ſeyn. Niemals äuſſern ſie die geringſte Aufmerkſamkeit, oder einiges Zeichen von Zärtlichkeit und Freundſchaft für das von geſitteten Nationen ſo geſuchte, von Völkern aber, die der bloßen

Natur

Natur folgen, ſo gering geſchätzte Geſchlecht. Ihre Neigung veranlaſſet ihre Heurathen; ſie nehmen, und verlaſſen einander, nach eben dieſer Neigung: doch geſchieht es ſelten, daß ſie ſich trennen. Sie haben nicht Urſache, ſich beyderſeits über Untreue zu beklagen. Weiber, die weder galant, noch eitel ſind, können in der Unbeſtändigkeit kein Vergnügen finden, und ſind höchſtens nur neugierig. Sie fühlen, daß ſie geboren ſind, zu gehorchen; und dieſem unterwerfen ſie ſich. Auf welche Seite ſie auch ihr Herz lenketen, würden ſie bey Veränderung ihrer Liebhaber doch nichts anders thun, als ihre Gebieter verändern. Bey alle dem ſind die Männer äußerſt eiferſüchtig; ihre Eiferſucht aber iſt ohne Liebe. Sie haben für ihre Weiber eben die Empfindung, wie für ihr übriges Eigenthum: ſie können nicht leiden, daß man ſie darum bringe; ja ſie wollen es nicht einmal theilen.

Gemeiniglich wählen die Caraiben ihre Weiber in ihrer eigenen Familie. Mit Ausnahme ihrer eigenen Schweſtern, ſteht ihnen frey, ihre nächſten Verwandtinnen, Nichten, Baſen, Muhmen, ja etliche auf einmal, zu heurathen. Ein Mann wird

vier Schweſtern zuſammen nehmen, weil er glaubt, daß junge, zuſammen aufgewachſene Mägdgen ſich mehr lieben, in beſſern Vernehmen leben, ſich eher gegenſeitige Dienſte leiſten, ihre Aeltern beſſer pflegen, und ihren Männern ergebener ſeyn werden. Der bey den Männern eingeführte Gebrauch, ſich in das Bette zu legen, wenn ihre Weiber niederkommen, wie Sie bereits bey den andern Wilden geſehen haben, iſt bey den Caraiben ebenfalls üblich. Die Frau ſteht auf, beſorgt ihre Haushaltung, und der Mann empfängt in ſeinem Hängebette den Beſuch, die Complimente, und Höflichkeiten der Freunde, und Familie. Er bleibt vier oder fünf Wochen darinnen, um von der Mühe, die er ſich gegeben hat, ein neues Weſen zu erzeugen, auszuruhen.

Die Religion dieſer Völker iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen. Es ſcheint, ſie erkennen einen guten und einen böſen Gott. Dieſes war, wie Sie wiſſen, die Lehre der alten Manichäer. Wer ſollte glauben, daß ein Lehrgebäude, das die Feder des heil. Auguſtinus ſo ſehr beſchäfftiget hat, ſich auch in dem Kopfe der Caraiben fände? Sie bringen dem übelthuenden Weſen Opfer, ſeinem

Gegner

Gegner aber leiſten ſie gar keinen Dienſt. Es iſt freylich leichter die Menſchen durch Furcht zu bewegen, als durch Erkenntlichkeit aufzumuntern.

Bey dieſem rohen Volke giebt es ſehr angeſehene Leute, welche zu gleicher Zeit Aerzte, und Diener ihrer Götter ſind, und ſich das doppelte Vermögen zueignen, nicht allein den Leib, ſondern auch die Seele tödten zu können. Was für unrechtmäßige Gewalt kann man nicht unter ſeines gleichen mit dergleichen Waffen ausüben, auch anderwärts, als bey den Caraiben? Von dieſen Prieſtern, welche Boyes genennet werden, hat ein jeder ſeine beſondere Gottheit, deren Macht er rühmet, und ihren Beyſtand wider die Anfälle der böſen Geiſter anpreiſet. Ein jeder Menſch, ſagen ſie, hat in dem Leibe ſo viele Seelen, als er Schläge der Pulsadern fühlet. Die vornehmſte darunter hat ihren Sitz in dem Herzen, und begiebt ſich nach dem Tode in den Himmel, um daſelbſt glücklich zu leben: die anderen, die in der Luft herumfliegen, verbreiten ſich durch das ganze Land, und thun, ſo wohl auf der Erde, als auf der See ſo viel Schaden, als ſie können. Die eingejagte Furcht vor dieſen Verhee-

rungsgeiſtern, und die noch weit mehr zerſtörende Kunſt der Aerzte in der Nation, ſind die zwey Triebfedern, derer die Boyes ſich bedienen, um dieſes leichtgläubige, und blödſinnige Volk in der Unterthänigkeit zu erhalten.

Die Mißionnaire haben ſich unendliche Mühe gegeben, den Caraiben die Wahrheiten unſerer Religion beyzubringen; allein dieſe Barbarn laſſen ſich nur taufen, um die Geſchenke zu erhalten, die ihnen bey dieſer Gelegenheit pflegen gegeben zu werden, und fangen hernach ihre alte Lebensart wieder an. Einige ſo gar laſſen ſich aus dieſem Grunde mehr als einmal taufen. Was die meiſte Abneigung wider das Evangelium bey ihnen veranlaſſet hat, iſt der ſchlechte Character dererjenigen, die es ihnen in den erſten Zeiten vorgetragen haben. Leute, die unerſättlich waren, ſich ihrer Güter zu bemächtigen, predigten ihnen die Uneigennützigkeit vor; und indem ſie ſie ihrer Rache aufopferten, empfohlen ſie ihnen die Verzeihung der Beleidigungen. Was hätte man nicht von denen Zwiſtigkeiten, die unter den Mißionnairen verſchiedener Orden ſo öfters entſtanden ſind, zu ſagen, von denen heimli-

chen Ränken, Zänkereyen, und Unverſöhnlichkeiten, welche der Stolz, die Begehrlichkeit, und Eigenliebe, allezeit unter ihnen angeſponnen haben? Diejenigen, für welche die Caraiben noch die meiſte Ehrfurcht äuſſern, ſind die Capuciner: ſie halten ſie für Leute, die den Eitelkeiten dieſer Welt mehr als andere entſagen, und die Sittenlehre, die ſie predigen, treulicher in Acht nehmen. Dieſes dumme Volk braucht weder tiefſinnige Gottesgelehrten, noch berühmte Redner, noch ſpitzfündige Weltweiſen, ſondern einfältige, geduldige, arbeitſame, aufrichtige Leute; und dennoch iſt es bey dergleichen Unterrichte vielleicht nicht gelehriger.

Die Neigung der Caraiben für eine ungezwungene Lebensart, und ihre natürlichen wenigen Einſichten, veranlaſſen noch andere Hinderniſſe, die ſie von der Ueberzeugung unſerer Religionswahrheiten abhalten. Wie kann man dieſem wilden Volke das Daſeyn eines Gottes begreiflich machen? die metaphyſiſchen Gründe, die uns nöthigen zuzugeben, daß die Welt, und der Bau des menſchlichen Körpers, nicht von ohngefähr entſtanden ſind, überſchreiten die engen Gränzen ihres Verſtandes. Da ſie keine

Beurtheilungskraft haben, ſo ſetzet ſie der Schauplatz der Natur, und der Bau der erſchaffenen Weſen in keine Bewunderung; und Werke, die man nicht bewundert, flößen keine Begierde ein, ihren Urheber kennen zu lernen. Fragt man ſie, von wem ſie das Leben haben, ſo antworten ſie, von ihrem Vater, und dieſer, von ſeinem Vater: vielleicht wiſſen ſie nicht einmal, bis auf ihren Urgroßvater zu gehen. Um ſo viel weniger iſt ihnen begreiflich, zu einem Weſen hinauf zu ſteigen, das keinen Anfang hat, und dem alle erſchaffene Dinge ihren Urſprung zu danken haben.

Die Sprache dieſer Indianer iſt eine eigene Sprache, die etwas liebliches hat, und nicht aus der Kehle geredet wird, wie die von den meiſten anderen Wilden. Wenn ſie aber mit Fremden ſprechen, ſo machen ſie ein Gewäſch, mit Europäiſchen Worten untermenget, die ſie verkehren, und worinnen keine Ordnung iſt. Sie haben eine Art von Abſcheu vor der Engliſchen Sprache: es ſey nun, daß ihr Geziſche ihre Ohren beleidige, oder daß der Haß wider eine Nation, die ſie nicht ausſtehen können, ſich bis auf die Sprache erſtrecke, ſo ſieht man ſie leiden,

den, wenn ſie hören Engliſch reden. In ihrer eigenen Sprache haben ſie Mundarten, die nichts ähnliches mit einander haben. Selbſt beyde Geſchlechter haben unterſchiedene Ausdrücke, um einerley Dinge anzuzeigen; und alte Leute haben beſondere Redensarten, die von jungen nicht gebrauchet werden. So gar haben ſie eine Sprache in ihren Verſammlungen, wovon die Weiber nichts verſtehen; unter allen dieſen Sprachen aber iſt nicht eine einzige, die ſie den Fremden lehren wollen: ſie ſind noch neidiſcher darauf, als auf ihre eigene Beſitzungen. Vor der Ankunft der Spanier hatten ſie kein Wort, um Unterdrückung, und Tyranney auszudrücken; ſeit der Zeit ſind ihnen dieſe Worte ſehr gemein geworden: aber das Wort, Wohlthäter, kennen ſie noch nicht.

Nach ihren Gebräuchen iſt es erforderlich, daß alle Verwandte eines kürzlich verſtorbenen Caraiben, ihn zu ſehen bekommen, um verſichert zu werden, daß ſein Tod natürlich ſey. Fehlte nur ein einziger, der ihn nicht geſehen hätte, ſo würde das Zeugniß aller übrigen nicht hinlänglich ſeyn, ihm ſolches zu überreden; er würde vielmehr glauben, ſie hätten alle zu dem Abſterben et-

was beygetragen, und er wäre verbunden, jemanden unter ihnen umzubringen, um den Verſtorbenen zu rächen. Dem zu Folge kommen ſie alle zuſammen, und wohnen dem Leichenbegängniſſe bey. Das Grab, wo der Tode hinkommt, hat die Forme eines Brunnen, von ohngefähr vier Fuß im Durchſchnitte, und von ſechs oder ſieben Fuß, in der Tiefe. Der Körper wird da hinein, auf die Beine niederkauernd, geſetzet; mit den Ellbogen ſtemmet er ſich auf die Kniee, und mit den Händen unterſtützet er die Backen. Im Geſichte iſt er roth, mit Knebelbärten, gemalet; und die Haare ſind hinten auf dem Kopfe zuſammen gebunden. Seine Bogen, Pfeile, Streitkolben, und Meſſer, liegen ihm zur Seite. Er hat nicht mehr Erde um ſich, als bis an die Kniee, das heißt, ſo viel als nöthig iſt, ihn in ſeiner Stellung zu erhalten: denn er berührt nirgends den Rand des Grabes. In dieſer Geſtalt iſt er dem Anſchauen aller Leute ausgeſetzet, damit jedermann ihn betrachten könne. Wenn es klärlich genug dargethan iſt, daß ſein Tod natürlich geweſen iſt, und alle Verwandte herbeygekommen ſind, ſo bedecket man den

Leich-

Leichnam mit Erde; und die Anweſenden begeben ſich weg.

Die Regirungsform dieſer Eiländer iſt, von der andern Wilden ihrer, wenig unterſchieden. Sie haben Hauptleute, welche gemeiniglich die Häupter der zahlreichſten Familien ſind, ſonſt aber keine Gewalt haben, als nur im Kriege. Auch kriegeriſche Verdienſte erheben ſehr oft zu dieſer Würde. Jedesmal, daß ein Kriegsmann ſeinen Feind tödet, oder außer Vertheidigungsſtand ſetzet, läßt er ſich von dem Commendanten einen Einſchnitt in ſeinen Streitkolben, den ſie Bouqueton nennen, machen: kommt nun ein neuer Krieg, wo die Frage iſt, einen General zu wählen, ſo nimmt man allezeit den, der die meiſten Einſchnitte aufzuweiſen hat. Der Bouqueton iſt ein Stück ſehr hartes Holz, ſechs und zwanzig Zolle lang, von ungleicher Stärke, und an dem einen Ende mit einem Loche, um einen Strick, den man in der Hand hält, durchzuziehen.

Dieſe Indianer haben im Gebrauche, ihre Gefangenen zu eſſen; ſolches geſchieht aber nur in der erſten Hitze des Triumphes, und in dem Augenblicke des Sieges

ſelbſt.

ſelbſt. Sonſt begegnen ſie nicht allein denen Fremden, die ſie beſuchen, mit Leutſeligkeit, ſondern auch denen ohne Widerſtand gemachten Gefangenen ſelbſt, und inſonderheit haben ſie vieles Mitleiden mit den Weibern, und Kindern. Von ihren Schickſalen aus ihrem Bezeigen zu ſchlůſſen, oder aus den dunkeln Nachrichten deſſen, was bey ihnen, noch vor der Ankunft der Europåer, vorgegangen iſt, ſo findet man in ihrer Geſchichte nicht, wie in der unſerigen, die langwierigen und blutigen Kriege, die traurigen Auftritte, die allgemeinen und ſo oft wiederholten Staatsverånderungen. Untreue, Verråtherey, Meineid, Diebſtahl, Mordthaten, die ſo gemeinen Ereignungen unter den geſitteten Nationen, ſind ihnen faſt gånzlich unbekannt. Die Sittenlehre, die Geſetze, die Blutgerůſte, die peinlichen Strafen, ſind alſo unnůtz fůr Leute, die der bloßen Natur folgen, und denen unſere Verbrechen ein Greuel ſind.

Heutiges Tages findet man auf den Inſeln nur geringe Ueberbleibſel von der Caraibiſchen Nation; es ſey nun, daß ſie durch unſere Kriege vernichtet worden ſeyn, oder weil der größte Theil von ihnen, aus

Unwil-

Unwillen über die Nachbarſchaft der Europäer, ſich auf das feſte Land von America begeben hat. Einige, ſagt man, leben noch in Guadeloupe zerſtreuet; nirgends aber ſind ſie zahlreicher, um eine Völkerſchaft vorzuſtellen, als in Dominica, und St. Vincent.

Die erſte dieſer zweyen Inſeln, der man dreyzehn Stunden in der Länge, und neune in ihrer größten Breite giebt, hat in der Mitten hohe Berge, die man für unüberſteiglich hält. Man findet daſelbſt die ſchönſten Bäume von der Welt, und von allen Arten. Der Manioc kommt ſehr leicht fort, ſo wie der Mais, die Patates, und die Baumwolle. Die Einwohner laſſen ihr Federvieh um ihre Hütten frey herumlaufen, wo es ohne weitere Sorgfalt Eyer leget, ausbrütet, und die Jungen nach Hauſe bringt, um gefüttert zu werden. Das Land wird von einer Menge Flüſſe beſtrömet, welche gutes Waſſer, und vortrefliche Fiſche haben. Man behauptet, daß nahe bey der Schwefelgrube, einem Berge auf der Inſel, alſo genennet, weil er vielen Schwefel führet, eine Goldgrube ſeyn ſoll, wohin die Caraiben den Zugang nicht verſtatten. Um vermuthlich die Fremden

davon

davon abzuhalten, machen ſie eine fürchterliche Erzählung von einem Ungeheuer, das dieſen Schatz bewachet.

Dieſe Wilden, aus Furcht, von den Europäern überfallen zu werden, haben kleine **Wachhäuſer** auf ihren Küſten errichtet, um die herankommenden Barken zu entdecken. Sie eilen alsdenn, ſolche mit ihren Booten zu beobachten, und ſo bald ſie vermuthen, daß es feindliche Schiffe ſeyn, verſammeln ſie ſich, ihre Beſitzungen zu vertheidigen: ſolches geſchieht aber nicht durch offenbare Gewalt, ſondern ſie verſtecken ſich hinter die Gebüſche, und thun von daher, unter einem Regen von Pfeilen, die wütendeſten Ausfälle; dabey bedienen ſie ſich ihrer Streitkolben; und finden ſie Widerſtand, ſo fliehen ſie, und begeben ſich in die Hölzer. Sie ziehen ſich nicht anders wieder zuſammen, als nachdem ſie ſich verſtärket haben, und wagen nichts auf das Ungewiſſe.

Unter dieſen Völkern giebt es noch eine **andere Nation**, welche ihre Gebräuche angenommen hat, mit ihnen vermenget lebt, und ihnen dennoch völlig fremd iſt. Es ſind **Schwarze**, derer Urſprung, obwohl neu, nicht bekannter iſt, als die Herkunft derer, zu denen

denen ſie ſich geſellet haben. Einige ſagen, ein Schiff, mit Schwarzen für America beladen, ſey an den Küſten von S. Vincent geſcheitert, und diejenigen, die ſich hätten retten können, wären von den Caraiben aufgenommen worden. Andere halten ſie für Schwarze, die von unſern Inſeln entflohen, oder die den Spaniern, in den erſten Kriegen mit eben dieſen Caraiben, entführet worden ſind. Dem ſey nun, wie ihm wolle, dieſe in S. Vincent aufgenommenen Schwarzen nahmen die Sitten und Gebräuche ihrer Beherberger an ſich. Sie drückten ihren Kindern ebenfalls den Kopf zwiſchen zweyen Bretern breit; und dieſe Mißgeſtalt, welche macht, daß die Europäer ſie nicht mit den anderen Schwarzen unſerer Colonien verwechſeln, iſt das Zeichen ihrer Freyheit. Sie ſind lang von Leibe, wohl gewachſen, ſtark, abgehärtet, und ihre Geſichtsbildung hat nichts wildes. Ihre Haare ſind wie Wolle, ſie haben wohl geſpaltete Augen, eine lange Naſe, ein großes Maul, dicke Lippen, und die Zähne blendend weiß. Man nennet ſie die **ſchwarzen Caraiben**; und ſie leben mit denen, die ſie aufgenommen haben, in beſtändiger Uneinigkeit. Da ſie ſich ſtark ver-

vermehret haben, und die mächtigſten geworden ſind, wollen ſie über die Eingebohrnen des Landes herrſchen. Dieſe nun, da ſie ſich von der Menge unterdrücket ſehen, ſind zuweilen genöthiget, Hülfe bey dem Statthalter von Martinique zu ſuchen: allein die Schwarzen haben über ſie den Vortheil aller unrechtmäßigen Beſitzer, nämlich Frechheit, und Tapferkeit. Sie ſind auch zu gleicher Zeit arbeitſamer, und thätiger. Was die wahren Caraiben am meiſten ärgert, iſt das häufige Entführen ihrer Weiber und Töchter, welche die Schwarzen nehmen, wenn ſie ihrer nöthig haben, und ſie nicht eher zurück geben, als bis ſie ihnen nicht mehr gefallen.

Die kleine Inſel S. Vincent, welche als der Mittelpunct dieſer Republik anzuſehen iſt, hat nichts unangenehmes, noch wildes. Hohe, mit Holze bewachſene Berge veranlaſſen überall angebauete Thäler um die Flüſſe. Man findet hier viele Engliſche und Franzöſiſche Familien, welche dieſer Wilden freye Lebensart, der, in ihren eigenen Colonien zu genießenden Bequemlichkeit vorziehen. Die Inſel hat ohngefähr acht Stunden in der Länge, und ſieben in der Breite. Sie erzeugt

zeugt den vortreflichen Tabak von S. Vincent, einen der ſchätzbareſten von America In Frankreich findet man ihn ſelten ächt: man verkaufet unter ſeinem Namen denjenigen, der in den Niederlanden zubereitet, und verfälſchet wird. Die hieſigen Eiländer bilden ſich ein, der Tabak ſey die verbotene Frucht im Paradieſe geweſen, welche unſere erſten Aeltern gekoſtet, und die Blätter hernach zu Bedeckung ihrer Blöße genommen hätten. Um aber die Ordnung meiner Reiſe nicht zu unterbrechen, muß ich erſtlich von Martinique reden.

Enambuc, ein Edelmann aus Normandie, nahm ſie, im Jahre 1638, in Beſitz, und nachdem er ſie auf ſeine Koſten bevölkert hatte, bekam er ſie als ſein Eigenthum. Wenige Zeit hernach ſturb er, und ließ alle ſeine Güter, und das Recht an dieſer Inſel, ſeinem Neffen dů Parquet. Seitdem die Franzoſen Herren davon geworden ſind, hat die Inſel keine anderen Einwohner gehabt. Die erſten, welche ſie einnahmen, kamen von St. Chriſtoph, der Mutter, oder Wiege, wie ich ſchon geſaget habe, aller unſerer Colonien auf den Antillen.

Man giebt Martinique achtzehn Stunden in der Länge, und fünf und vierzig in ihrem Umfange. Sie iſt überall mit Hügeln, oder wie man in America ſpricht, mit hohen Stümpfen, (mornes,) durchſchnitten. Sie hat nur drey anſehnliche Berge: der vornehmſte, an der äußerſten weſtlichen Spitze, führet alle Kennzeichen eines ehemaligen Volcans; das Erdreich der herumliegenden Gegend, auf etliche Stunden in der Runde, beſteht aus nichts als Bimſenſteine, und gepülverten Schlacken. Der größte Theil des Berges iſt noch mit Holze bewachſen, und die Wolken ruhen beſtändig darauf, ſo daß es da herum ſehr ungeſund iſt. Er wird der geſchälte, oder kahle Berg, (pelée,) genennet; ſein Gipfel iſt eine Art von flachem Platze, (platte-forme,) von ziemlichen Umfange. Es iſt etwas ſeltenes, einen geraden Boden auf der Spitze der Berge dieſer Inſel zu finden; ihre Gipfel ſind mehrentheils ſcharf, oder ſpitzig.

Der zweyte Berg, an dem oſtlichen Theile der Inſel, wird Vauclin, von dem dabey gelegenen Kirchſpiele, genennet. Er iſt nicht ſo hoch, und leichter zu erſteigen, als der erſte, und faſt völlig mit Caffe bebauet.

Der

Der dritte, noch niedriger als die zwey anderen, iſt ein Klump über einander gehäufter kleiner Berge, die wie Zuckerhüte geſtaltet ſind. Er liegt von dem erſten nicht über anderthalbe Stunde, und hat ſeinen Namen, wie der zweyte, von einem Kirchſpiele bekommen: man nennet ihn les Pitons du Carbet. Unerachtet er gerade und ſteil iſt, ſo hat man doch angefangen, ihn mit Caffe zu bepflanzen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß alle dieſe Berge mit Waſſer bedecket geweſen ſind, weil man verſteinerte Muſcheln bis auf ihren höchſten Gipfel findet.

Die Flüſſe in Martinique ſind, eigentlich zu reden, nichts als Bäche, die ordentlich nur ſieben bis acht Zolle tief ſind; ein Regen aber von etlichen Stunden macht ſie gar bald zu reiſſenden Strömen. Die mehreſten kommen von dem Berge Pelée, und ergießen ſich in die Gegend von Cabeſtere: es iſt dieſes der Name, den man auf den Inſeln denjenigen Oertern giebt, die denen zu einer gewiſſen Jahreszeit gewöhnlichen Winden, (vents aliſés,) unmittelbar ausgeſetzet ſind. Die klareſten, leichteſten und geſündeſten Waſſer ſind die, welche über die bimſenſteinige Erde weglaufen. Das Fluß-

waſſer bey der Schanze S. Pierre thut den Fremden eben ſolche Wirkung, wie das Waſſer der Seine zu Paris denen, die nicht daran gewohnet ſind.

Die Stadt, oder der Flecken S. Pierre, der ſeinen Namen von der daſigen Schanze erhält, liegt gegen Weſten. Die eine Hälfte iſt längſt dem Meere hin, auf das Ufer ſelbſt, gebauet. Hier legen ſich die Schiffe vor Anker, und laden ihre Waaren in die Magazine aus. Die andere Hälfte nimmt einen flachen Hügel ein, worauf die Schanze, welche die Rehde bedecket, erbauet iſt. Beyde Theile werden von dem oben benennten Fluſſe getrennet. Die erſtere Hälfte liegt wider einen Felſen, der ſenkrecht wie eine Wand gehauen, und ſie faſt von allen Seiten einſchließt, daher die Luft ſich daſelbſt fängt, und alle Sonnenhitze nach der Stadt zurück ſchicket. Die von dem Meere ſo wohl, als von dem Sande des Ufers, zurückprallenden Sonnenſtrahlen verurſachen ebenfalls eine brennende Hitze, ſo daß der daſige Aufenthalt unerträglich wird. Die Luft iſt daher ungeſund und gefährlich; dennoch wohnen alle Seeleute, und faſt alle nach Martinique kommende Fremde daſelbſt. Der

Gouver-

Gouverneur der Stadt, und der Intendant, haben in dieſer Stadt auch ihre ordentliche Reſidenz: ingleichen beſorgen die Dominicaner und Jeſuiten die Kirchen. Man ſieht auch Nonnen, und Ordensbrüder von der Charité, welche letztere das Hoſpital bedienen.

Die übrigen **Plätze** auf der Inſel ſind das Fort royal, das Fort de la Trinité, das Fort Marigot, und das Fort de la Riviere salée. Erſteres iſt am beſten gelegen; und ſeinen Haven hält man für einen der wichtigſten im Lande. Die Stadt iſt der Sitz des General-Statthalters, und des oberſten Gerichtshofes. Die Zuſammenkünfte bey dieſem geſchehen aller zwey Monate, und man ſpricht das Recht daſelbſt in letzter Inſtanz. Die Mitglieder beſtehen aus den beyden Gouverneurs, aus dem Intendanten, aus zwölf Räthen, und aus dem königlichen Anwalde. Der General-Statthalter hat den Vorſitz; der Intendant aber, und in deſſen Abweſenheit der älteſte Rath, ſammelt die Stimmen, und verlieſt die Urthel. Die Stelle eines Rathes wird nicht gekaufet; ſie ſoll nur nach Verdienſten gegeben werden; allein die meiſten werden durch Empfehlung,

 oder

oder Gunſt erlanget. Der Miniſter des Seeweſens fertiget ihre Beſtallungen aus. Dieſe obrigkeitlichen Perſonen haben keine Beſoldung: ihre Belohnung beſteht in der Erlaſſung des Kopfgeldes für zwölf Schwarze, und in etlichen wenigen Gerichtsgebühren. Das Recht wird denen, die ſich beklagen, unentgeldlich geſprochen; und dennoch verurſachen die Proceſſe, hier wie anderwärts, ſehr große Koſten. Ich kann nicht mit Gewißheit verſichern, ob dieſe Stellen, unerachtet ſie nur der Ehre wegen geſuchet werden, den Adel erwerben, wie in unſern Parlementen.

Die Schanze de la Trinité iſt der Hauptort in dem nordlichen Theile der Inſel; und die von la Riviere salée, in dem ſüdlichen. Faſt in allen dieſen kleinen Plätzen beſteht die Beſatzung aus etlichen Franzöſiſchen Compagnien, oder aus Miliz von Creolen. Vor etlichen Jahren ſchickte man einige Truppe Ausgehobener eines Schweizer-Regimentes, das zu Rochefort in Beſatzung lag, dahin. Jede Stadt hat ihre Staabs-Officiere, mehrere oder wenigere, nach Beſchaffenheit der Wichtigkeit des Ortes.

Die Verwaltung der geiſtlichen Sachen auf der ganzen Inſel iſt den Jacobinern, Capucinern, und Jeſuiten alleine anvertrauet. Letztere ſind am reichſten, und der Handel, den ſie treiben, iſt ſo wichtig, daß er vielleicht ihren Untergang, und die Vertilgung ihres Ordens dereinſt veranlaſſen dürfte. Man ſpricht hier von einem gewiſſen Pater de la Valette, der mehr Handlungsgeſchäffte übernimmt, und ſie beſſer verſtehen ſoll, als alle Kaufleute auf den Antillen. Seine Wechſelbriefe nach Liſſabon, Cadix, London, Hamburg, Amſterdam, Marſeille, Nantes, Bourdeaux, und Paris, ſetzen ihn in eine Verbindung mit allen Banquiers von Europa; allein, wenn es vergönnet iſt, in das] Künftige zu ſchauen, ſo fürchte ich, daß bey Erweiterung der Gränzen ſeines Handels, die von ſeiner Ordensgeſellſchaft ſehr geſchmälert werden möchte.

Der König beſoldet alle Pfarrer in Martinique: ihre Einkünfte, die aus den Domainen genommen werden, beſtehen in nichts als in rohen Zucker. Die neu errichteten Pfarren bekommen jährlich neun tauſend Pfund, die alten aber zwölf tauſend. Ich rede nicht von der zufälligen Einnahme,

welche hier, wie anderwärts, nach Beſchaffenheit des Ortes, und der Anzahl der Eingepfarrten, ſteigend und fallend iſt.

Die **Regirung** des civil- und militair-Staates iſt ſo, wie in S. Domingo, und wie in allen Franzöſiſchen Antillen. Es ſind eben dieſelben Gebräuche, Geſetze, und Sitten eingeführet, ſo wohl unter den ſchwarzen Einwohnern, als bey den Creolen. Nicht weniger erweiſet man den Fremden eine zärtliche und großmüthige Gaſtfreyheit, davon die Geſchichte kein Beyſpiel giebt, als in den alten Erzählungen des erſten Weltalters. Sie verſchafft der Colonie den doppelten Vortheil, daß man weder Bettler, noch Diebe ſieht.

Die **Einwohner** dieſes Landes beſchuldigt man, ſie wären hitzig, ungeduldig, entſcheidend, eigenſinnig; und man ſchreibt dieſe Fehler der allzu großen Nachſicht ihrer Aeltern ſo wohl als der Gewohnheit zu, von Jugend auf den Sclaven zu befehlen, wie nicht weniger der Freyheit, welche die daſige Lebensart mit ſich bringt. Was die **Weiber** anbelanget, ſo wird ihr Herz leicht gerührt, und ergiebt ſich dem, mit welchem ſie ſich verbinden, völlig: wenn aber dieſer geſtorben

ſtorben iſt, entſcheidet ſein Tod das Glück eines andern gar bald. Es giebt faſt keine Wittwe, welche bey aller Zärtlichkeit für ihre Kinder, und bey der gehabten Liebe für ihren Mann, den Namen und das Andenken deſſen, den ſie ſo heftig geliebet zu haben ſchien, durch eine zweyte Heurath nicht gleich vergäße. Gänzlich zugethan dem, was ſie beſitzen, ſind ſie ihren Männern ſelten ungetreu: allein dieſe Reinigkeit der Sitten gründet ſich weniger auf ihre Tugend, als auf die Schläfrigkeit ihres Characters, und auf den Mangel an Gelegenheit, welcher durch die verderbte Neigung der Mannsperſonen für die ſchwarzen Sclavinnen unterhalten wird.

Alle dieſe Weiber hören ganz gleichgültig an, wenn man ihnen die Annehmlichkeiten von Frankreich rühmet. Nichts erwecket bey ihnen eine Neugierde, oder ein Verlangen, ſich zu entſchließen, ihren Aufenthalt daſelbſt zu wählen. An ihr Clima gewohnt, haben ſie nicht Stärke genug, ihrer Lebensart zu entſagen. Die meiſten laſſen lieber ihre Männer alleine nach Europa reiſen. Dieſes, da es häufig geſchieht, und ihrer Liebe und Eiferſucht zu widerſprechen ſcheint,

hat vielleicht ſeinen Grund in ihrem Stolze: ſie befürchten die Vergleichung, die man ohnfehlbar machen würde, zwiſchen der Erziehung, die ſie gehabt haben, und der Erziehung der Weiber in Paris.

Die **Männer** hingegen ſehnen ſich nach nichts ſo ſehr, als in Frankreich zu leben, und ſie ſind faſt alle ihres Vaterlandes überdrüßig. Die ſo natürliche, und allgemeine Neigung für den Ort, wo wir gebohren ſind, dieſe faſt jedem Herzen eingeprägte Empfindung, hat für die Amerikaner unſerer Colonien keinen Reiz; und ihr Land iſt faſt das einzige in der Welt, das ſie zu meiden wünſchen. Ihr Ekel iſt um ſo weniger einzuſehen, da ihre Inſel von einem beſtändig ſchönen Himmel begünſtiget wird, das Land allezeit grün iſt, die Jahreszeiten immer einander gleich ſind, und die wenig bearbeitete Erde die reichſten Erzeugungen, von ſich ſelbſt, der Hand, die ſie verlanget, anzubieten ſcheint.

Hiernächſt giebt es in Europa viele **Krankheiten**, davon man in Martinique befreyet iſt. Das Podagra, Steinſchmerzen, Schlagflüſſe, Seitenſtechen, Bruſtkrankheiten, und alle Beſchwerungen, die ein langer

ger Winter ordentlich nach ſich zieht, ſind in dieſem Lande faſt gar nicht bekannt; doch giebt es auch andere, die dieſem Clima eigen ſind. Einige davon greifen hauptſächlich die Weiſſen an, andere die Schwarzen, und einige die Schwarzen, und die Creolen. Eine derer Krankheiten, welche nur unter den Weiſſen gewöhnlich iſt, wird die Matroſenkrankheit genennet, weil ſie alle Jahre eine große Anzahl Matroſen wegnimmt, die ſich nicht an die Luft des Landes gewöhnen können. Man heißt ſie auch, die Seuche von Siam, woher ſie, wie man ſagt, mit einem Oſtindiſchen Schiffe, das in Martinique einlief, gekommen ſeyn ſoll. Sie beſteht in einem hartnäckigen, hitzigen Fieber, das ſich durch heftiges Bluten unterſcheidet, ſo daß das Blut, zur Naſe, den Augen, und zuweilen durch alle Schweißlöcher heraus dringt. Das ruhige, und ſanfte Blut, welches die Europäer in dieſes brennende Clima mitbringen, empfindet eben die Wirkung, wie die Milch über dem Feuer: es wallet in einem Augenblicke auf, und nichts kann es aufhalten, überzulaufen. Wenn man ſich einſchiffet, um die Luft des hitzigen Erdſtriches zu athmen, wäre es nicht wohl gethan, daß die-

diejenigen, die nicht daran gewohnet ſind, ſich unter Weges die Ader öffnen ließen, und purgireten, ſo bald ſie eine wärmere Luft zu ſpüren anfiengen, auch dieſe Vorſicht, bey ihrer Ankunft auf den Inſeln, wiederholeten? Es wäre dieſes, glaube ich, das einzige Mittel, ſich vor dieſer Krankheit zu verwahren; vielleicht aber wäre es nicht allemal hinlänglich.

Unerachtet der großen Hitze des Landes, iſt die **Bevölkerung** in Martinique allezeit ſehr anſehnlich geweſen; und ganze Haufen ſind daher gekommen, welche die Vermehrung der übrigen Colonien befördert haben. Nichts iſt gewöhnlicher, als zehn bis zwölf Kinder in einem Hauſe zu ſehen: ja man muß ſich wundern, daß die Weiber, da ſie zeitlicher Mütter werden, als in Frankreich, vielmal ſpäter aufhören. Man erzählet dieſerhalb unglaubliche Dinge: man will eine Indianerinn von hundert Jahren geſehen haben, die eine Tochter von fünf Jahren gehabt hat.

In den natürlichen Erzeugungen des Landes iſt nichts, das ſich von den übrigen Antillen unterſcheidet, ausgenommen der Caffe, der ſeit einiger Zeit ſehr gelobet

wird.

wird. In dem Quartiere, das man les Anſes d'Arlet nennet, wächſt der beſte, ſo wie Macouba derjenige Ort iſt, wo der vorzüglichſte Tabak in ganz Amerika gebauet wird. Dieſer hat natürlicher Weiſe einen leichten Geruch von Roſen, zuweilen auch von Veilgen, und iſt in Europa unter dem Namen der Gegend bekannt, wo man ihn ſammelt.

Der viele Abgang des Caffe hat den Anbau der übrigen Landesproducte faſt gänzlich verdrungen. Die meiſten Einwohner haben die Baumwolle, den Cacao, abgeſchaffet; ja viele haben das Zuckerrohr ausgeriſſen, um den Caffebaum, der eigentlich aus Frankreich nach Martinique gebracht worden iſt, zu pflanzen. Ich weiß dieſen Umſtand von einem Manne, der vortrefliche Anmerkungen über die Erzeugungen dieſer Inſel gemachet hat. „Es war eine Zeit, ſagte er zu mir, wo man keine Hoffnung hatte, den Caffe in unſern Colonien zu erbauen. Die Bohnen, die wir bekamen, giengen nicht auf; und man glaubte, die Holländer, die ſie uns ſchickten, thäten ſie in den Backofen, um den Keim zu verderben. Sie hatten Pflanzungen in Surinam; und wir bewunderten ihr

Glück,

Glück, ohne uns einfallen zu laſſen, daß wir es mit ihnen theilen könnten. Der königliche, botaniſche Garten, zu Paris, hat uns hernach dieſen Vortheil verſchaffet, der ein Quell von Reichthume für das Königreich geworden iſt. Der Staat, die Handlung, und die Americaner, haben es einem gewiſſen Herrn Declieux zu danken, von welchem man erzählet, daß als der Vorrath von Waſſer auf dem Schiffe, das ihn nach America führte, ſo abnahm, daß man es einem jeden zumeſſen mußte, er den Theil Waſſers, den er für ſich zum Getränke bekam, auf die bey ſich habenden Caffe=Pflanzen zugleich verwendete, um dieſe ihm anvertraueten koſtbaren Gewächſe zu erhalten. In der That erhielt er ſie auch friſch, bis nach Martinique, wo ſie unvergleichlich fortkamen.

Ich bin, u.ſ.w.

Surinam, den 13 November, 1750.

Der

Der 130 Brief.

Fortſetzung von den Antillen.

Die kleine Inſel Sainte-Lůcie, oder Sainte-Alouzie, iſt ſchon ſeit langer Zeit, Madame, der Vorwurf einer Streitigkeit, zwiſchen den Franzoſen, und Engländern. Letztere haben etliche male verſucht, ſich ihrer zu bemächtigen, und ihr Verlangen ſie zu beſitzen, für einen rechtmäßigen Anſpruch gehalten. Ihre Anforderungen haben ſie zwar etliche male vorgeſtellet, die Entſcheidung iſt aber allezeit ausgeſetzet geblieben; bis endlich, ſeit dem letzten Frieden, von 1748, der König ſeine Einwilligung gegeben hat, Commiſſarien zu ernennen, nicht, die Gerechtſame beyder Kronen zu unterſuchen, weil man zum voraus ſetzt, England habe derer keine; ſondern damit der Franzoſen Rechtmäßigkeit in ihr völliges Licht geſetzet würde.

Seit der Zeit, daß die Spanier Ste. Lůcie entdecket haben, findet man nicht, daß eine einzige Europäiſche Nation Colonien daſelbſt errich-

errichtet habe, bis auf das Jahr 1639, da die Engländer die Inſel in Beſitz nahmen. Wahr iſt es, daß von Zeit zu Zeit einige Europäer daſelbſt angelandet ſind; aber ein flüchtiges Herumſchweifen, oder auch das Ausſteigen verſchiedener Privatperſonen, die hernach verſchwunden ſind, kann man nicht als Errichtungen anſehen. Es waren dieſes größtentheils Leute ohne Namen, die wie die Wilden auf der Inſel lebten, ohne Regierungsform, und ohne Großbritannien, Frankreich, oder eine andere Oberherrſchaft zu erkennen. Ferner iſt gewiß, daß gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhundertes drey aus England abgegangene Schiffe nach den Antillen ſegelten, und nach Ste. Lücie kamen, um ſich mit Lebensmitteln zu verſorgen; allein, dieſe Schiffsausrüſtung hatte keinen andern Zweck, als wider die Spanier zu kreuzen, und ihre Colonien zu plündern.

Zehn, oder zwölf Jahre hernach, ſah ſich ein anderes Engliſches Schiff, das für Guiana beſtimmt war, genöthiget, einen Theil ſeiner Leute auf eben dieſer Inſel abzuſetzen, weil es nicht Vorräthe genug hatte, die Rückreiſe nach Europa mit allen ſeinen Leuten zu machen. Sieben und ſechzig Mann

ſtiegen

ſtiegen aus, und fanden Wilde, die Franzöſiſch und Spaniſch redeten, kein einziger aber verſtund Engliſch. Hier blieben ſie nur etliche Tage, und in dieſer kurzen Zeit wurden ſie bis auf neunzehn verringert, die bey Nachtzeit entflohen, nachdem die übrigen acht und vierzig von den Caraiben waren umgebracht worden.

Wenn beſondere Vorfälle der Kaper, oder der Handelsleute, als Beweiſe einer Errichtung könnten angeſehen werden, ſo würde eine jede der Antillen allen Nationen von Europa zugleich gehören, weil ſie ſelbige, entweder der Kaperey, oder der Handlung wegen, beſtändig beſuchet haben. Hiernächſt, wenn die ſieben und ſechzig Mann, welche in St. Lücie ausſtiegen, ſich den Einwohnern nicht anders als durch die Franzöſiſche Sprache verſtändlich machen konnten, ſo müſſen die Franzoſen eher, als Sr. Großbrittaniſchen Majeſtät Unterthanen, daſelbſt geweſen ſeyn, und folglich hätten ſie mehr Recht, ſich für die erſten Beſitzer zu halten.

Seit dieſem Zeitpuncte, bis auf das Jahr 1639, lieſt man nicht, daß der geringſte Verſuch auf dieſe kleine Inſel gemachet worden ſey. Man weiß nur, daß die Engländer,

die ſich in dieſem Jahre daſelbſt feſt ſetzten, wider die Wilden des Landes nicht aushalten konnten. Die Indianer überfielen die neue Colonie, und vertilgten ſie, nach einem Aufenthalte von acht Monaten, gänzlich. Dieſer Ueberfall ſetzte die Engländer in ſolches Schrecken, daß ſie ſich nicht weiter einfallen ließen, wieder zu kommen.

Zehn Jahre giengen hin, ohne daß eine andere Nation unternahm, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Dü Parquet, ein Neffe von Enambüc, und Unter-Commendant von Martinique, ſah dieſes Land verlaſſen, und bemächtigte ſich ſeiner, nicht, daß er es den Unterthanen von Großbrittanien wegnehmen wollte, die ſich davon los geſaget hatten, ſondern den Caraiben, welche alleinige Beſitzer davon waren, und beſtändig mit uns Krieg führten. Die Franzoſen, bey Eroberung der Inſel, beruften ſich auf den Grundſatz im Staatsrechte: „daß ein Land, unerachtet es von einer Nation entdecket, und beſeſſen worden iſt, wenn es in der Folge verlaſſen wird, unter die freyen Länder gehöret, und als ein ſolches demjenigen zu Theile wird, der es erobert. Die Verlaſſung wird vermuthet, wenn der alte Beſitzer, nachdem er

iſt

iſt genöthiget worden, aus dem Lande zu gehen, keine weiteren Verſuche anſtellt, wieder hinein zu kommen, noch es von einem dritten zurück fordert, der es in der Meynung eines beſſern Rechtes, öffentlich wegnimmt, und hernach behauptet.„ Dieſes nun iſt der Fall, worinn ſich die Franzoſen befinden.

Bey allem dem ließen die Caraiben nicht nach, die auf ihren Inſeln errichteten Europäiſchen Colonien zu beunruhigen. Man ſpürete, wie nöthig es war, ſich dieſen gemeinſchaftlichen Feinden zu widerſetzen; und dieſes veranlaſſete, daß zwiſchen Frankreich und England ein Vertrag errichtet, und darinnen ausgemachet wurde, daß, im Falle eines Krieges, man wider die Wilden gemeinſchaftlich handeln wollte: wenn hingegen dieſe Völker friedlich zu leben begehrten, ſo wollte man ihnen St. Vincent, und Dominica, als eigen überlaſſen. Die Caraiben ſahen ein, daß ſie nicht die ſtärkſten waren, und traten dieſem Bündniſſe bey, erkenneten alſo zugleich das Recht der beyden Europäiſchen Nationen über die Inſeln, die ſie in America beſaßen. Beyde Nationen gewähreten einander auch den ruhigen Genuß der Länder, worinnen ſie ſich befanden; wir waren aber

dazumal Beſitzer von Sainte-Lúcie, und es wurde dieſerwegen an keine Ausnahme gedacht.

Unerachtet einer ſo feyerlichen Handlung, haben die Engländer dennoch zu verſchiedenen Zeiten allerhand Unternehmungen wider dieſe Inſel angeſtellet. Im Jahre 1664, thaten ſie eine Landung, und zwangen uns, zu weichen; ſie wurden aber gar bald von den Wilden beunruhiget, hatten hiernächſt auch ſo viele Krankheiten, und ſo großen Mangel auszuſtehen, daß ſie die Inſel zum zweyten male verließen. Gleich darauf nahmen wir ſie wieder in Beſitz; und es iſt eine Zeit von mehr als zwanzig Jahren verſtrichen, da niemand ſich hat einfallen laſſen, uns zu ſtören.

Im Jahre 1686, ließ der Statthalter von Barbados die Colonie aufs neue angreifen: man plünderte die Einwohner; man verjagte ihrer einen Theil; man verbrennte ihre Häuſer; und begieng alle Feindſeligkeiten, die der Krieg alleine rechtfertigen kann. Dennoch lebte man mitten im Frieden, und es war eben zu der Zeit, da England, durch einen feyerlichen Vertrag, die Verſicherungen mit Ludwig XIV erneuert hatte, daß

ſeinen

ſeinen Unterthanen in America kein Schade ſollte zugefüget werden. Dieſer Fürſt führte Beſchwerden an dem Engliſchen Hofe; man ernennte von beyden Seiten Commiſſarien, um den Streit beyzulegen; und unterdeſſen traten die Franzoſen wieder in den Beſitz ihres ehemaligen Eigenthumes, das ſie niemals gänzlich aufgegeben hatten.

Die in England dazwiſchen gekommenen innerlichen Unruhen, und das Kriegsfeuer, das ſich in einem großen Theile von Europa entzündet hatte, zerriſſen die Unterhandlung, ſtöreten aber den Frieden in Ste. Lůcie nicht; denn, unerachtet noch nichts förmlich entſchieden war, ſo blieb die Inſel doch beſtändig von den Franzoſen bewohnet, ohne daß die Engländer die geringſte Bewegung gemachet hatten, ſich ihrer zu bemächtigen.

Im Jahre 1722 machten ſie ihre Anforderungen wieder rege. Sie gaben ein Manifeſt heraus, worinnen ſie allen Einwohnern andeuteten, ſich entweder der Engliſchen Botmäßigkeit zu unterwerfen, oder ſich eiligſt wegzubegeben. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe Anmuthung von dem Franzöſiſchen Hofe nicht konnte gleichgültig angeſehen werden; daher der Ritter von

Feuquieres, General-Statthalter unſerer Inſeln, Befehl erhielt, die Engliſchen Unterthanen ſelbſt anzuhalten, daß ſie binnen vierzehn Tagen fortzögen, oder wenn es nicht geſchähe, ſo ſollten ſie mit Gewalt dazu gezwungen werden. Sie folgten aber nicht, und ließen es auf das äußerſte kommen. Da ſich nun noch neue Streitigkeiten zwiſchen beyden Kronen hervorthaten, ſo ergriff man das Mittel, daß Ste. Lücie von beyden Nationen ſollte ſo lange geräumet werden, bis alles völlig entſchieden wäre.

In dieſer Verfaſſung blieben die Sachen, bis zu dem Kriege von 1741, da Se. Majeſtät eine Beſatzung dahin ſchickte, Ihren Beſitz zu behaupten, und die Errichtungen Ihrer Unterthanen zu ſchützen. Am Ende des Krieges verlangte der König von England die Räumung der Inſel vom neuen. Ludwig XV willigte darein, doch mit der Erklärung, daß er ſeinem Rechte dadurch keinen Nachtheil zu thun geſonnen wäre; und indem er Commiſſarien ernennete, hätte er keine andere Abſicht, als blos die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu zeigen, und ſein Verlangen, wegen Erhaltung der Einigkeit zwiſchen beyden Mächten, zu erkennen zu geben.

Aus

Aus dieſer umſtändlichen Erzählung, die Ihnen, Madame, vielleicht etwas lang geſchienen hat, iſt zu erſehen, daß Ste. Lucie unſtreitig den Franzoſen gehöret. Dieſe Rechtmäßigkeit aber gründet ſich, wie Sie ſehen, auf eine Zeit von zehn Jahren, von dem Augenblicke an gerechnet, da die Engländer ſich wegbegeben, und wir uns daſelbſt niedergelaſſen haben; auf ein drey und zwanzig jähriges Stillſchweigen von Seiten der Engländer; auf einen mit den Caraiben geſchloſſenen Friedenstractat, dem England beygetreten iſt, ohne wider unſere Niederlaſſung etwas einzuwenden; auf eine zweyte von ihnen geſchehene Verlaſſung der Inſel, und unſern ruhigen Beſitz, binnen einer Zeit von anderen zwanzig Jahren. Wenn dieſes alles nicht hinlänglich iſt, wie wollte man die meiſten der gegenwärtigen Beſitzungen von America rechtfertigen? Die Geſchichte der Antillen iſt voll von Beyſpielen ſolcher Inſeln, die von einer Nation verlaſſen, und von einer andern rechtmäßig eingenommen worden ſind. Antigoa, und Montſerrat, waren von den Franzoſen beſetzet, ehe die Engländer Errichtungen daſelbſt machten. Die Inſel St. Euſtachius iſt den Holländern

nicht anders zu Theile geworden, als daß wir ſie verlaſſen haben; und ſie iſt für die Holländer in eben dem Falle, als Ste. Lücie, für Frankreich. Dieſem Beyſpiele kann man das von Ste. Croix noch beyfügen, welche Inſel wir nach den Spaniern, Holländern, und Engländern, uns zugeeignet haben. Endlich iſt der Engländer wiederholte Einnahme der Inſel St. Chriſtoph, ein neuer Beweis des Rechts, dasjenige in Beſitz zu nehmen, was andere verlaſſen haben. Wenn ihre Anſprüche auf Ste. Lücie ſtatt finden ſollten, ſo würden alle Begriffe von einem Eigenthume über den Haufen geſtoßen, alle Grundſätze des Völkerr chtes vernichtet, alle Beſitzungen der Europäiſchen Mächte, inſonderheit aber der Engländer in America, angegriffen werden.

Es iſt kein Wunder, daß eine von der Natur ſo begünſtigte Inſel, wie dieſe, vielen Neid erwecket hat. Die daſige Luft iſt rein, und geſund: denn weil die Inſel wenig Breite hat, und ihre Berge nicht ſo hoch ſind, daß die beſtändig wehenden Oſtwinde aufgehalten werden, ſo iſt die Hitze niemals außerordentlich groß. Man giebt dieſer Inſel ſieben bis acht Stunden Länge, und

zwanzig,

zwanzig, oder zwey und zwanzig im Umfange. Ob ſie ſchon hier und da gebirgig iſt, ſo hat ſie doch gröſstentheils ſehr gutes Erdreich, und wird durch viele Flüſſe, und andere Waſſer, fruchtbar gemachet. Man ſieht ſehr große Bäume, die meiſten von ſolchem Holze, das zum Bauen gut zu gebrauchen iſt. Ihre Meerbuſen, und Häven, ſind bekannt, daß die Schiffe ſicher darinnen vor Anker liegen. Der hieſige Werft, wo die ſo genannte kleine Ausbeſſerung der Schiffe geſchieht, wird für den bequemſten aller Antilliſchen Inſeln gehalten, und hat ſeinen Namen von der Leichtigkeit, womit die Schiffe zu dieſem Behufe können auf die Seite geleget werden. Die Engländer hatten hier eine Schanze errichtet, wurden aber von dem Herrn von Feuquieres gezwungen, ſie zu verlaſſen.

Die Inſel **Barbados** liegt von Ste. Lücie fünf und zwanzig Stunden, gegen Morgen, entfernet. Die Portugieſen bewohnten ſie zu erſt, weil ſie auf ihren Reiſen nach Braſilien einen bequemen Erfriſchungsort an ihr fanden. Die Engländer nahmen ſie ihnen hernach weg; und der Graf von Carliſle erhielt ſie von Jacob I zum Eigenthume.

Er verkaufte das Land an alle, die er geneigt fand, ſich dahin zu begeben; und die Annehmlichkeit des Landes brachte ſo viele Leute herbey, daß man kein Beyſpiel einer Colonie hat, die jemals in ſo kurzer Zeit wäre errichtet worden. Dieſe Inſel iſt, nach Jamaica, die mächtigſte unter allen, die England von den Antillen beſitzet.

Anfänglich legten ſich die Einwohner blos auf den Anbau des Ingwers, der Baumwolle, des Indigo, und Tabaks. Das Zuckerrohr blieb ihnen lange Zeit unbekannt; als aber etliche Coloniſten Mittel gefunden hatten, ſolches aus Braſilien kommen zu laſſen, vermehrte es ſich vortreflich. Unterdeſſen verſtunden ſie weder die Zeit der Reife, noch die Art es zu bearbeiten, und verſuchten vergebens, Zucker zu machen: kaum konnten ſie ſchlechten Farin-Zucker zuwege bringen. Erſt nach vielen Verſuchen, und nachdem etliche Leute Reiſen angeſtellet hatten, ſich wegen der Zubereitung zu unterrichten, brachten ſie es dahin, daß ihre Zuckerſiedereyen in Stand kamen.

Durch dieſe erlangte Kenntniß kam die Colonie noch geſchwinder in Aufnehmen. Edele Familien in England, welche binnen

den innerlichen Kriegen verarmet waren, verließen ihr Vaterland, und, in der Hoffnung reich zu werden, giengen ſie, und ließen ſich in Barbados nieder. Dieß wurde ihnen ſo leicht, daß als einer, mit Namen Drags, von ſeinen Verwandten gebeten wurde, nach London zurück zu kehren, er ihnen zu willfahren verſprach, wenn er zehn tauſend Pfund Sterlings jährlicher Einkünfte würde erlanget haben; und er hielt wegen beyder Puncte ſein Wort.

Dergleichen Beyſpiele zogen ſo viele Leute dahin, daß man nach wenigen Jahren rechnete, daß auf funfzig tauſend Weiſſe daſelbſt befindlich wären, wovon verſchiedene, zur Belohnung ihres bewieſenen Fleißes, ſo wohl bey dem Anbaue, als in der Handlung, den Titel als Baronets erworben haben. Man ſah Pflanzörter in verſchiedene große Gaſſen eingetheilet, derer die meiſten mit ſchönen Häuſern beſetzet waren, ſo daß man ſie hätte Städte nennen können. Ja, die ganze Inſel hätte man für eine weitläuftige Stadt genommen, ſo viele Gebäude waren eines neben dem andern; und in der Art zu bauen, ſo wohl als in den übrigen Gebräuchen, bemühete man ſich, die Moden von London

nach-

nachzuahmen. Man hatte Meſſen und Jahrmärkte, wo die Kramladen mit allem angefüllet waren, was die Neugierde, das Vergnügen, die Nothdurft, und die Ueppigkeit, ſtillen konnte; und nichts iſt mehr zu bewundern, als das Wachsthum dieſer Colonie in einem Zeitraume von zwanzig Jahren. Wahr iſt es, daß es mit dieſer Errichtung nicht ſo beſchaffen war, als wie mit denen, die ihren Urſprung der Armuth, dem Kummer, und Elende ihrer erſten Einwohner zu zuſchreiben haben. Um eine Colonie, nach Art der von Barbados, zu errichten, wäre ein anſehnliches Capital erforderlich: man gieng nicht dahin, um erſt den Anfang ſeines Glückes zu machen, ſondern, um völlig reich zu werden.

Weil dieſe Inſel dazumal ohne Vertheidigung war, ſo eilete man, einige Schanzen an denenjenigen Oertern anzulegen, wo die Küſten nicht von Natur befeſtiget waren. Der größte Theil ihres Umfanges iſt voller Klippen, und es ſind wenige Oerter, wo man anlanden kann; an dieſen Oertern aber ſelbſt ſind Linien gezogen, welche auf gewiſſe Weiten durch Schanzen bedecket werden, und dieſe ſind mit hinlänglichen Canonen verſehen.

Das

Das ganze Land iſt in eilf Kirchſpiele eingetheilet, derer die meiſten den Namen als Städte, oder Marktflecken, haben. Die Hauptſtadt, auf der mittäglichen Seite der Inſel gelegen, heißt Bridge-Town, und wird auch St. Michel genennt, von dem Erzengel, dem die Hauptkirche geweihet iſt. Sie liegt an dem hinterſten Ende der Bay von Carliſle; und es ſcheint, man habe bey der Wahl des Platzes weniger auf die Geſundheit, als auf die Bequemlichkeit der Einwohner geſehen. Ihrer Lage nach, welche etwas niedriger iſt, als das Ufer, iſt ſie Ueberſchwemmungen unterworfen, und dieſe verurſachen ſehr ſchädliche Dünſte. Es iſt wahr, nach beſtändigem Arbeiten, hat man es dahin gebracht, daß die moraſtigen Gegenden ausgetrocknet worden ſind, ja man hat auch dem Seewaſſer den Eingang verwehret. Wenn auch noch ein moraſtiger Ort, gegen Morgen der Stadt, übrig bleibt, ſo wird ſelbiger durch außerordentliche Ueberſchwemmungen veranlaſſet, welchen man noch zur Zeit nicht gänzlich hat Einhalt thun können. Dieſe Hauptſtadt iſt groß, reich, wohl gebauet, und volkreich. Das Rathhaus iſt ſehr ſchön, der Haven aber wird durch ſo gut

angelegte Feſtungswerke vertheidiget, daß der Ort nichts zu befürchten hätte, wenn ſie beſſer unterhalten, und mit Geſchütze reichlicher verſehen wären. Die Kirche iſt von der ordentlichen Größe unſerer Cathedralkirchen. Der Thurm hat ein majeſtätiſches Anſehen: auch rühmet man eine vortrefliche Orgel, und inſonderheit ein Glockenſpiel von ſieben Glocken, das man für ein ganz neues Werk ausgiebt. Bridge-Town iſt die Reſidenz des Statthalters, der Sitz der Juſtiz, und General-Verſammelung, und der Mittelpunct aller Angelegenheiten auf der Inſel. Die andern Städte haben faſt alle ihre Namen von einem Heiligen, oder noch mehr von einem Apoſtel, als Petrus, Jacobus, Thomas, gegen Abend, Andreas, gegen Mitternacht, und gegen Morgen, Johannes, und Philippus.

Die Colonie unterhält, zu ihrer Sicherheit, faſt acht tauſend Mann. Was die politiſche, bürgerliche, und geiſtliche Regirungsform anbelanget, ſo iſt ſelbige nach der Großbrittaniſchen eingerichtet, ſo wie die auf den übrigen Inſeln, inſonderheit in Jamaica, derer genauere Verfaſſung Sie Sich noch erinnern werden. Auch die Handlung ſteht

ohn-

ohngefähr auf demſelben Fuße; was aber dieſes Land vorzügliches hat, iſt das vortrefliche abgezogene Waſſer, aus Citronen-Schale verfertiget, welches in Europa unter dem Namen des **Waſſers von Barbados**, (eau de Barbade,) bekannt iſt. Mit eben dieſer Schale macht man auch unvergleichliche trockene eingemachte Sachen, die in großer Menge verkaufet werden. Was die Citronenfrüchte ſelbſt anbetrifft, ſo werden viele tauſend Kiſten davon jährlich nach London gebracht, ſeitdem der Puntſch daſelbſt Mode geworden iſt.

Der **Zucker**, der auf dieſer Inſel geläutert wird, iſt viel weiſſer, als der Engliſche: vielleicht hat man dieſen Vorzug der hieſigen Bequemlichkeit zuzuſchreiben, daß er an der Sonne gebleichet wird. Man bedienet ſich dazu einer drey oder vier Fuß hohen Maſchine, mit verſchiedenen Schiebkaſten, wo der Zucker hinein geleget wird. Wenn die Sonne am ſtärkſten ſcheint, zieht man die Schiebkaſten heraus; und bey dem geringſten Anſcheine von übelm Wetter werden ſie wieder hineingeſchoben. Von dieſem Zucker kommt nicht viel nach England, wegen des ſtarken Zolles, der bey dem Eingange

be-

bezahlet werden muß: das wenige aber, das eingeht, wird nicht einmal in ſeiner Vollkommenheit verkaufet; oder wenigſtens iſt es ſchwer, ihn unverfälſcht zu bekommen. Die Engliſchen Raffineurs betrügen mit dieſer Waare, ſo wie die Weinſchenken in Paris, mit dem Burgunder Weine. Der vorgegebene Zucker von Barbados hat eine blaulich weiſſe Farbe, die bey dem erſten Anblicke blendet; bey der Unterſuchung aber verlieret er viel von ſeinem Werthe.

Die Reichthümer, welche dieſe kleine Inſel den Engländern, in der blühendeſten Zeit ihrer Handlung, geliefert hat, ſind der reichhaltigſten Goldgrube gleich zu ſchätzen. Sie hat unendlich viele Mäuler ernähret, große Flotten beſchäftiget, eine erſtaunende Menge Matroſen abgerichtet, und die ganze Maſſe der Engliſchen national-Gelder anſehnlich vermehret. Unter der Regirung Carl II, unterhielt Barbados vier hundert Schiffe; dieß machte eine Ladung von mehr als ſechzigtauſend Schiffslaſten. Der einzige Artikel des Zuckers betrug dazumal dreyſſig tauſend Fäſſer. Die Hälfte davon wurde in England verbrauchet, das übrige gieng wieder außer Landes. Der Werth dieſes

Zuckers

Zuckers konnte auf fünf Millionen gerechnet werden, und die übrigen Waaren der Inſel auf mehr als das Drittel: dieſe beyden Summen wurden faſt ganz in Landeserzeugungen von England, oder in daſelbſt fabricirten Waaren bezahlet.

Man kann, ohne zu viel zu ſagen, verſichern, daß dieſer Handel, eine lange Zeit, ſechzig tauſend Perſonen in England, und funfzig tauſend in Barbados erhalten habe, die große Menge von Schwarzen ungerechnet. Aus ſehr genauen Rechnungen, die gemachet worden ſind, um den Vortheil zu erfahren, welchen dieſe Colonie der Hauptſtadt in England verſchaffet hat, iſt zu erſehen, daß ſie innerhalb hundert Jahren mehr als zweyhundert und vierzig Millionen, zu der Maſſe des Reichthumes der Engliſchen Nation, beygetragen hat.

Dieſe Inſel unterhält zwey Agenten in London, welche die Angelegenheiten der Colonie ſo wohl bey Hofe, als in dem Parlamente, beſorgen müſſen. Man beſchuldiget ſie zuweilen einiger Nachläßigkeit; oftmals aber wiſſen ſie ſich eine ſo mächtige Parthey unter den Kaufleuten, und bey dem Unterhauſe, zu machen, daß ſie bey den Miniſtern

durchdringen, und ſie vermögen, alle ſchuldige Achtſamkeit auf dieſe Errichtung zu verwenden. Man hat die Wirkung davon in dem Jahre 1721, und in den folgenden, geſehen, bey Gelegenheit des Zuckerhandels, den man ganz eingehen ließ. Sie weckten die Geſetzgeber ihrer Nation auf, belehrten ſie, und bewältigten die Vorurtheile, wodurch dieſer Handel aus dem falſchen Wahne verachtet worden war, als ob das Erdreich auf den Inſeln nicht mehr ergiebig, und alle Mühe vergebens wäre.

Dieſe Meynung, als wäre Grund und Boden ausgeſauget, iſt ſehr alt: man beſchwerte ſich ſchon darüber vor länger als hundert Jahren. Dieſe Klagen waren um ſo weniger gegründet, da die Aernden itzt reichlicher ſind, als ſie es nicht zu Anfange dieſes Jahrhundertes waren; und ſie könnten noch beſſer werden, wenn die Coloniſten mehrere Arbeiter anzuſtellen hätten. Wenn man ſich die Mühe geben wollte, die Ausfuhre des Zuckers, von dieſer Zeit an, nachzuſehen, ſo würde man in den Graden ihres Zunehmens wichtige Gründe wider die Meynung eines erſchöpften Bodens finden. Wahr iſt es, daß die Ausfuhre hernach von Jahren

zu

zu Jahren geringer geworden iſt; ſolches aber iſt weniger der Veränderung der Fruchtbarkeit des Erdreichs, als dem niedergeſchlagenen Muthe des Anbauers zu zuſchreiben. Die unmäßigen Abgaben, die nach und nach auf den Zucker ſind geleget worden, haben ſeinen Vertrieb gehemmet; und die Colonie hat nicht mehr ſo viel Abgang gehabt. Hierzu kommt noch der heimliche Verkehr, den die Engländer des feſten Landes von America mit den Franzöſiſchen Inſeln unterhielten. Neu-England alleine zog jährlich von uns mehr als zwanzig tauſend Fäſſer ſchlechten Zucker, um die Art von geringen Brandewein zu machen, den man Teufelstod, (tue-diable,) nennet. Die Geſetze, welche die Einfuhre dieſes Getränkes nach Frankreich unterſagen, und das große Zunehmen unſerer Pflanzörter machten es ſo wohlfeil, daß die Engländer, welche es auf ihren Inſeln um den geringen Preis nicht haben konnten, den Rum, und den ſchlechten Zucker, nicht allein bey uns nahmen, ſondern auch, was ſie von feinem Zucker nöthig hatten.

Bey der Abreiſe von der Inſel Barbados, war unſer Vorſatz, gerade nach Surinam zu gehen; ein Sturm aber nöthigte

uns, in Tabago, und hernach in Granada, einzulaufen, welche letztere unter allen Antilliſchen Inſeln die nächſte am feſten Lande iſt. Die erſte war ſonſt bewohnet, iſt aber itzt faſt ganz wüſte. Die Franzoſen und Engländer machen Anſprüche daran, und ſie iſt noch heutiges Tages zwiſchen beyden Mächten in Streite.

Granada gehöret uns ſeit 1650, da wir ſie von den Caraiben gekaufet haben. Es war noch Dùparquet, damaliger Beſitzer von Martinique, der ſie erlangete; und ſie koſtete nichts, als eine gewiſſe Menge Kramerwaaren, und Brandewein. Die Wilden überließen ihm dafür ihr Recht an dieſer Inſel, und behielten ſich nichts vor, als ihre Wohnungen. Er ſchickte ſo gleich eine Colonie von zwey hundert Mann dahin, und dieſe erſte Errichtung geſchah in dem weſtlichen Theile der Inſel, wo der Haven iſt. Man legte eine Art von Feſtung an, um die Caraiben im Zaume zu halten, denen ihr Handel gar bald gereuete. Unterdeſſen getraueten ſie ſich nicht, die Feſtung öffentlich anzugreifen; allein, ſie hatten ſich in die Wälder zerſtreuet, und tödeten alle Franzoſen, die auf der Jagd zu weit abkamen. Dùparquet

quet ließ drey hundert wohl bewaffnete Leute holen, welche einen Theil dieſer Barbarn niedermachten, die übrigen aber in die Flucht jagten. Man erzählet, daß ein Trupp dieſer Wilden, der von den Franzoſen auf einen ſehr ſteilen Felſen getrieben worden war, ſich lieber von dieſer Höhe herabſtürzte, als ſeinen Ueberwindern ergeben wollte. Selbiger Ort iſt die Ecke der Springer genennet worden, und behält dieſen Namen noch bis auf den heutigen Tag.

Dúparquet verkaufte die neue Colonie an den Grafen von Cerillac; und dieſer ließ durch einen Officier, von ſo hartem Gemüthe, Beſitz davon nehmen, daß die meiſten Einwohner ſich wegen ſeiner Tyranney empöreten, ihre Errichtungen verließen, und nach Martinique giengen. Die Zurückgebliebenen bemächtigten ſich ſeiner Perſon, machten ihm den Proceß, und verurtheileten ihn zum Galgen; weil er aber vorſtellte, daß er ein Edelmann wäre, ließen ſie geſchehen, daß ihm der Kopf abgeſchlagen wurde. Bey dieſem ganzen gerichtlichen Verfahren war nur ein einziger, der leſen und ſchreiben konnte; und dieſem war aufgetragen worden, den Proceß einzurichten. Derjenige,

der die Zeugen abhörete, war ein Hufſchmid. Er nahm zu ſeinem Kennzeichen ein Hufeiſen, das noch in Granada aufbehalten wird, und worauf die Worte ſtehen: „Kennzeichen des Hrn. de la Brie, gerichtlichen Referentens.„ Der Franzöſiſche Hof wollte den durch einen Trupp ſchlechter Leute gethanenen Eingriff in ſeine Rechte, und da des Officiers Gewalt von ihm beſtätiget worden war, ob er ſchon deſſen verübte Gewaltthätigkeiten nicht billigte, rächen. Es wurde daher ein Kriegsſchiff mit Truppen abgeſchicket, die Sache zu unterſuchen: als man aber erfuhr, daß die Urheber des Verbrechens geringe Leute waren, davon die meiſten die Flucht ergriffen hatten, wurde nicht weiter nachgeforſchet, und niemand wurde geſtrafet. Der Gerichtsſchreiber ſelbſt, der den ganzen Proceß niedergeſchrieben hatte, kam damit los, daß er von der Inſel gejaget wurde. Er begab ſich nach Marie-galante, wo er die Franzoſen verrathen wollte; der Engliſche General aber, ein rechtſchaffener Mann, der ſeine Untreue verabſcheuete, ließ ihn, mit zweyen ſeiner Söhne, vor der Kirchthüre aufhängen.

Noch zur Zeit haben wir von Granada wenigen Vortheil gezogen. Die Inſel iſt

arm, ſchlecht bewohnet, und treibt ſehr wenigen Handel. Die Häuſer ſind ſchlecht gebauet, noch ſchlechter meubliret, und faſt alle ſo beſchaffen, wie ſie zu Anfange dieſes Jahrhunderts geweſen waren. Die Einwohner, uneracht̃et ſie wohlhabend ſind, ſehen bäueriſch aus, und ſcheinen, ſich nicht ändern zu wollen: daher das Land unangenehm wird, und niemand will ſich gern daſelbſt niederlaſſen. Es iſt nicht, als ob Grund und Boden nicht vortreflich wäre, und alles hervorbrächte; es fehlet aber an Leuten, die ihm eine beſſere Wartung geben. Das Erdreich iſt gut, wird durch etliche Flüſſe bewäſſert, und von noch mehrerer Güte, je weiter man von der Feſtung wegkommt. Mit weniger Arbeit würde man die Wege für alle Arten von Fuhrwerke in Stand ſetzen. Waſſer, und Lebensmittel ſind geſund; das Federvieh fett, zart, und wohlſchmeckend; das Wildpret, die Schildkröten, die großen, und überhaupt alle Fiſche, im Ueberfluſſe. Es giebt auch ſehr ſchöne Bäume, die für die Kunſttiſcher, und Färber, gut zu gebrauchen wären.

Die Einfahrt in den Haven iſt in einer großen Bay, welche der Inſel die Geſtalt

eines ungleichen halben Mondes giebt, deſſen nordliche Spitze breiter iſt, als die ſüdliche. Der Haven hat einen guten Grund, ohne Klippen, und kann eine große Menge Schiffe faſſen; wobey auch der Vortheil iſt, daß dieſe blos durch die Haken können angehalten werden, ohne nöthig zu haben, die Anker zu werfen. Nicht weit davon iſt ein Teich, den eine ſchmale Erdzunge abſondert; dieſe könnte man mit weniger Mühe durchſchneiden, und er würde einen zweyten Haven, von der Größe des erſten, abgeben. Der erſte iſt mit nicht allzu hohen Krümmungen umgeben, die aber ſo nahe beyſammen ſtehen, daß nur ſehr ſchmale Vertiefungen dazwiſchen bleiben.

Granada iſt von dem feſten Lande nicht über dreyßig Stunden abgelegen. Seine Länge, von Norden gegen Süden, beträgt neun oder zehn, die Breite, vier oder fünf, und der ganze Umfang, zwanzig oder zwey und zwanzig Stunden. Es iſt dieſe Inſel mit einer Menge kleineren umgeben, die Grenadilles genennet werden, und wo man ſicher iſt, viele Sachen zu finden, die man in der großen nicht haben kann. Der Anſehnlichſten dieſer kleinen Inſeln giebt man den

Namen,

Namen, klein Martinique, weil ſie wie jene viele Ottern heeget, und ſie ſind faſt die einzigen Oerter unter den Antillen, wenn man St. Lůcie noch dazu rechnet, wo dieſe Thiere ſich aufhalten. Unter dieſen Inſeln giebt es fůnfe, oder ſechſe, derer die grőßten hőchſtens eine oder zwey Stunden in der Långe haben. Auf einigen findet man gar kein Holz, ſondern ſie ſind mit einem Graſe bedecket, das unſern Meerbinſen gleich kommt.

Ich bin, u. ſ. w.

Surinam, den 16 November, 1750.

Der 131 Brief.

Fortſetzung von den Antillen.

Mich důnket, Madame, Ihnen die meiſten eigenthůmlichen Producte derer verſchiedenen Långer, die ich durchgereiſet bin, erzåhlet zu haben. Einige darunter ſind allen Antilliſchen Inſeln gemein, wie der Zucker, Caffe, Indigo, Tabak, die Baumwolle, das Salz, der Piment, Cacao, Roucou, Mais, die Patates, der Manioc, Ingwer,

u. a. m. welche alle bereits verſchiedene Artikel in meinen Briefen ausgemachet haben. Ich habe mich weniger bey dem Tabak aufgehalten, der vielleicht unter den Americaniſchen Pflanzen diejenige iſt, die am meiſten auf dieſen Inſeln erbauet wird. Man unterſcheidet drey Haupt-Sorten, die große, die mittlere, und die kleine, welche man aus der Beſchaffenheit, und Figur der Blätter erkennet.

Die erſte, welches der wahre, männliche Tabak iſt, hat eine weisliche, faſige Wurzel, und einen ſehr herben Geſchmack. Sie treibt einen fünf oder ſechs Fuß hohen Stängel, dicker als ein Finger, rund, wollich, und mit einem weißen Marke angefüllet. Ihre Blätter ſind breit, abwechſelnd, wollich, nervich, geſchmeidig, blaßgrün, ein wenig in das Gelbe fallend, klebrich beym Anfühlen, ohne Stiele, und von einem durchdringenden Geruche. Das oberſte der Pflanze theilet ſich in verſchiedene Zweige, welche fünfblätteriche, purpurfarbene Kelchblumen tragen. Die Frucht, die darauf folget, iſt länglich, mit einer Haut umgeben, in zwey Fächer getheilet, und enthält eine große Menge kleiner, röthlicher Körner, die acht oder

zehn Jahre fruchtbar bleiben, ſo wie die Blätter ſich fünf oder ſechs Jahre in ihrer völligen Kraft erhalten. In Europa iſt der Tabak eine Sommerpflanze, unerachtet er zuweilen in unſern Gärten einen mäſigen Winter aushält; ordentlich aber dauert er bey uns nur ein Jahr: da hingegen in den warmen Ländern, in Braſilien, auf den Antilliſchen Inſeln, u. ſ. f. er beſtändig blühet; und die nämliche Pflanze erhält ſich wenigſtens zehn, oder zwölf Jahre.

Die erſte Sorte nennet man den grünen Petün, (petum) oder auch den großen Petün; und ſie unterſcheidet ſich von der zweyten durch nichts, als durch die Blätter: Die zweyte Sorte hat ſchmalere, ſpitzigere, und an ziemlich langen Stielen hängende Blätter. Dieſe nennet man Zungen Tabak, wegen der Aehnlichkeit, den die Blätter mit einer Ochſenzunge haben. Sie ſind nicht ſo ſaftig, wie der große Petün; und daher kommt es, daß ſie beym Aufhängen, das heißt, wenn man ſie auf lange Stangen hängt, um ſie an der Luft zu trockenen, weniger zuſammen fallen.

Der Tabak von der kleinen Sorte hat oft nicht mehr, als eine einzelne Wurzel, wie

eine Rübe; zuweilen iſt ſie in viele zarte, weißliche, und kriechende Faſern vertheilet. Der Stängel, der heraus wächſt, und nicht leicht höher als zwey Fuß ſchießt, iſt rund, hart, rauch, zackig, und klebrich. Die Blätter ſtehen weit aus einander, ſind länglich, fettig, und dunkel grün. Dieſe Pflanze, welche urſprünglich aus America kommt, iſt faſt in ganz Europa, ſo zu ſagen, einheimiſch geworden. So bald ſie nur einmal in einen Garten gepflanzet worden iſt, ſo vermehret ſie ſich alle Jahre in Menge. In Portugal, und Spanien, bleibt ſie beſtändig grün, wie der Citronenbaum; in den kalten Ländern aber, geht ſie bey dem erſten Froſte ein; und den Winter über, kann man ſie ſehr ſchwer in den Treibehäuſern fortbringen.

Man nimmt die Blätter ohne Unterſchied von allen dreyen Sorten, um Tabak in Rollen, zum kauen, oder zum reiben, daraus zu machen. Es iſt nicht ſo wohl die Verſchiedenheit der Blätter, als die Zurichtung, die man ihnen giebt, worinnen die verſchiedenen Gattungen des Tabaks beſtehen. Bald menget man Zucker- oder Pflaumen-Saft darunter, bald Waſſer von Violetten- oder Roſen Holze. Die Eigenſchaft des Clima, die

Zeit der Einſammlung, die Beſchaffenheit der Brühe, womit man die Blätter anfeuchtet, die Vermiſchung des Tabaks aus verſchiedenen Ländern, alles trägt bey, ihm eine gewiſſe Farbe, einen gewiſſen Geruch, und eine gewiſſe Lieblichkeit zu geben. Der Tabak von Havana, und von Sevilien, gemeiniglich Spaniſcher Tabak genennet, wird ohne einigen Geruchgebenden Zuſatz verfertiget. Der von Verine, welcher ſeinen Namen von einem kleinen Dorfe hat, nahe bey Cumana, in Terra firma gelegen, woher ſeine Saamenkörner nach den Inſeln ſollen gebracht worden ſeyn, wird für den beſten in der Welt gehalten. Sein natürlicher Geruch iſt gelinde, gewürzhaftig, Biſamartig, und er behält ihn ſo wohl beym Rauchen, als beym Schnupfen, ja er theilet ihn den anderen Arten von Tabak ſo leicht mit, daß ein Drittel oder Viertel davon, mit anderm vermenget, genug iſt, um alles in Tabak von Verine zu verwandeln.

Der Anbau dieſer Pflanze iſt verſchieden, nach dem die Länder ſind. Ueberhaupt erfordert er ein fettes, mittelmäßig ſchweres Erdreich, das weder zu feuchte, noch zu trocken, weder den ſtarken Winden, noch der

großen

großen Sonnenhitze zu ſehr ausgeſetzet iſt. Die Kälte iſt ihm noch ſchädlicher; dieſe iſt aber auf den Inſeln nicht bekannt, als nur auf der Höhe etlicher Berge. Die Jahreszeit, da man den Tabak hier ſäet, iſt im Herbſte. Man vermenget den Saamen mit ſechs mal ſo viel Aſche, oder Sande, weil er ſonſt wegen ſeiner Kleinheit zu dicke aufgehen, und erſticken würde. So bald er aufgegangen iſt, bedecket man ihn mit Reiſern, um die allzu große Hitze abzuhalten. Unterdeſſen daß er in die Höhe wächſt, machet man das Land, wohin er verpflanzet werden ſoll, fertig. Man pflanzet ihn Reihenweiſe, ohngefähr drey Fuß von einander, und auf die Linien ſtecket man, in gewiſſe Weiten, Stäbe. Neben jeden Stab machet man ein Loch in die Erde, und in das Loch ſtecket man eine ſchöne, gerade Pflanze, mit ausgebreiteten Wurzeln: man ſenket dieſe tief, bis an den Anfang der unterſten Blätter, hinein, und drückt die Erde gelinde um ſie herum, daß ſie ſich erhalten kann, ohne gepreſſet zu werden. Innerhalb vier und zwanzig Stunden ſchlägt ſie Wurzel, ohne daß ſelbſt die ſehr zarten Blätter den geringſten Schaden leiden.

Wenn

Wenn die Stångel ohngefähr zwey oder drey Fuß hoch ſind, ſchneidt man oben die Spitze ab, damit ſie ſtårker werden; und man reißt diejenigen aus, die von Wůrmern geſtochen ſind, oder faulen wollen. Man erkennet, ob die Blåtter reif ſind, wenn ſie von dem Stångel leicht abgehen, wenn ſie ſich brechen laſſen, und wenn ſie, zerquetſchet, einen ſtarken Geruch von ſich geben. Alsdenn muß man die ſchönſten ableſen, ſie oben bey der Spitze anreihen, und trockenen laſſen. Die Pflanze bleibt beſtändig in der Erde, damit die anderen Blåtter Zeit gewinnen, zu reifen.

Es giebt verſchiedene Arten, den Tabak zu zubereiten. Man bringt ihn entweder in Stangen, (Andouilles,) oder in Rollen, Torquettes,) oder in Packete. Das, was man Andouilles nennt, ſieht wie eine ſtarke Spindel, die an beyden Enden abgeſtutzet iſt. Dazu, werden die Blåtter eines über das andere geleget, alsdenn gerollet, mit einer Leinwand, in Seewaſſer getauchet, bedecket, und mit einem Stricke ſtark zuſammen gebunden. Man låßt ſie auf dieſe Art ſo lange, bis ſie ein Ganzes ausmachen. Dieſe Zubereitung iſt in St. Domingo ſehr gebråuchlich. Die Torquet-

quettes werden faſt auf eben dieſe Art gema-
chet, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie we-
niger gepreſſet, und länger ſind. Was man
Packete nennet, ſind fünf und zwanzig, oder
dreyßig Blätter Tabak, an den Stielen zu-
ſammen gebunden, damit ſie können nach Eu-
ropa gebracht, und daſelbſt geſponnen wer-
den. Sie ſind auf dieſe Weiſe keinem Be-
truge unterworfen: denn, weil man ſie auf
allen Seiten beſehen kann, iſt man gewiß,
daß keine falſchen darunter gemenget ſind.

Der Tabak iſt eine dem Americaniſchen
Clima ſo eigene Pflanze, daß bey aller ange-
wendeten Mühe, ihn in anderen Ländern an-
zubauen, man es nie dahin hat bringen kön-
nen, ihn eben ſo gut zu erzeugen. In Frank-
reich gab man ihm anfänglich den Namen
Nicotiane, weil unſer Geſandter in Liſſabon,
der Herr Nicot, der erſte iſt, der ihn uns hat
kennen lernen. Der Cardinal von Ste. Croix,
Nuntius in Portugal, hat ihn in Italien ein-
geführet, und der Capitain Drake, in England.
Man iſt aber wegen des Ortes nicht einig,
wo die Spanier ihn zu erſt geſehen haben,
noch über den Urſprung des Namens, den
er heutiges Tages in ganz Europa führet.
Einige leiten ihn von der Mexicaniſchen Pro-

vinz

vinz Tabaſco her, wo die Spanier ihm in Gebrauche fanden; andere von der kleinen Inſel Tabaco; und noch andere, wie ich es ſchon anderswo geſaget habe, von dem Werkzeuge, deſſen ſich die alten Einwohner der Spaniſchen Inſel, zum Rauchen, bedienten.

Nie hat die Natur eine Pflanze hervorgebracht, deſſen Gebrauch ſich ſo geſchwind ausgebreitet hat, und ſo allgemein geworden iſt, wie der Taback: er hat aber ſeine Feinde, ſo gut gehabt, als ſeine Vertheidiger. Ein türkiſcher Kaiſer, ein Zaar von Rußland, ein König von Perſien, verboten ihn ihren Unterthanen, bey Strafe die Naſe, ja ſelbſt das Leben, zu verlieren. Der Papſt, Urban VIII, that, laut einer Bulle, diejenigen in Bann, die ihn in der Kirche nehmen würden. Der König von England, Jacob I, begnügte ſich, ein großes Buch zu ſchreiben, darinnen er deſſen Schädlichkeit darthun wollte; und die mediciniſche Facultät zu Paris ließ über die ſchädlichen Wirkungen des Tabaks, ſowohl geſchnupfet, als geraucbet, öffentliche Sätze behaupten. Man erzählet, als etwas ziemlich luſtiges, daß der dabey vorſitzende Doctor ſeine Doſe in der Hand gehabt, und während

der ganzen Diſputation nicht aufgehöret habe, Tabak zu nehmen.

In Europa, in der Türkey, in Perſien, ja ſelbſt in China, bedienet man ſich der Pfeifen, um zu rauchen; aber die Caraiben auf den Antillen, und zuweilen die Schwarzen, und Creolen, wickeln den Tabak in Baumrinde, die ſo dünn und biegſam iſt wie Papier, machen Rollen daraus, zünden ihn an, ziehen den Rauch in dem Maule an ſich, ſchließen die Lippen zuſammen, und vermittelſt einer Bewegung der Zunge wider den Gaum, geben ſie ihn durch die Naſenlöcher von ſich. In Italien bedient man ſich der Saamenkörner vom Tabak, um den Priapiſmum zu heilen; und davon, ſagt man, habe dieſe Pflanze den Namen, Priapée, bekommen.

Die **Weinſtöcke**, die man aus Frankreich auf die Inſeln gebracht hat, ſind in dem Americaniſchen Clima nicht ſo gut fortgekommen, als der Tabak in Europa. Die Trauben erreichen ſelten ihre vollkommene Reife. Es kommt dieſes weder von dem Mangel der Wärme, noch der Nahrung her; aber ihr Wachsthum iſt ſo ungleich, daß ſich auf der nämlichen Traube Beeren finden, davon einige reif, andere grün, andere aber

noch

noch in der Blůthe ſind. Der Muſcaten-Wein, der von Madera, oder den Canariſchen Inſeln gekommen iſt, hat dieſen Fehler nicht; und man hat bemerket, daß die Stöcke mit den Jahren immer beſſer werden. Das Sonderbareſte dabey iſt, daß ſie in einem Jahre zweymal Frůchte tragen.

Den Einwohnern der Inſeln Cuba, S. Domingo, Porto-ricco, und anderer unter Spaniſcher Herrſchaft ſtehender Oerter, iſt verboten, Weinſtöcke, und Olivenbäume zu pflanzen. Der Ueberfluß an Wein, und Oel, in Spanien, wůrde ſonſt nicht können genutzet werden; und die Galionen wären nicht im Stande, ihre Ladungen vollſtändig zu machen. Dergleichen Verbot auf den Franzöſiſchen Inſeln wäre unnöthig, da der geringe Umfang des Landes dieſen Anbau faſt unmöglich macht. Das Erdreich kann viel nůtzlicher zu Caffe, Zucker, Indigo, u. d. gebrauchet werden. Ein zum Weine beſtimmter Platz fůr die Erhaltung von zehn Perſonen, kann funfzig ernähren, wenn er zu Erzeugung der Landeswaaren angewendet wird. Was wůrden ůberdieſes die Europäiſchen Schiffe hier zu thun finden, wenn alle unſere

Waaren auf der Eiländer eigenen Grund und Boden wüchſen.

Unter denen grünen Gartengewächſen, die man aus Frankreich nach den Antillen gebracht hat, ſind einige gut fortgekommen; andre hingegen ſind ſo geringe geworden, daß ſie mehrentheils ausgeartet ſind. Die Zwiebeln, die man daſelbſt ißt, kommen aus Europa; es iſt nicht möglich, die in dem Lande geſäeten, und gepflanzten, zu brauchen; ſie blühen nicht, und tragen nichts, als kleine geringe Zipollen, welche Büſchelweiſe hervorkommen.

Man giebt ſich hier auch keine Mühe, den Geſchmack des Obſtes zu verbeſſern: das meiſte wächſt wild, könnte aber gut werden, wenn man es behörig wartete. Nicht weniger vernachläßiget man die Blumen. Sie werden nicht geachtet, weil ſie weder Geruch noch Farbe haben, einfach und ſchlecht, und nicht ſchattiret ſind.

Die mit hochſtämmigen Bäumen bewachſenen Hölzer ſind dicker, und dunkeler, als in Frankreich. Die Menge der Bäume macht ſie faſt undurchdringlich. Ueberdieß wird man bey jedem Schritte wegen der erſtaunend vielen auf der Erde hinlaufenden Gewächſe,

die ſich in einander, und um die Bäume ſchlingen, aufgehalten. Sie ſind hier unter dem Namen, Lianes, bekannt, und ſehen aus, wie Stricke, die man in den Hölzern aufgehangen hätte.

In dieſen dicken Wäldern, ſchallt das geringſte Geräuſch, wie in einem unterirrdiſchen Gewölbe, wieder; ordentlich aber herrſchet darinnen eine tiefe Stille. Die Vögel halten ſich nur an dem Rande der Hölzer auf; und die meiſten, wie ich ſchon geſaget zu haben glaube, ſingen nicht: das, was die Natur an ſie gewendet hat, ſcheint nur ihren Putz zu betreffen. Alles flößet in dieſen wüſten Oertern einen heimlichen Schauer ein; Einſamkeit, Dunkelheit, Stille, und die beſtändige Furcht vor den kriechenden, giftigen Thieren.

Die Antillen haben vielerley Arten Schlangen; und auf etlichen der Inſeln hält man ihre Stiche für tödlich; auf anderen ſind ſie weniger gefährlich. Man unterſcheidet die Ottern in gelbe, graue, und röthliche; ſie haben ihren Gift in kleinen Blaſen, einer Erbſe groß, um die Zähne herum. Bey den erſten iſt er gelb, ein wenig dick, und am wenigſten gefährlich; bey den grauen

ſieht er wie trübes Waſſer aus; der dritten ihrer iſt klar, wie Quellwaſſer; und dieſer iſt der ſchärfſte.

Alle Arten werden durch die Ratten, und das Federvieh, in die Pflanzörter, und zu den Hütten, herbey gelocket. Treffen ſie eine Henne, welche brütet, an, ſo ſetzen ſie ſich über die Eyer, bleiben unter der Henne, bis die Jungen ausgekrochen ſind, freſſen ſie, und ſtechen die Mutter, daß ſie gleich ſtirbt.

Zu der Zeit, wenn ſie ſich paaren wollen, ſind ſie am gefährlichſten. Aber wie geſchieht ſolches? auf die fürchterlichſte Art. Sie werden mit Entſetzen leſen, was man mir davon erzählet hat. "Sie ziſchen, rufen einander, antworten, und nähern ſich. Bald ſieht man ſie in einander geſchlungen; und alsdenn ſehen ſie aus wie der Knaul eines dicken Seiles. Sie halten ſich hernach, zwey Drittel von ihrer Länge aufrecht, ſehen einander mit aufgeſperretem Maule an, als wenn ſie einander verſchlingen wollten, ſtecken die Köpfe zuſammen, ziſchen, geifern, und ſchäumen auf die abſcheulichſte Weiſe."

Auf dieſen Inſeln kennet man nicht leicht andere vierfüßige Thiere, als welche zur Nothdurft, und Nahrung der Menſchen, oder

zum

zum Anbaue der Felder, aus Europa gebracht worden ſind. Dergleichen ſind: Hunde, Katzen, Ochſen, Eſel, Mauleſel, Pferde, Schafe, Schweine, und Caninchen. **Ratten** und **Mäuſe** ſind auch aus unſerm Clima durch die Schiffe mit dahin gekommen; und man kann ſich nicht genug vorſtellen, was für Schaden ſie in dem Lande thun. Sie freſſen den Caffe, wenn das Fleiſch, das die Bohne umgiebt, noch zart iſt. Sie zernagen das Zuckerrohr; und es giebt Pflanzörter, wo ſie ein Drittel der Einkünfte verwüſten.

Die **Fröſche** ſind auf gewiſſen Inſeln ſo groß, daß man ſie, wie junge Hühner, in Fricaßeen zurichtet; und die Fremden verkennen ſie öfters. Von **Fiſchen** ſind nicht alle Gattungen gut zu eſſen: einige darunter ſind ſo ſchädlich, daß man ſie für eine Art von Gifte hält. Die Natur hat die Americaniſchen Fiſche, ſo wie die Vögel, mit den ſchönſten Farben bemalet; als Speiſe aber, kommen ſie den Europäiſchen nicht bey. Einige darunter ſind gut, und wohlſchmeckend; die andern aber, haben faſt alle einerley Geſchmack. Keine ſind auf den Antillen häufiger, als die man Titiris, und abgekürzt, Tritris, nennet. Sie ſind ſo klein, daß

man ihrer eine große Menge auf einmal mit dem Löffel ißt. Im Voll- und Neumonde kommen ſie haufenweiſe in die Flüſſe, wo man ſie zu Millionen fångt.

Eine Speiſe, welche die Natur dieſen Inſeln ebenfalls reichlich mitgetheilet hat, und der gewöhnliche Troſt derer Schwarzen iſt, denen ihre geitzigen und grauſamen Herren einen Theil ihres Unterhaltes verſagen, ſind die Erd- See- oder Fluß-Krabben, die hier unter dem Namen der Ceriques, und Tourlouroux, bekannt ſind. Die Caraiben haben faſt keine andere Speiſe; und die Creolen ſelbſt ſind bey dieſem Gerichte, das auf allen Tafeln erſcheinet, nicht gleichgültig.

Die Tourlouroux ſind eine Art von Krebſen, die auf dem Lande und im Waſſer leben, und eine glatte, dünne Schale auf dem Rücken, und unter dem Bauche haben, welche mehr oder weniger roth ſieht, nach dem der Ort iſt, wo ſie ſich aufhalten. Die Ceriques ſind eine andere dergleichen Art, derer einige in ſüßen Waſſern, andere im Meere gefangen werden. Gemeiniglich ſind ſie von der Größe einer Fauſt, und haben auf jeder Seite vier Beine, zum Gehen, und in der Erde zu wühlen. Dabey haben ſie

zwey

zwey Zangen, oder Scheren, die vorne hef- tig kneipen, und womit ſie die Wurzeln, oder Blätter, davon ſie ſich nähren, zerſchneiden. Wenn man ſie bey einem Beine, oder bey ei- ner Schere anfaſſet, laſſen ſie ſolche fahren, und entfliehen. Dieſe Theile gehen ſo leicht ab, daß man glauben ſollte, ſie wären nur angeleimet; das folgende Jahr aber wach- ſen neue.

Die Krabben thun alle Jahre eine Reiſe in die See, um ihre Schale zu verändern, und Eyer zu legen. "Es macht einen vortref- lichen Anblick, ſagte mir ein Naturkündiger, der ſie vielemale beobachtet hat, wenn ſie bey dem erſten Regen von den Bergen herunter kommen. Sie verlaſſen alsdenn die hohlen Bäume, oder verfaulten Stöcke, die Felſen- klüfte, und die Löcher, wo ſie ſich aufhalten. Die Felder werden zu ſolcher Zeit von dieſen Thieren dergeſtalt bedecket, daß man ſie vor ſich her jagen muß, um Platz zu bekommen, und ſie nicht zu zertreten. Die meiſten la- gern ſich längſt den Flüſſen, oder in die feuch- teſten Gräben, die von den Fluthwaſſern ent- ſtanden ſind, um vor der Hitze geſichert zu ſeyn. Sie brauchen ohngefähr ſechs Wochen zu ihrer Reiſe, und theilen ſich ordentlich in

drey Banden. Die erſte, als der Vortrupp, beſteht blos aus ſolchen, die männlichen Geſchlechtes ſind, und dieſe ſind größer und ſtärker, als die weiblichen. Oftmals müſſen ſie wegen Mangel an Waſſer inne halten, und ſo oft eine Veränderung der Witterung vorgeht, ſind ſie genöthiget, zu warten. Unterdeſſen hält ſich die große Armee in den Bergen zuſammen, ſo lange bis die großen Regen kommen. Alsdenn zieht ſie fort, und theilet ſich in Bataillons von anderthalb Stunden in der Länge, und von vierzig bis funfzig Schritten in der Breite, und ſo enge, daß man kaum die Erde erkennet. Drey oder vier Tage hernach, ſieht man den Nachtrupp in eben der Ordnung und Anzahl folgen, als die vorangegangenen Truppen. Unerachtet derer regulirten Bataillons, welche die Flüſſe, und Gräben ſuchen, ſind dennoch die Hölzer mit zurückgebliebenen angefüllet.“

“Dieſe Thiere kriechen ſacht, und wählen faſt allezeit die Nacht, oder einen Regentag, um der Sonnenhitze nicht ausgeſetzet zu ſeyn. So bald ſie ſpüren, daß ſich der Himmel aufkläret, halten ſie am Rande eines Holzes inne, warten bis es Nacht wird, und ziehen alsdenn weiter. Wenn jemand der großen

Armee

Armee zu nahe kommt, und ſie verſcheuchen will, ziehen ſie ſich in Unordnung zurück, halten aber allezeit ihre Waffen vor ſich, das heißt, ihre fürchterlichen Scheren, welche kneipen, daß die Stücken davon gehen. Sie ſchlagen ſie von Zeit zu Zeit eine wider die andere, als ob ſie ihrem Feinde drohen wollten; und machen mit den Schalen einen ſolchen Lärmen, daß man dächte, es wäre das Geräuſch eines Regiments, das die Handgriffe machet.“

“Höret es während dem Marſche ganz und gar auf zu regnen, ſo machen ſie einen allgemeinen Stillſtand, und jeder ſucht ſich ein Quartier, wie er kann; einige unter den Wurzeln, andere in den Höhlen der Bäume; und diejenigen, welche kein Unterkommen finden, geben ſich die Mühe, in der Erde zu graben, und ſich eine Wohnung ſelbſt zu machen. Es giebt Jahre, wo ſie wegen wenigen Regens zwey oder drey Monate auf dieſer Reiſe zubringen; es brauchet aber auch zuweilen nicht mehr, als acht oder zehn Tage Regen, um ſich ihrer Eyer zu entledigen.“

„Dieſes fällt ihnen um ſo weniger ſchwer, da die Eyer kleiner ſind, als die von einem Karpfen, unter dem Schwanze leicht anhängen,

gen, wie die Krebseyer, und ſie nur zu ſchütteln brauchen, daß ſie in das Meer fallen. So bald als die Jungen ausgekrochen ſind, ſuchen ſie eine Klippe, und bald darauf gehen ſie aus dem Waſſer, kriechen unter das nächſte Gras, und machen ſich fertig, mit ihren Müttern nach den Bergen zu reiſen; halten auch eben die Ordnung, wie beym heruntergehen. Man darf nicht glauben, daß die Mütter ſie anführen, ſo wie eine Henne ihre Jungen leitet: ſie thun nicht einmal, als ob ſie ſie kenneten."

„Wenn dieſe Thiere zuſammen kämpfen, ſo geht es grauſam zu, inſonderheit wenn ſie verliebt ſind. Sie ſchlagen ſich, ſie ſtoßen auf einander zu verſchiedenen malen, wie die Widder; und wenn ſie ſich paaren wollen, wirft das Männgen das Weibgen auf den Rücken. Sie ſchließen ſich alsdenn in einander, und halten ſich feſt, und endlich hilft das Männgen ſeiner Gefährtinn wieder auf die Beine."

„Die Krabben, ſo wie alle Schalen-Thiere, und wie die Schlangen, haben die beſondere Eigenſchaft, daß ſie im Frühjahre ihr altes Kleid ablegen. Sie halten ſich alsdenn im Sande verſteckt, ſo lange, bis ſie

einen neuen Rock bekommen, der ſie vor der übeln Witterung bewahret, und Gelegenheit giebt, daß ſie ihre vorigen Kräfte, und Muth, wieder erlangen.“

„Man ſieht einige von ihnen, die am Rande des Meeres beſtändig aufpaſſen, und geſchickt genug ſind, Auſtern, oder andere zweyſchalige Muſcheln, welche die Fluth herbey bringt, ausfündig zu machen. Die Krabbe wartet alsdenn bis dieſe ihre Schalen aufgethan haben, und wirft einen kleinen Stein, den ſie zwiſchen den Scheren hält, hinein, welcher verhindert, daß ſie ſich nicht wieder zuthun können: durch dieſes Mittel erhaſchet ſie ſie leicht, und bereitet ſich ein Gerichte zu.“

Die Krabben ſind ein wahres Manna für die Inſeln; die Art, ſie zu fangen, beſteht darinnen, daß man in der Nacht um das Zuckerrohr, oder in die Hölzer, mit einer Fackel geht. Sie kommen zu dieſer Zeit aus ihren Löchern; und das Licht von der Fackel macht, daß man ſie leicht gewahr wird. In dem Augenblicke, daß man ſie angreifen will, legen ſie ſich um, und zeigen ihre Scheren, um ſich zu vertheidigen. Man kehret ſie aber wieder herum, damit man ſie beym Rücken anfaſſen könne. Man muß geſchwind

ſchwind ſeyn, ſie anzugreifen; denn ſie entfernen ſich nicht weit von ihren Löchern, und kriechen eilig zurück in das erſte Loch, das ſie finden. Ehe man ſie wegträgt, muß man ihnen in einem Sacke die Scheren feſt zuſammen binden; ohne dieſe Vorſicht kneipen ſie einander die Beine ab, und töden einander.

Man hat gewiſſe Arten, ſie zu zurichten, und alsdenn machen ſie ein ziemlich gutes Gerichte aus; ihr Fleiſch aber, obwohl von angenehmen Geſchmacke, iſt ſchwer zu verdauen. Ihre Eyer ſind noch wohlſchmeckender, ſo wie die grünliche, fette Materie, die ſich unter der oberſten Schale des Rückens findet, die man würzet, und Salz, Piment, und Citronenſaft dazu thut. Die Eyer der Krabben hängen an einander, wie Weinbeeren, und beym Sieden werden ſie roth.

Ich bin, u. ſ. w.

Surinam, den 19 Novemer, 1750.

Der 132 Brief.

Guiana.

Vermöge der ſchwülſtigen Erzählungen etlicher Spaniſcher Enthuſiaſten, und Träumer, hatte man ſich in Europa die herrlichſten Vorſtellungen von dieſem weitläuftigen Reiche gemacht. Man redete von einem See, deſſen Sand Gold ſeyn ſollte; von einer Stadt, deren Dächer mit eben dieſem Metalle bedeckt wären, und wo eine unmäſige Pracht herrſchete. Man ſetzte hinzu, der Goldſtaub wäre ſo gemein daſelbſt, daß die Einwohner, an gewiſſen öffentlichen Feſten, den ganzen Leib damit überzögen, indem ſie ſich mit einem klebrichen Balſame beſtrichen, auf welchem dieſer koſtbare Staub hafften blieb: ferner, daß in dem Palaſte des Kaiſers das Tafelgeſchirr, die Tapeten, Tiſche, Stühle, Betten, und Schränke, aus den koſtbareſten Materien beſtünden. Dieſe Meynungen, ſo erdichtet ſie auch ſcheinen konnten, machten alle Mächte rege. Die Königinn Eliſabeth ſchickte im Jahre 1596, eine

Flotte,

Flotte, unter dem Befehle des gelehrten, und unglücklichen Raleigh, ab, welche dieſe neue Beute den Spaniern ſtreitig machen ſollte. Es wird Ihnen nicht zuwider ſeyn, Madame, dieſen berühmten Schifmann kennen zu lernen, der, wie ſie leicht glauben werden, weder einen See, noch eine Stadt, noch den Palaſt fand, wo ſo viele Reichthümer beyſammen waren.

Walter Raleigh, Weltbekannter Admiral von Großbrittanien, wurde 1552 in England, in Devonſhire, von einer edelen Familie gebohren. Nachdem er die Univerſität Oxford verlaſſen hatte, diente er, in der Armee der Hugenotten, unter dem Admirale von Coligni, wider Frankreich. Man ſah ihn hernach als Freywilligen, in den Niederländiſchen Kriegen, unter dem Prinzen von Oranien.; und als er von da weg, und nach London gieng, lernete ihn die Königinn zufälligerweiſe kennen. Einsmals, als er dieſer Fürſtinn in einem engen, und unreinlichen Durchgange begegnete, zog er ſeinen Rock aus, und breitete ihn über den kothigen Fleck, wo die Königinn hintreten wollte. Eliſabeth wußte ihm dieſer Galanterie wegen Dank, und es ſcheint, ſie habe ſie niemals vergeſſen. An

einem andern Tage ſchrieb er auf eine Glasſcheibe, in dem Palaſte, mit einem Diamante: „ich wollte mich gern heben, aber ich fürchte, zu fallen.“ Die Königinn ſchrieb mit eigener Hand darunter: „wenn dir es am Herze fehlt, ſo mußt du nicht unternehmen, dich zu heben.“

Raleigh, der wegen ſeiner edelen Geſtalt, glücklichen Geſichtszügen, und ſchmeichelnden Betragens, ſein Glück bey Hofe zu finden, gemacht war, wendete ſeine Gedanken dem ungeachtet auf die See. Er wurde durch die Hofnung, welche faſt allen Schiffleuten ſeines Jahrhundertes eigen war, dazu angetrieben, daß er glaubte, Entdeckungen zu machen. Ich übergehe hier ſeine erſten Unternehmungen zur See, nebſt ſeiner Reiſe nach dem nordlichen Theile von America, wo er, wie ich ſchon anderwärts geſaget habe, Errichtungen in Virginien angeleget hat. Nach ſeiner Rückkunft wurde er Hauptmann bey der Königinn Leibwache, und gerieth in eine ſehr vertraute Bekanntſchaft mit einer Hof-Dame. Dieſes Liebesverſtändniß hatte zu ſichtliche Folgen. Eliſabeth, die ſolches übel empfand, ließ ihn in das Gefängniß ſetzen. Sie ſchenkte ihm aber bald ſeine Freyheit, mit dem Befehle,

fehle, ſich vom Hofe zu entfernen, unerach= tet er alle behörige Ehrenerklärung gemachet, und ſeine Geliebte geheurathet hatte.

Unterdeſſen daß dieſe trübe Wolke ſein Glück verdunkelte, that er eine Reiſe nach Guiana, und ſchloß aus denen wundernswürdigen Er= zählungen, welche man dazumal davon mach= te, daß die Errichtung einer Engliſchen Co= lonie in dieſem vortrefflichen Lande, ein Ge= gengewicht wider die Spaniſche Macht abge= ben könnte, welche durch die Eroberung von Mexico und Peru anſehnlich vergrößert wor= den war. Nach einer Schiffahrt von ſechs Wochen, landete er auf der Inſel la Trinité, die den Spaniern gehörete, an. Der Statt= halter war ein tapferer Mann, aber grau= ſam, der ſeit zehn Jahren, da er dieſe Stel= le bekleidete, den Haß der Indianer ſeiner ganzen Nation zugezogen hatte. Raleigh ver= muthete, daß wenn er ſich als einen Feind der Spanier zu erkennen gäbe, er das Zu= trauen dieſer Eiländer erwerben, und ſeinen Unternehmungen in dem Lande einen glückli= chen Erfolg verſichern würde. Er grif den Statthalter in ſeiner Feſtung ſelbſt an, mach= te ihn zum Gefangenen, und ſchenkte verſchie= denen Gefangenen, welche die Caſtilianer in

Ketten

Ketten und Banden geleget hatten, die Frey=heit. Unter dieſen befanden ſich fünf Caci=quen, die an eine einzige Kette geſchloſſen, und an einen Ort geſperret worden waren, wo man ſie, nachdem man brennenden Speck auf ſie getropfet hatte, Hungers ſterben ließ. Wenn man der Sage glauben darf, ſo hieng man dieſer Unglückſeligen allemal zwölf und zwölfe, zu Ehren der heil. Apoſtel, auf.

Raleigh, um die Wilden mehr und mehr auf ſeine Seite zu bringen, verſammelte ih=re Oberhäupter, beſonders aber die, welche den Spaniern am gehäßigſten waren, und dieſes waren die meiſten, und ſagte zu ihnen, er wäre der Unterthan einer unverheurathe=ten, ſehr mächtigen Königinn, die mehr Ca=ciquen unter ihrer Bothmäßigkeit hätte, als Bäume auf ihrer Inſel wären; dieſe Fürſtinn haſſete die Caſtilianer wegen ihrer Tyranney, und hätte alle benachbarte Länder ihrer Staa=ten, ſo wohl als die nordlichen Theile der Welt, von ihnen befreyet; er aber wäre von ihr abgeſchicket worden, ſie von ihrer Scla=verey zu befreyen, und ihr Vaterland wider dieſe grauſamen und unrechtmäßigen Beſitzer zu vertheidigen. Er zeigte ihnen hernach das Bildniß der Königinn, welches ſie mit Be=

wunderung anſahen; ja man hatte Mühe, dieſe Leute abzuhalten, daß ſie ihm nicht göttliche Verehrung erwieſen.

Durch dieſe, und mehrere dergleichen Reden, welche Raleigh bey aller Gelegenheit anzubringen wußte, gewöhnten ſich die Einwohner nach und nach, an den Namen, und an die Tugenden der Königinn Eliſabeth, und wurden der Engelländer beſte Freunde. Er näherte ſich der Mündung des Fluſſes Oronoko; weil er aber in Guiana nicht hatte landen können, ſo verbrannte er die Stadt Cumana, die ihm Lebensmittel verſaget hatte, und gieng zurück nach England, wo er bey der Königinn in großes Anſehen kam.

Der Tod dieſer Fürſtinn, der einige Zeit darauf erfolgete, beraubte ihn einer mächtigen Beſchützerinn. Der Graf von Eſſex hatte ihn bey dem Könige von Schottland, mit dem er in Briefwechſel ſtund, unter nicht allzuvortheilhafften Farben abgeſchildert. Dieſer Fürſt, der hernach die Engländiſche Krone unter dem Namen, Jacob I., bekam, ſchöpfte daher ſolche nachtheilige Geſinnungen wider Raleigh, daß er ihn endlich der Rache der Spanier aufopferte. Er wurde auf übel bewieſene Anklagen verurtheilet, den Kopf

zu

zu verlieren; der König aber begnügte ſich, ihn in das Gefängniß ſetzen zu laſſen, wo er dreyzehn Jahre blieb, und ſeine Einſamkeit anwendete, eine Geſchichte der Welt zu ſchreiben. Er kam wieder auf freyen Fuß, unter der Bedingung, nach den Küſten von Guiana zurück zu gehen: als dieſe Unternehmung aber nicht glücklich ausfiel, wurde ihm der Proceß aufs neue gemacht, ſein ehemaliges Urthel beſtätiget, und ihm auf Anſuchen des Spaniſchen Geſandten der Kopf abgeſchlagen. Es iſt dieſes nicht einer der geringſten Flecke der Regirung des Königes Jacob I.

Die Engländer waren nicht die einzigen, welche durch die prahleriſchen Erzählungen der Spanier verblendet, in Guiana einzudringen ſuchten. Unmittelbar nach der Entdeckung der neuen Welt, hatten die Franzoſen ſchon verſchiedene Reiſen dahin angeſtellet. Villegagnon, Malteſerritter, und Vice-Admiral von Bretagne, ein Calviniſte, und mißvergnügt, wegen allerhand bey Verwaltung ſeines Amtes gehabter Verdrießlichkeiten, machte den Anſchlag, eine Colonie von Proteſtanten dahin zu führen. Sein Vorhaben wurde bey Hofe unter dem Vorwande bemäntelt, als wolle er nach dem Beyſpiele

der Spanier, und Portugieſen, eine Franzöſiſche Errichtung in America veranſtalten. Unter dieſem Scheine erhielt er von Heinrich II, zwey oder drey wohl ausgerüſtete Schiffe, die er mit Calviniſten beſetzete, und auf den Küſten von Braſilien ankam.

Der Admiral von Coligni, welcher ſeine Religion daſelbſt einzuführen wünſchte, ließ ſich dieſes Unternehmen angelegen ſeyn; und Calvinus ergrif eifrigſt die Gelegenheit, ſeine Lehre in einem Lande auszubreiten, wo ſeine Anhänger, allem Anſehen nach, völlige Freyheit haben würden. Zum Unglücke ſchickte er mehr Prediger ab, als folgſame Unterthanen; und dieſe Geiſtlichen, welche, wie gebräuchlich, herrſchen wollten, hatten mit dem Commendanten heftige Streitigkeiten. Sie erregten allerhand Aufruhr, der die Colonie theilte; die Portugieſen aber machten ſich dieſes zu Nutze, und zerſtöreten ſie. Villegagnon entſagte dem Calvinus, behandelte die Prediger als Friedensſtörer; dieſe hingegen hießen ihn einen Atheiſten, und alle ſchöne Vorſchläge wurden vereitelt.

Nachdem die Franzoſen genöthiget worden waren, Braſilien zu verlaſſen, begaben ſich diejenigen, welche nicht in ihr Vaterland zurück

rück kehren wollten, nach Guiana; aber erſt viele Jahre nachher legten ſie Errichtungen daſelbſt an, die von der Regirung genehmiget wurden. Kaufleute von Rouen ſchickten eine Colonie von ſechs und zwanzig Mann ab, die ihre Wohnungen an den Ufern des Sinamary aufſchlugen; andere ließen ſich an dem Fluſſe Conamarac nieder; und beyde Truppe vergrößerten ſich durch neue Verſtärkungen von Leuten, und Vorräthen. Endlich entſtund eine Geſellſchaft, welche Freyheitsbriefe erhielt, und berechtiget wurde, den Handel von Guiana ausſchlußweiſe zu treiben, und in dieſen Patenten waren die Gränzen zwiſchen den Amazonen-Fluß, und dem Oronoko, beniemet.

Dieſe Geſellſchaft wurde berühmt, wegen des Antheils, den verſchiedene Perſonen von Stande, mit Genehmhaltung des Hofes, der ihnen neue Freyheiten bewilligte, daran nahmen. Sie führte den Titel der Geſellſchaft vom Aequinoctial-Frankreich, ein Name, den man dazumal Guiana gab, welches die Franzoſen Cayenne nenneten. Der Abt von Marivaux, Doctor der Sorbonne, Roiville, ein Edelmann aus der Normandie, und Laboulaie, Intendant über das Seeweſen, vereinig-

einigten ſich, obwohl in verſchiedenen Abſichten, zu Ausführung dieſes Unternehmens. Der Eifer, die Americaner zu bekehren, war der Bewegungs-Grund des Abts von Marivaux; Roiville, ſagt man, war Willens, ſich eine Art von Oberherrſchaft zu erwerben; Laboulaie dachte an nichts, als die Handlung und das Seeweſen von Frankreich in Aufnehmen zu bringen, darüber er unter dem Herzoge von Vendome die Aufſicht hatte.

Dieſe drey Leute, an der Spitze von ſechs hundert anderen, welche die Compagnie in ihre Dienſte genommen hatte, ſchiften ſich zu Paris, vor dem Garten der Thüillerien, in großen Kähnen ein, um die Seine hinunter, nach Honfleur zu fahren. Der Erfolg aber war, gleich von der Abreiſe an, unglücklich. Marivaux, welcher unternehmend war, und ſich als Generaldirector nach Cayenne begeben ſollte, fiel bey dem Conferenzthore, als er etwas anordnen wollte, in den Fluß, und ertrank. Roiville wurde in einem Aufſtande unter Weges erſtochen; und von den übrigen Leuten waren nach ſechs Monaten nichts als fünf oder ſechs hundert tode Körper vorhanden, die entweder durch Krankheiten, oder durch die Wilden, umgekommen waren. Eine

ne andere Geſellſchaft, unter eben dieſem Namen, und unter der Aufſicht des Hrn. de la Barre, Requetenmeiſters, brachte die Franzoſen in dieſem Theile von America, deſſen die Holländer ſich ſchon bemächtiget hatten, wieder zu ihrem vorigen Beſitze, und dieſe Colonie kam bald hernach in Aufnehmen.

Eben die Holländer, die in Guiana auf uns gefolget waren, hatten eine koſtbare Errichtung daſelbſt angeleget. Sie waren durch die Portugieſen gezwungen worden, wie wir, Braſilien zu verlaſſen, unerachtet ſie daſelbſt anſehnliche Eroberungen gemachet hatten; und gedachten ſich ihres Verluſtes wegen zu entſchädigen, indem ſie eine Colonie an dem Fluſſe Surinam errichteten. Die Franzoſen hatten dieſe Landſchaft ſeit dem Jahre 1640 in Beſitz gehabt; weil das Erdreich aber moraſtig und ungeſund war, verließen ſie es, und die Engländer, die es wegnahmen, achteten es ebenfalls nicht. Die Holländer, derer Vaterland ſelbſt nichts als ein Moraſt iſt, ließen es ſich beſſer gefallen, und England machte keine Schwierigkeiten, ihnen ſolches abzutreten. Das Erdreich war eben ſo ungeſund nicht, als nur wegen der vielen dicken Wälder, welche verhinderten, daß Luft und

Sonne es trocken machen konnten: als man aber ſah, daß viel Zucker daſelbſt zu erbauen war, ſchlug man eine ſo große Menge Holz nieder, daß man gar bald geſündere Luft ſchöpfete.

Die Holländiſche Nation, beſtimmt Moräſte anzubauen, und fruchtbare Felder zu erzeugen, da wo andere Völker nichts als undankbares Land, und magern Boden finden, hat den Geſchmack ihres Landes nach Surinam gebracht, das heißt, ſie hat das Land in Canäle zerſchnitten, und, ſo wie in Batavia, ein neues Amſterdam errichtet. Auf einen feuchten und ſchlammigen Boden hat ſie eine Feſtung, Zelandia, nahe bey der Stadt Paramaribo, angeleget; und dieſe durch Franzöſiſche Vertriebene zugenommene Colonie erſtreckt ſich, von Norden gen Süden, längſt dem Fluſſe, wovon ſie den Namen trägt. Einige Privatleute haben auch Wohnungen an dem Berbice, Surinam gegen Weſten, zu bauen angefangen, weil ſie aber wenig unterſtützet wurden, hat ihr Unternehmen keinen Fortgang gehabt; da hingegen die erſteren eine große Menge Zucker nach Europa verſendet haben. Seit weniger Zeit haben ſie auch verſucht, Caffe zu pflanzen, der ſehr wohl

fortgekommen iſt. Bey Verbeſſerung der Art und Weiſe, ihn zu bauen, wird er ohnfehlbar auch noch beſſer werden.

Nach allem dem, was ich angeführet habe, werden Sie finden, Madame, daß Guiana in zwey Theile kann getheilet werden, in das Franzöſiſche, Cayenne genennt; und in das holländiſche, oder die Provinz Surinam, wo ich noch einige Zeit zu bleiben gedenke. Der Herr Mauritius, hieſiger Statthalter, bey welchem ich wohne, wird mir Gelegenheit verſchaffen, die ich ſonſt nicht haben könnte, um noch verſchiedene auf den Küſten von Terra firma vorhabende Reiſen, anzuſtellen. Inzwiſchen will ich Ihnen von dieſen zweyen Theilen von Guiana Nachricht geben; ja von dreyen, und ſo gar von vieren, denn die Portugieſen und Spanier haben auch Beſitzungen daſelbſt. Ich fange demnach von Surinam an.

Die erſten Holländiſchen daſigen Errichtungen wurden von etlichen Einwohnern aus Seeland, unter dem Schutze der Staaten dieſer Provinz, unternommen. Die Staaten überließen ſie der Weſtindiſchen Compagnie, dieſe aber, wegen Unvermögen des dahin zu ſendenden nöthigen Beyſtandes, gab ein

Drittel

Drittel davon an den Magiſtrat von Amſterdam, ein anderes, an eine Privatperſon, und das übrige behielt ſie für ſich. Durch dieſe Theilung hat die Colonie den Namen der Geſellſchaft von Surinam bekommen, und iſt ſeitdem unter der Aufſicht dieſer dreyen Eigenthümer beſtändig geblieben.

Der Fluß, der ihr den Namen gegeben hat, iſt einer der vornehmſten im Lande. Zwey Stunden von ſeinem Ausfluſſe, iſt auf jeder Seite eine Schanze angeleget, wo etliche Canonen, und ſo viel Mannſchaft, als nöthig, befindlich ſind, um den Weg in Kriegszeiten zu vertheidigen. Dieſe Schanzen liegen denen Schiffen, die den Fluß herauf fahren wollen, im Geſichte, und benachrichtigen die, eine Stunde darüber gelegene, Feſtung, auf ihrer Huth zu ſeyn. Man nennet ſie das Fort von Amſterdam; ſie liegt an dem Zuſammenfluſſe zweyer Armen des Fluſſes, und im Geſichte der beyden Schanzen. Es fehlet ihr an keinem der benöthigten Magazine, zu allen Arten von Kriegsvorräthen. Es ſind ſo gar Windmühlen, das Getreide der Beſatzung zu mahlen, darinnen angeleget. Zu Friedenszeiten werden nicht leicht über hundert Mann, unter

dem

dem Commando eines Artilleriehauptmanns, welcher Commendant heißt, unterhalten.

Bey der geringſten Gewaltthätigkeit, die man zu brauchen gedächte, und wenn man auch vor den Schanzen vorbey gefahren wäre, würde man ſich groſer Gefahr zwiſchen dieſen dreyen Feuern ausſetzen. Wenn ein Schiff in den Fluß einfährt, muß es ſeinen Paſſeport einſchicken, und um Erlaubniß bitten, ſeinen Weg fortzuſetzen. Nimmt es dieſes Ceremoniel nicht in Acht, ſo feuert man ein ſcharf geladenes Stück ab, und das Schiff muß funfzehn Gulden dafür bezahlen. Machet es Schwierigkeiten, ſo bekommt es einen zweyten Schuß, und der Preis verdoppelt; widerſetzt es ſich nochmals, ſo muß es bey dem dritten Schuſſe dreymal ſo viel bezahlen. Eine fernere Hartnäckigkeit würde machen, daß es in Grund geſchoſſen würde. Hat man ihm die Durchfahrt zugeſtanden, muß es die Feſtung, in einer Weite, da man es hören kann, mit neun Stückſchüſſen begrüßen; die Feſtung aber antwortet durch drey andere, um ſich zu bedanken.

An einem der Arme des Fluſſes, wo dieſe Citadelle liegt, ſieht man auf der einen Seite Caffepflanzungen; auf der andern, Wälder,

bis an die Stadt Paramaribo, nahe bey dem Fort Zelandia. Fährt man weiter hinauf, ſo findt man eine unzähliche Menge Canäle, die auf viele Stunden weit mit Bäumen beſetzet ſind, und eine immerwährend grüne Ausſicht veranlaſſen. In ihren Zwiſchenräumen genießet man einer friſchen und von den vortreflichſten, balſamiſchen Gerüchen erfüllten Luft. Noch höher entdecket man einen kleinen Flecken, und über dieſem, ein Dorf, in welchen beyden nichts als Juden wohnen. Endlich, ſechs Stunden noch weiter, iſt ein groſer Berg, wo allzeit bewafnete Soldaten das Bezeigen der Indianer mit wachſamen Auge beobachten müſſen. Die anderen Flüſſe, als den Copemane, Sarameca, Comowine, Cotica, Marawine, u. a. habe ich nicht befolget; ich weis aber, daß überall angebautes Land, ergiebige Pflanzörter, reiche Wohnungen, und die ſchönſten Ausſichten von der Welt ſind.

Paramaribo, die Hauptſtadt dieſes ganzen Landes, war in alten Zeiten ein von den Indianern bewohntes Dorf. Sie liegt, ſo wie das Fort, an dem Fluſſe Surinam, und iſt ohngefähr zwölf Stunden vom Meere entfernet. Sie wird nicht über acht hundert

Häu-

Häuſer haben; bey jedem aber findt man einen Garten. Die Häuſer des Gouverneurs, und Commendanten ausgenommen, ſind alle übrige von Holze, aber ſehr ordentlich gebauet, ob ſie ſchon wegen der großen Hitze keine Fenſter haben. Ein ſolches Haus koſtet von fünf, bis zu fünf und zwanzig tauſend Gulden, theils wegen des hohen Preiſes des Holzes, theils, weil man die Baumaterialien aus Europa kommen laſſen muß. Die Steine ſind noch ſeltener, und theuerer; und an Kalche fehlt es ganz und gar.

Das Gouvernementhaus nimmt eine der Seiten des Waffenplatzes, ein, nahe bey dem Orte, wo die Fremden anlanden. Es hat einen ſehr ſchönen Garten, wo der Gouverneur nach dem Fort Zelandia kommen kann, welches, wie ich geſaget habe, nicht weit von der Stadt iſt. Faſt in allen Gaſſen ſieht man Alleen von Orangenbäumen, welche zweymal im Jahre blühen, und zu aller Zeit den lieblichſten Geruch von ſich geben. Die Rehde iſt eine der ſchönſten von America: man zählet gegenwärtig, faſt auf ſechzig Schiffe darinnen, außer den vielen Barken, welche dem Orte ein ſehr belebtes Anſehen geben.

Es

Es iſt nicht zu läugnen, daß Surinam ein für die Geſundheit gefährlicher Ort ſey. Man hat vier auf einander folgende Jahreszeiten zu ertragen, zweye von trockenem, und zweye von Regen-Wetter, welche die Luft ungeſund machen. Tag und Nacht ſind beſtändig gleich; und die Nächte werden denen, die nach der großen Tageshitze dem Thaue ausgeſetzet ſind, höchſt gefährlich. Wenn die Sonne am höchſten ſteht, ſo verurſachet die brennende Luft eine ſo ſtarke Auflöſung der Säfte in dem Cörper, und ein ſo anhaltendes, heftiges Schwitzen, daß alles Waſſer, das man trinket, in dem Augenblicke durch die Schweißlöcher durchdringt, als wenn es aus einem Schwamme gedrücket würde. Auf den Schiffen haben die Matroſen noch weniger reine Luft: die Hitze iſt daſelbſt zum Erſticken; inſonderheit wenn Zucker geladen iſt, deſſen faſt entzündete Dünſte den Athem benehmen. Hierzu kommt die Unbeſtändigkeit der Witterung, da alle vier Jahreszeiten vielmal in einem Tage auf einander folgen. Die Winde ſind häufig und ungeſtüm, und die Donnerwetter außerordentlich heftig: oft an dem heiterſten Tage vereinigen ſich auf einmal alle Ungewitter und Lufterſcheinungen,

ſo

ſo daß man denken ſollte, ſie wollten die Colonie auf einmal verheeren.

Hier, wie auf den Antillen, und faſt in dem ganzen mittäglichen America, rechnet man dreyerley Einwohner; weiße, ſchwarze, und Landeseingebohrne. Letztere unterſcheiden ſich von den übrigen Wilden wenig, beſonders von den Caraiben, derer Namen ſie führen, und einerley Urſprung mit ihnen zu haben ſcheinen. Es ſind die nämlichen Geſichtszüge, eben dieſelbe Farbe, Geſtalt, Zierathen, und Anputz. In Anſehung der Sitten, ſind es eben die Laſter, und eben die Tugenden; gleiche Ehrfurcht für alte Leute, gleiche Einfalt, Schläfrigkeit, Grauſamkeit wider die Gefangenen, gleiche Liebe zur Freyheit, eben die Abneigung wider das Chriſtenthum. Sie haben auch einerley Gewohnheiten, einerley Zeitvertreib, Ceremonien, Waffen, Speiſen, Wohnung, Beſchäftigung; kurz, was ich von den Wilden der Antillen geſaget habe, kommt denen von Guiana auch zu. Sie leben mit den Holländern friedlich, weil dieſe Sorge tragen, daß ihnen Recht wiederfahre, und kein Leid zugefüget werde. Ueberdieß ſind ſie eine große Hülfe, ja bey

vielen Gelegenheiten ſchlechterdings unentbährlich.

Die Schwarzen machen die mehreſten Einwohner in Surinam aus. Da ſie aus eben denen Gegenden, wie die auf unſeren Inſeln, kommen, ſo iſt kein Unterſchied unter ihnen, als der etwa von der Regirung, unter welcher ſie ſtehen, herkommen kann. Hier, zum Exempel, wenn ein Herr ſeinen Sclaven frey laſſen will, iſt er verbunden, nächſt dem Verluſte des Preißes ſeines Sclaven, den Loslaſſungsbrief theuer zu bezahlen, ohne welchen kein Schwarzer in der chriſtlichen Religion kann unterrichtet, noch weniger getaufet werden. Hiernächſt muß der Sclave ein Handwerk erlernet haben, um im Stande zu ſeyn, ſein Brod zu verdienen, ſonſt man ſeine Erhaltung von dem Herrn fordern würde, damit er der Colonie nicht zur Laſt gereiche. Daher leicht zu ermeſſen iſt, daß wenige Sclaven hier das Chriſtenthum annehmen. Ihre Religion beſteht darinnen, daß ſie einen Gott glauben; allein ſie können ſich doch nicht enthalten, zu gleicher Zeit den abergläubigen, götzendienſtlichen Gebräuchen nachzuhängen. Sie leſen ſich ein Thier aus, welches ſie anbeten; und jede Familie hat ihr eigenes; denn der Sohn

kennet

kennet kein anderes, als das von ſeinem Vater. Dieſer lächerliche Götzendienſt höret nicht auf, als nur bey denen, die, durch das Glaubenslicht erleuchtet worden ſind, die Taufe verlanget, und empfangen haben. Ihre Anzahl iſt gering, wegen derer Schwierigkeiten, die, wie Sie geſehen haben, bey ihnen vorfallen, um die Freyheit zu erlangen.

Wenn einem Schwarzen ein Sohn gebohren wird, ſo bittet er ſeinen Herrn, ihm ſeinen Namen zu geben; iſt es eine Tochter, ſo wendet er ſich an deſſen Frau. Das erſte Wort, das er ſeinem Kinde ausſprechen lehret, iſt: guten Morgen, Herr; die erſte Pflicht, die er ihm einflößet, iſt, ſeine Oberen zu ehren. Dieſe Ehrfurcht geht ſo weit, daß unerachtet die Schwarzen ſehr eiferſüchtig ſind, ſie ſich dennoch geehret zu ſeyn glauben, wenn ihre Weiber mit ihren Herren zu thun gehabt haben; da hingegen, wenn ſie die geringſte Vertraulichkeit mit einem Indianer, oder anderem Schwarzen ſpürten, ſie die Frau und den Liebhaber vergiften würden.

Wenn ich ſonſt von den Weibern der Schwarzen geredet habe, habe ich Ihnen geſaget, Madame, mit was für Leichtigkeit diejenigen, die Mütter werden, ſich einer Bür-

de entledigen, die bey anderen Weibern ſo viele Sorge verurſachet, und vielmals unglücklich abläuft? Unerachtet ſie zu der härteſten Arbeit bis auf den Augenblick ihrer Niederkunft angehalten werden, ſo ſind ſie doch niemals krank, und es wiederfährt ihnen keiner der bey unſern Europäiſchen Weibern ſo gewöhnlichen Zufälle. Ich habe eine dieſer Sclavinnen geſehen, die fünf oder ſechs Stunden, ehe ſie niederkam, mehr als funfzig Peitſchen-Hiebe auf den Hinterſten bekam, und ihr Kind nicht weniger glücklich zur Welt brachte.

Aus den gemachten Rechnungen über die Einwohner in Surinam erhellet, daß die Anzahl der Schwarzen ſich auf neunzig tauſend beläuft, die geflüchteten Schwarzen (Marons,) nicht darunter begriffen. Letztere machen ein fürchterliches Volk aus, das der Colonie oft ſehr beſchwerlich gefallen iſt. Die Regirung hat ſich die gröſte Mühe gegeben, dieſe Leute wieder unter den Gehorſam zu bringen, und hat einen Preis auf ihre Köpfe geſetzet; ſie haben ſich aber gerächet, und haben die Pflanzungen bey Nachtzeit verwüſtet, auch die anderen Sclaven verleitet, ihre Herren umzubringen, und ſich zu ihnen zu geſellen.

len. Sie haben die Wege denen, die ſie haben angreifen wollen, verſperret, die Vortheile der Gegend genutzet, die Hinderniſſe vermehret, und die Schwierigkeiten, ſie zu verfolgen, gehäufet. Gegenwärtig iſt man beſchäftiget, einen Friedensvertrag mit ihnen zu errichten; und man ſagt ſchon, ihnen anſtändige Geſchenke, durch ein Detaſchement von der Beſatzung zu Paramaribo, zu überſchicken. Folgendes hat man mir geſaget, ſollen die Präliminarien, und Bedingungen des Vertrages ſeyn.

„Sechs Räthe, und ein Secretair, werden von der Regirung abgeſchicket; und von Seiten der Geflüchteten (Marons,) ſollen es ſechszehn Oberhäupter ſeyn, davon ſechſe ſich mit ihren Weibern, und Kindern, in die Hauptſtadt, als Geiſeln, begeben ſollen. Man wird ihrer Nation verſprechen, ſie fernerhin nicht zu beunruhigen; und jedwedem ſoll erlaubet ſeyn, ſich niederzulaſſen, wo er will. Sie ſollen ſich aber anheiſchig machen, ihre Anzahl nicht zu vergrößern, ſondern die Ueberläufer heraus geben, und der Colonie in Kriegszeiten Hülfe leiſten. Es ſoll ihnen auch verſtattet ſeyn, mit den Weißen zu handeln; und man wird ſie als ein freyes, be-

nachbartes Volk anſehen, mit welchem man wünſchet, in gutem Vernehmen zu leben.„ Man rechnet fünf und zwanzig tauſend dieſer geflüchteten Schwarzen; und ſie können noch zahlreicher werden: ſie haben faſt alle Weiber; und in Ermangelung der ſchwarzen, ſind ihnen die Indianerinnen nicht ungeneigt.

Die in Surinam niedergelaſſenen Europäer, nebſt denen von Europäiſchen Aeltern Gebohrenen, machen die dritte Claſſe der Einwohner aus. Es herrſchet unter ihnen eine Freyheit, die wir in unſern Ländern nicht kennen. In der Stadt, ſowohl als auf dem Lande, in Geſellſchaft, wie zu Hauſe, bey anderen, wie bey ſich, iſt nichts einfacher, nichts weniger geſuchet, als ihre Art, ſich zu kleiden. Die ordentliche Kleidung, wenn ſie nicht Ceremonienbeſuche machen, beſteht in einer weißen Weſte, baumwollenen Mütze, und in einem Hute darüber. Es giebt aber doch Gelegenheiten, wo man, wie anderwärts, Pracht und Verſchwendung in Kleidern ſehen läßt. Unſere Moden verbreiten ſich auch in dieſen Gegenden kurze Zeit hernach, wenn ſie in Europa erfunden worden ſind; und die Weibsperſonen, denen die Begierde zu gefallen nicht verſtattet, ſich zu ver-

nach-

nachläßigen, ſind weder die einzigen, noch allemal die erſten, die ſie annehmen: es giebt daher in der Stadt eine große Menge, mit allen Arten von Waaren wohl verſehene Kramladen. Tuch, Sammt, ſeidene Stoffe, goldene und ſilberne Treſſen, alles findet man im Ueberfluſſe; alles aber iſt außerordentlich theuer, weil es von auswärts her kommt, und man keine eigenen Manufacturen hat. Inſonderheit muß man die blendende Weiße des Tafelzeuges, und der Anziehwäſche, welche die Sclavinnen waſchen, und platten, bewundern. In America rühmet man die Schuſter von Saba, die Gerber von Jamaica, und die Wäſcherinnen von Surinam.

Die Tafeln ſind überflüßig beſetzet, ob ſchon die Lebensmittel ſehr theuer ſind. Das Fleiſch koſtet zehn Sols das Pfund, und das Brod fünfe; (näher 4 u. 2 ggl.) Das Federvieh iſt noch am wohlfeilſten. Die Reichen haben in ihren Wohnungen Schwarze, welche Fiſcher und Jäger abgeben, und ihnen an Fiſchen, und Wilpret nichts abgehen laſſen. Ob man gleich keinen Wein in dem Lande erbauet, ſo wird doch eben ſo viel, und eben ſo guter getrunken, als in irgend einer

andern Colonie. Die Güte, und der Ueberfluß der Tafel wird durch eine Menge Sclaven noch mehr erhoben, welches zuſammen dieſen dicken Holländern ein Anſehen von Reichthume und Pracht giebt, die man ſonſt nur bey großen Herren findet.

Wollen ſie den Lebenswandel wiſſen, den ein Surinamer führet? Mit Sonnenaufgange ſteht er auf, das heißt um ſechs Uhr. Kaum iſt er aus dem Bette, ſo trinkt er Thé, oder Caffe, unterdeſſen daß ſeine Sclaven den Tiſch decken, um das Frühſtück aufzutragen, das in allen Häuſern in Schinken, oder anderm geräucherten Fleiſche, nebſt Butter, Käſe, ſtarkem Biere, und Maderaweine beſteht. Der Tiſch bleibt auf dieſe Art, bis um neun Uhr für jeden guten Freund beſetzet, der ſich zeiget. Nach dieſem zweyten Frühſtücke, beſchäftiget er ſich mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten bis um eilf Uhr, und alsdenn geht er auf die Börſe. Dieſe iſt ſo gut, als ein Wirthshaus, wo er Puntſch, Wein, oder Bier trinket, bis um ein Uhr, da er ſich nach Hauſe begiebt, um zu eſſen. Auf das Mittagsmahl folgt ein ſanfter Schlaf. Um vier Uhr wird Thé gegeben; und um fünf Uhr begiebt er ſich wieder auf die Börſe,

wo

wo er mit Spielen die Zeit vertreibet, oder ſpatziren geht, bis zum Abendeſſen. Selten fährt er; die Kutſchen ſind in Surinam nicht ſehr gewöhnlich: man muß ſie aus Europa kommen laſſen, und dieſe Koſten, ſowohl als der Ankauf, und Unterhalt der Pferde, gehen ſehr weit. Ich kenne niemanden, als den Statthalter, und fünf oder ſechs der Vornehmſten in der Stadt, welche Wagen und Pferde haben. Einige andere haben leichte Chaiſen, lediglich zum Landgebrauche; niemand aber geht auf der Gaſſe, ohne einen Schwarzen bey ſich zu haben, der ihm einen Sonnenſchirm träget. Die Weiber haben noch überdieß etliche Sclavinnen, die ihnen folgen. Wenn ich anderwärts von den Damen in Batavia geredet habe, habe ich faſt das Bildniß der hieſigen gemachet: es iſt die nämliche Pracht, der nämliche Stolz, gleiche Unwiſſenheit, gleiche Härte wider die Sclaven, u. ſ. w.

Es iſt nur den Engländern erlaubt, oder auch denenjenigen, die von der Geſellſchaft von Surinam abhängen, Handlung in der Provinz zu treiben. Kein Schiff, von welcher Nation es ſey, ſelbſt die Schiffe der anderen holländiſchen Staaten, dürfen in

den Haven einlaufen, um zu handeln. Die Engländer bringen geräuchertes Fleiſch, eingeſalzene Fiſche, Tabak in Blättern, tännene Breter, Mehl, Lichte, u. d. m.: ſie tauſchen dafür Melaſſenzucker ein, ihren Rum davon zu machen; und dieſes iſt die einzige Waare, die ſie ausführen dürfen; außerdem würde ihnen die Einfahrt in den Haven unterſaget werden.

Die von der Geſellſchaft abhängigen Holländer liefern dem Lande Wein, Bier, abgezogene Waſſer, Butter, Käſe, Gewürze, Schuhe, Strümpfe, Hüte, Leinwand, und Kleider, alles Sachen, die um ſo viel nöthiger ſind, da man hier nicht mehr als zwey Schuſter, zwey Schneider, zwey Becker, zwey Zimmerleute, einen Mäurer, und einen Hufſchmidt hat. Hingegen ſieht man deſto mehr Aerzte, Wundärzte, und Apotheker. Es iſt wahr, man richtet die Sclaven zu allerley Handthierungen ab; da ſie aber nur ihren Herren dienen können, ſo ſind andere genöthiget, ſich mit denen wenigen Handwerksleuten zu behelfen, die in der Hauptſtadt ſind. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe geringe Anzahl, zum Bedürfniſſe von mehr als vier tauſend Einwohnern, Europäern,

päern, und Creolen, ſowohl in der Stadt, als in den Pflanzörtern, nicht hinlänglich iſt; die eilf oder zwölf hundert Mann regulirter Truppen, die in der Colonie Dienſten ſtehen, nicht gerechnet.

Dieſe Truppen, unter dem Commando des Statthalters, der von der Geſellſchaft als Oberſter ernennet wird, und von den General-Staaten ſein Patent erhält, ſind in zwey Bataillonen abgetheilet. Ein jedes hat zwey Oberſt-Lieutenants, vier Hauptleute, eben ſo viel Lieutenants, und andere untergeordnete Officiere, alle im Solde von Holland, und von der Surinamiſchen Geſellſchaft. Außer dieſen ordentlichen Truppen machen die Einwohner der Stadt unter ſich drey Compagnien Miliz aus, welche im Falle der Noth bereit ſeyn müſſen, die Provinz zu vertheidigen, daher ſie allezeit mit Gewehre, Pulver, und Bleye verſehen ſind. Die Hauptleute müſſen Achtung darauf haben, und auf Befehl der Regirung alle Jahre zweymal eine allgemeine Unterſuchung diesfalls anſtellen. Eben ſo verhält es ſich mit denen an den Flüßen gelegenen Pflanzungen: eine jede hat ihre beſondere Anzahl Mannſchaft, welche in kleine abgeſonderte Haufen eingetheilet ſind.

Die-

Dieſe müſſen ſich bey dem erſten gegebenen Lärmenſchuſſe auf ihren angewieſenen Plätzen einfinden.

Im Anfange der Colonie, waren der Statthalter, und einige Rathsglieder, diejenigen, die alle Streitigkeiten unumſchränkt, und unwiderruflich entſchieden. Als aber die Anzahl der Coloniſten größer wurde, ſind auch die Proceſſe wichtiger geworden, die Sachen haben ſich gehäufet, und die Streitigkeiten gemehret. Die Neuangekommenen brachten den Geiſt der Chicane aus Europa mit, daher verſchiedene Tribunale errichtet wurden, wo ſie von einem erſten erhaltenen Urthel an ein höheres Gerichte appelliren konnten. Es iſt nicht, als ob die Glieder dieſer verſchiedenen Gerichtskammern große Kenntniß in Rechtsſachen hätten. Sie ſind gute, ehrliche, und unbeſcholtene Leute, welche, wie unſere Conſuls, oder Beamte, mit redlichem Herzen, und nach der Einſicht eines geſunden, natürlichen Verſtandes das Recht ſprechen.

Der Gouverneur iſt gebohrner Präſident aller dieſer Rechtstribunale. Das erſte, welches das Polizey- und peinliche Gerichte genennet wird, beſteht aus zwölf Perſonen,

die unter den vornehmſten Einwohnern ausgeleſen, auch von ihnen ernennet werden. Man kann keine dieſer Stellen erhalten, ohne liegende Gründe im Lande zu haben. Sie ſind alle auf Lebenszeit, und tragen nichts, als Ehre ein. Das zweyte, welches den Namen der bürgerlichen Juſtiz führet, iſt mit zwölf Perſonen beſetzet, die von dem erſten Tribunale gewählet werden. Von ihren Entſcheidungen kann man nach Europa an die Verſammluug der General-Staaten appelliren. Sie ſind daher auch vom erſteren ganz und gar unabhängig, und nennen ſich, wie jene, einen oberſten Gerichtshof. Das dritte endlich, iſt eine kleine Gerichtsbank, wo Sachen in erſter Inſtanz, und von keiner Erheblichkeit angebracht werden. Der Statthalter hat das Recht, auch in dieſen beyden letzten Gerichten zu präſidiren; die Richter aber können aller vier Jahre geändert werden. Ohne von einer Menge Advocaten, und Anwälden beläſtiget zu werden, die das Mark ihrer Clienten ausſaugen, wie in Frankreich, giebt es ihrer doch noch genug, um denen, welche die Chicane lieben, Genüge zu thun.

Die einzigen **Geldſorten**, welche in Surinam gelten, ſind die Holländiſchen; eine

kleine

kleine Münze von drey Sols ausgenommen, welche die Portugieſen eingeführet haben. Dieſe iſt das geringſte Geld, und unter ihrem Preiſe kann man nichts kaufen. Die Mahlzeiten in den Wirthshäuſern ſind auf vierzig Sols, für jede Perſon, geſetzet, ohne den Wein, davon die Bouteille dreyßig Sols koſtet. Die Wohnung ſind nicht theuer, weil man blos in Hängebetten, (hamacs,) ſchläft.

Der Markt zum Obſte, Küchenkräutern, und wo die Sclaven verkaufet werden, iſt vor dem Rathhauſe, auf einem großen, ſchönen Platze, der mit Orangenbäumen beſetzet iſt. Das oberſte Stockwerk des Rathhauſes iſt zu Haltung des Gottesdienſtes eingerichtet. Er wird den Sonntag früh in holländiſcher, und Nachmittags in franzöſiſcher Sprache gehalten; es ſind auch Prieſter von beyden Nationen beſtellet, denen man ziemlich gute Beſoldungen giebt. Die Lutheraner haben eine vortrefliche Kirche, und die deutſchen und portugieſiſchen Juden zwey Sinagogen. Auch hat man eine Art von Hoſpitale angeleget, worinnen alte Leute, und bedürfende Weyſen aufgenommen werden. Dieſes iſt ſo wohl eingerichtet, daß man nicht von einer Menge Armer beläſtiget wird, wie in den meiſten unſerer

ſerer Europäiſchen Städte. Ferner ſind die Oberaufſeher verbunden, Acht auf diejenigen zu haben, welche ohne Teſtament verſterben. Sie geben den Erben Nachricht, und händigen ihnen die Verlaſſenſchaft nach Abzug des Zehnten vom hunderte, als ihrer Beſoldung, ein.

Die **Einkünfte** der Geſellſchaft von Surinam beſtehen in allerhand Auflagen, welche die Einwohner in verſchiedene Einnahmeſtuben bezahlen müſſen. In der einem empfängt man die auf alle Theile der **Handlung** gelegten Abgaben; ingleichen was von den Schiffen, und Waaren, welche außer Landes gehen, wie auch von dem in der Colonie verarbeiteten Zimmerholze, gegeben wird. Zuerſt nimmt man das zu Bezahlung der Beſatzung benöthigte Geld davon weg, hernach wird der Ueberreſt der Geſellſchaft zugeſtellet.

In der zweyten Einnahmeſtube entrichtet man die **Kopfſteuer**; da jedermann, Weiße und Schwarze, vom dritten bis zum zwölften Jahre fünf und zwanzig Sols, und vom zwölften bis zum ſechzigſten Jahre funfzig Sols, jährlich geben müſſen. Die Weißen, die nicht in Surinam gebohren ſind, dürfen die erſten zehn Jahre, da ſie ſich in der Provinz

vinz aufhalten, nichts geben. Dieſe Abgabe wird entweder im Gelde, oder in Zucker, das Pfund zu einem Sol gerechnet, bezahlet, worüber die Einnehmer der Geſellſchaft Rechnung halten: andere Waaren werden nicht angenommen. Der Statthalter kann über das, was bey ihm eingeht, ſchalten wie er will, und darf keine Rechnung, als an die Geſellſchaft, ablegen.

Die übrigen **Einnahmen** betreffen Kauf- und Verkauf, Gewerbe, den Eingang von Weinen und abgezogenen Waſſern, die Abgaben von Häuſern, Kutſchen, und Pferden, vom Viehe, u. d. Jeder Verkäufer iſt verbunden ein Gewiſſes zu bezahlen, der Käufer aber einen Sol vom Pfunde, von allem, was er bekommt. Jeder Einwohner muß den reinen Gewinnſt, den er das Jahr über erwirbt, eidlich anzeigen, und einen Theil davon zu Beſtreitung der Unkoſten für die Soldaten, die man wider die entlaufenen Schwarzen ausſchicket, erlegen. Das Geld, das von den Häuſern, und von dem Viehe einkommt, wird zu Unterhaltung der Wege, und öffentlichen Plätze angewendet. Die Beſoldungen der Geiſtlichkeit, das heißt, der Prieſter, werden von der Abgabe vom Weine, Bran-

denweine, Biere, und anderen berauſchenden Getränken genommen.

Ich bin, u. ſ. w.

Surinam, den 24 November, 1750.

Nachſchrift. Morgen, Madame, reiſe ich nach Cayenne; und meine Abweſenheit wird etwa einen Monat dauern. Rathen Sie, mit wem, und wie, ich dieſe Reiſe mache? Mit einem Hunde, mit einem Schwarzen, und mit einem Caraiben: zu Fuße, wie ſie, nackend, wie ſie, oder nicht viel mehr als ſie anhabend, das heißt, nichts als ein baumwollenes Camiſol, und leinwandene Beinkleider. Wir werden, wie auf die Jagd, gehen, und keinem anderem Wege folgen, als der uns einfällt. Das zu erlegende Wildpret ſoll uns der Schwarze zurichten: er ſoll mein Koch, der Hund meine Geſellſchaft, und der Wilde mein Dolmetſcher ſeyn.

Der 133 Brief.

Fortſetzung von Guiana.

Bey allen unternommenen Reiſen der Europåer, und etlicher Mißionnair-Jeſuiten, iſt das Innere dieſes Landes doch nur unvollkommen bekannt. Es iſt noch eine unberůhrte Erde, die kein Fůrſt zu erobern bis hieher verſuchet hat. Je weiter wir uns von der Kůſte entferneten, je mehr ſchien die Landſchaft ſich zu erheben; und wir fanden zwiſchen den Båumen flache, offene Gegenden, aber zuweilen auch ſumpfige Wieſen, wo ſich die Caimans aufhalten. Die Waſſerfålle, die den Lauf der Flůſſe unterbrechen, ſind ein unterhaltender Anblick fůr die Reiſenden. Sie wiſſen, daß man dieſen Namen großen Felſen giebt, die das Flußbette verſperren, und gróſſere und kleinere Waſſerfålle, nach Beſchaffenheit der Hóhe des Erdreichs, veranlaſſen. Sie erſtrecken ſich zuweilen auf mehr als eine viertel Stunde weit, und nóthigen die Indianer, ihre Kåhne zu verlaſſen, die Segel abzunehmen, und ſie

darüber hinaus zu tragen. Es giebt Indianer, die verwegen genug ſind, um ſich die Mühe zu erſparen, über dieſe Caſcaden, derer Schnelligkeit Entſetzen verurſachet, weg zu fahren. Denen Europåern, welche es ihnen nachthun wollen, koſtet es oftmals das Leben.

Nachdem wir etliche Tage gegangen waren, kamen wir in einen Flecken der Wilden, derer Oberhaupt ein Mann von hundert Jahren war, und nebſt einer dauerhaften Geſundheit, und vortreflichen Lebhaftigkeit des Geiſtes, eine große Erfahrung hatte. Er war in ſeiner Jugend auf der Inſel Cayenne geweſen, wo er durch den Umgang mit den Franzoſen den Unterſchied der Nationen, und der Menſchen, hatte kennen gelernet. Er redete unſere Sprache mit ziemlicher Fertigkeit, und weil ich ein Franzoſe war, nahm er mich ungemein wohl auf. „Ich habe Ihre Nation allezeit lieb gehabt, ſagte er zu mir; ſie iſt nicht, wie die anderen Europåer, in dieſe entfernten Gegenden gekommen, unſer Geſchlecht zu vertilgen: ſie hat auch unſerer Freyheit keinen Abbruch gethan; und indem die Franzoſen unſere Nachbarn geworden ſind, haben ſie nicht geſuchet, uns zu Sclaven

ven zu machen. Sie haben uns wie Menſchen gehalten, und wir ſehen ſie als gute Freunde und Brüder an.„

Ich machte mir dieſe vortheilhaften Geſinnungen zu Nutze, und bemühete mich, die Gewogenheit des alten Mannes mehr und mehr zu erwerben. Sein hohes Alter, ſein Verſtand, und ſein vortreſliches Gedächtniß, verſprachen mir allerhand Erläuterungen über das Innere des Landes, hauptſächlich aber über die berühmte Stadt **Dorado**, von welcher die Spanier ſo viele Wunder erzählen. „Sie ſind nicht, fuhr er fort, der erſte Franzoſe, der mich über dieſes abentheuerliche Land befraget hat; und, um Ihnen einigermaaßen Genüge zu thun, ſo iſt folgendes das, was ich oft in meiner Kindheit von einer alten Frau habe erzählen gehöret, die für eine Hexe gehalten wurde, und die wir die Närrinn hießen. Mein armer Ouaco, ſagte ſie, (es war dieſes der Name ihres Mannes,) wurde von Leuten mit langen Bärten, (von den Spaniern,) die von Morgen herkamen, weggenommen, und gezwungen, ihnen als Dolmetſcher, und Wegweiſer, bey Erforſchung einer ganz goldenen Stadt, zu dienen. Sie kamen zuerſt in ein

ein Land, wo die Einwohner die Augen auf den Achſeln, das Maul auf der Bruſt, und die Haare auf den Rücken haben: es iſt dieſes die fürchterlichſte aller Nationen. Ihre Waffen, welche Bogen und Pfeile ſind, ſind dreymal ſo groß, als die unſerigen. Der Gift, wo ſie ſie hineintunken, iſt allezeit tödlich, und verurſachet ſolche entſetzliche Schmerzen, daß die Verwundeten in eine Art von Raſerey verfallen. Sie werden ſchwarz, und der Geſtank, den ſie von ſich geben, iſt unerträglich. Ich zwinge niemanden, mir zu glauben.„

„Dieſe Völker thaten den Spaniern kein Leid, und ließen ſie ruhig durch ihr Land ziehen. Weiter hinaus aber trafen ſie ſchlimmere Leute an, welche ihrer eine Menge durch weiter keine Bemühung umkommen ließen, als daß ſie ein Thal beſetzten, und das daſelbſt befindliche Gras anzündeten, wo die Spanier von dem Rauche und der Flamme erſtickten. Ich zwinge niemanden, mir zu glauben.„

„Dieſes Thal gränzet mit der goldnen Stadt; und die Einwohner ſind beſtändig beſchäfftiget, die Fremden davon entfernet zu halten. Wenn dieſe aber mit keiner Ar-

mee, ſondern nur aus Neubegierde, oder in der Abſicht, ihr Glück zu machen, dahin kommen, erweiſet man ihnen keine übele Begegnung. Man begnüget ſich, ihnen die Augen zu verbinden, und Wächter zu geben, die ſie begleiten. Man ſchickt ſie hernach, mit Golde beladen, wieder zurück; denn das Gold iſt hier ſo gemein, daß man ganze Berge damit bedecket ſieht. Die Spanier wurden einen davon in der Entfernung gewahr, der von Diamanten und Edelſteinen glänzete. Ich zwinge niemanden, mir zu glauben.„

„Dieſer Anblick feuerte ihren Muth an; ſie thaten einen übertriebenen Marſch, und aus Furcht, die anderen Europäer möchten auch dahin kommen, und dieſe Schätze mit ihnen theilen wollen, ließ ihr General alle ſeine Leute in Schlachtordnung ſtellen, und nahm das Land im Namen des großen Caciquen von Spanien in Beſitz. Freunde, ſagte er zu ſeinen Soldaten, ihr wißt, was für Mühe ich mir gegeben habe, das mächtige Reich von Guiana, das reiche Land von Dorado, zu entdecken; itzt iſt der Augenblick, Früchte davon einzuſammeln; ich trage Ihnen alſo, Ihnen, Don Franciſco Carillo, meinem Lieutenant, auf, dieſes Kreuz, das

auf

auf der Erde ſteht, in die Höhe zu heben, und es gegen Morgen zu kehren. Carillo gehorſamte; die ganze Armee fiel auf die Kniee, und betete; der General nahm einen Becher voll Waſſer, und trank. Man reichte ihm einen zweyten; er goß das Waſſer, ſo weit er konnte, auf die Erde, zog ſeinen Degen aus, ſchnitt das Gras, das um ihn herum ſtund, ab, und ſagte: in dem Namen Gottes, bemächtige ich mich dieſer Landſchaft, für meine Nation, und für den König, meinen Souverain und Herrn. Hierauf kniete man wieder nieder, und alle Anweſende antworteten, daß ſie dieſe Eroberung bis auf ihren letzten Blutstropfen vertheidigen wollten.„

„Der General rückte zwey Stunden weiter vor, und kam an ein Dorf, wo er, weil er der ſtärkſte war, von dem Caciquen mit vieler Freundſchaft aufgenommen, und mit einer Menge Goldes beſchenkt wurde. Ouaco kriegte Befehl, ihn zu fragen, wo er dieſes Metall her bekäme. Er gab zur Antwort: aus einer benachbarten Provinz, wo man das Gras mit ſeiner Wurzel und der daran hängenden Erde ausreißt, uud alles zuſammen in große Gefäße thut: wird ſolches hernach genugſam gewaſchen, ſo bekommt man

das reinſte Gold. Ich zwinge niemanden, mir zu glauben. „

„Alle Einwohner hatten goldene Platten auf der Bruſt, und goldene Ohrengehänge. Der Cacique ſagte, wenn man ihm Hacken, Säbel, oder Meſſer brächte, ſo wollte er gern Goldſtangen dafür geben. Man ließ ſolche ſogleich kommen, und er gab für jedes eiſerne Werkzeug ein Stück feines Goldes von der Größe eines Armes. Der General ließ ſich ſeine Freude darüber nicht merken, und ſeine Leute thaten, als wenn ſie bey dem Anblicke ſo vieler Reichthümer ganz gleichgültig wären. Ich zwinge niemanden, mir zu glauben. „

„Die Spanier waren unter der angenehmſten Erwartung ganz ruhig, als man ihnen mitten in der Nacht die Nachricht brachte, daß die Völker aus dem Gebirge ſich in Bewegung ſetzten, um ſie feindlich anzugreifen. — — — Hier, fieng die Hexe, als ob ſie wegen des Schickſals ihres geliebten Ouaco bekümmert wäre, ein ſolches Geheul zu machen an, daß ſie nicht im Stande war, ihre Erzählung zu endigen. „

„Es iſt wahrſcheinlich, fuhr der alte Mann fort, daß die Caſtilianer durch den

Wider=

Widerſtand der Völker des Gebirges aufgehalten wurden; man müßte denn, ſetzte er hinzu, die weit vernünftigere Parthey ergreifen, und von dieſem alten Weibermährgen gar nichts glauben. Dieſes iſt es, ſagte ich ihm, was die Spanier nicht gethan haben: denn man behauptet, daß ſie dazumal in Carthagena ſich von nichts, als von der Entdeckung von Dorado, unterhalten hätten. Einer von ihnen ſchrieb an ſeinen Freund, daß eine Fregatte angekommen wäre, mit einer Rieſenmäßigen Bildſäule von gediegenem Golde, die ſieben und vierzig Centner gewogen habe. Es wäre, ſagte man, die Gottheit einer großen Provinz geweſen, deren Einwohner ſich entſchloſſen hätten, das Chriſtenthum anzunehmen, und den Anfang damit, durch Wegſchaffung ihres Götzen, gemacht hätten.„

„Bey denen, welche die Denkungsart der Europäiſchen Völker kennen, erwecket die meiſte Verwunderung, daß die Engländer ſelbſt ſich durch dieſe Mährgen haben verführen laſſen. Raleigh, der berühmte Raleigh, hat dieſer lächerlichen Vorſtellung niemals entſagen wollen. Sein Eigenſinn war unbezwinglich; er ließ nicht nach, den Hof,

und alle Handlungs-Geſellſchaften zu bitten, ihr Aeußerſtes zu thun, um ſich in dieſem eingebildeten reichen Lande niederzulaſſen. Er betheuerte oftmals, daß er gern den Reſt ſeines Vermögens, und ſeines Lebens, dieſer Unternehmung wegen daran ſetzen wollte; und in einer Schrift, die er in London heraus gab, rechnete er den Gewinnſt aus, der aus den Marcaßiten, und andern Metallen von Guiana, die er der Neubegierde der Zweifler, ſagte er, vor Augen geleget hätte, zu ziehen wäre.„

Bey denen verſchiedenen Unterredungen, die ich mit meinem hundertjährigen Greiſe hatte, war öfters die Frage von den Wilden in dieſer Landſchaft. Sie werden mit Erſtaunen leſen, Madame, was er mir erzählet hat, von der Art und Weiſe, wie dieſe Völker ihre Anführer im Kriege, und ihre Aerzte, machen. „Erſtere, ſagte er, ſind Oberhäupter in unſeren Flecken, und Generale bey unſeren Armeen. Derjenige, der dieſe Würde zu bekleiden ſucht, giebt ſeine Abſicht dadurch zu erkennen, daß er einen kleinen runden Schild auf dem Kopfe trägt, die Augen niederſchlägt, und kein Wort redet. Er verbirgt ſich in eine Ecke ſeiner Hütte, und macht eine kleine Verſchanzung um ſich,

ſich, darinnen er ſich kaum rühren kann. Dieſen Platz verläßt er nicht, als nur ſeine Nothdurft zu verrichten, und die entſetzlichen Proben auszuhalten, welche die andern Kriegsanführer ihm nach und nach auferlegen. Ganzer vierzig Tage beobachtet er das ſtrengſte Faſten; und während dieſer Zeit kommt man alle Tage, früh und Abends, und hält eine lange Rede an ihn, die er ſehr geduldig anhöret. Er hält ſich ſtehend, mit den Händen kreuzweiſe über dem Kopfe, und jeder Hauptmann giebt ihm drey derbe Peitſchenhiebe. Man hauet ihn auf drey verſchiedene Orte des Leibes, auf die Bruſt, auf den Leib, und auf die Schenkel; und dieſe Begegnung wird des Tages zweymal wiederholet. Bey dem heftigſten Schmerze darf er nicht die geringſte Bewegung machen, noch ein Zeichen von ſich geben, als ob es ihm weh thäte.„

„Wenn dieſe Probe vorbey iſt, muß er eine zweyte aushalten, wo eine neue Anrede vorhergeht. Hernach häufet man um ihn herum eine Menge ſtarker, ſehr übel riechender Kräuter, die angezündet werden, ohne daß ihn die Flamme treffen kann. Blos der von allen Seiten zudringende Rauch wird ihm

auf

auf eine grauſame Art beſchwerlich. Er fängt an, halb zu raſen, und verfällt in ſo ſtarke Ohnmachten, daß man glaubt, er ſey tod. Um ihn wieder zu ſich zu bringen, giebt man ihm ſtarke Getränke; kaum aber iſt er wieder aufgelebet, ſo verdoppelt man unter neuen Ermahnungen das Feuer.„

„Unterdeſſen daß man ihn auf dieſe Art martert, bringen die übrigen Hauptleute um ihn herum ihre Zeit mit Trinken zu. Endlich, wenn ſie ihn auf dem äußerſten Grade der Schwachheit zu ſeyn glauben, ſo machen ſie ihm ein Halsband, und einen Gürtel von Blättern, die voller Ameiſen ſind, und ſuchen ihn durch die heftigen Stiche dieſer Thiere, und durch neue Schmerzen wieder lebendig zu machen. Alsdenn ſteht er auf; und man gießt ihm ſtarke Spiritus durch ein Sieb über den Kopf. Er geht, und wäſcht ſich in dem nächſten Fluſſe, kehrt zurück in ſeine Hütte, und ruhet daſelbſt aus. Man nöthiget ihn aber, noch ferner zu faſten; jedoch mit weniger Strenge, als vorher. Hat er ſich nun völlig erholet, ſo ruft man ihn als Hauptmann aus, und giebt ihm die zu dieſer Würde erforderlichen Waffen.„

„Eine nicht weniger harte Begegnung erweiſet man denen, die als Aerzte aufgenommen werden. Wenn die Zeit der Prüfung herangekommen iſt, muß der Candidat noch ſtrenger faſten, als die Hauptleute; an ſtatt aber ihn zu peitſchen, muß er unaufhörlich tanzen, ſo daß er vor Müdigkeit in eine Ohnmacht fällt. Vermittelſt der Ameiſen Halsbänder und Gürtel kommt er gar bald wieder zu ſich: um ihn aber hernach an die heftigſten Zumuthungen zu gewöhnen, ſteckt man ihm eine Art von Trichter in das Maul, und läßt ihm ein ganzes Gefäße voll von Tabaksbrühe hinterſchlucken. Dieſe Arzeney verurſachet ihm eine ſo gewaltige Ausleerung, daß ſie bis auf das Bluten geht, und viele Tage dauert. Alsdenn wird er zum Arzte erkläret, und bekommt die Erlaubniß, alle Arten von Krankheiten zu heilen. Um ſelbige zu behalten, muß er noch drey Jahre lang das nämliche Faſten beobachten, und kann zu keinem Kranken gerufen werden, als nach der langwierigen Vollendung aller dieſer Proben und Leiden.„

Die ganze Erzählung unſeres alten Wilden geſchah in Franzöſiſcher Sprache, unerachtet er wegen der ſeit langer Zeit wenig

gehabten Uebung vielmals Ausdrücke und Wendungen brauchte, die ſeiner Landesſprache eigen waren. Sie haben, zum Exempel, in dieſem Theile von Guiana Haupt- und Beywörter, wie wir; aber ohne die Zahl, die Abänderung, und das Geſchlechtswort zu unterſcheiden. Wenn ſie ausdrücken wollen, dieſe Hütte gehöre ihrem Vater, ſo ſagen ſie: Hütte Vater. An ſtatt der vielfachen Zahl bedienen ſie ſich des Wortes Papo, welches Alles ſagen will: dergeſtalt, daß wenn ſie mehrere Männer, mehrere Weiber, andeuten wollen, ſie ſagen: Mann alles, Frau alles. Wenn ſie eine groſze Anzahl beſchreiben, weiſen ſie auf ihre Haare, und ſprechen das Wort, viel, dazu aus. Für alle Geſchlechter haben ſie nur eine Endung. Wenn ſie die den Beywörtern entgegen geſetzten Eigenſchaften ausdrücken wollen, ſetzen ſie die Verneinung, nicht, hinzu: zum Beyſpiele, die Engländer ſind gut nicht, an ſtatt zu ſagen, ſie ſind ſchlimm. Was die Zahlen anbetrifft, ſo zählen ſie nur bis auf viere: um fünfe anzuzeigen, weiſen ſie die fünf Finger an der Hand; die zwey Hände, um zehne; und die Hände und Füſſe, um zwanzig zu ſagen.

Die übrigen Gebräuche der Wilden in Guiana ſind, bis auf einen kleinen Unterſchied, eben ſo, wie bey den Caraiben. Wenn der Tod einen Greis wegnimmt, ſo begraben ſie ihn in die Hütte, worinnen er gelebet hat, ohne weitere Umſtände, nur, daß ſie ſich, ihm zu Ehren, volltrinken. Sie glauben, ihm dadurch die größte Verehrung zu bezeigen. So bald ſie vermuthen, daß der Körper verweſet ſey, verſammeln ſie ſich nebſt ihren Nachbarn, graben die Knochen aus, verbrennen ſie, thun die Aſche in ihre Getränke, und verſchlucken ſie bey einer feyerlichen Gelegenheit.

Nachdem wir unſern Alten verlaſſen hatten, giengen wir weiter in das Land hinein, und trafen vieles Wildpret an. Wir ſahen, bey Durchwanderung der Wälder, Hirſche, und Schweine; erlegten ſie aber nicht, weil es uns zu beſchwerlich geworden wäre, ſie fortzubringen. Wir begnügten uns, Agoutis tod zu machen, kleine Thiere, die ihre Löcher in der Erde haben, wie die Kaninchen. Sie ſind von der Größe eines Haſen, von Farbe wie ein Hirſch, haben eine ſpitzige Schnauze, kleine Ohren, kurze und dünne Beine. Enten, Kriechenten, Schnepfen,

Holz-

Holztauben, Turteltauben, Rephüner, Faſane, Papageyen von allen Arten, flogen um uns herum, und wir durften nur wählen. Dieß will ſo viel ſagen, wir hatten überaus viel Gelegenheit, gut zu eſſen, wenn wir nur Bequemlichkeit genug gehabt hätten, die vielen Arten von Wildprete zuzurichten. Die Flüſſe boten uns eben ſo viele Veränderung von Fiſchen an. Mein Schwarzer gab mir oft Paka zu eſſen, einen ſehr wohlſchmeckenden Fiſch, den man mit dem Goldfiſche in Provence vergleichen kann. Er hält ſich im tiefſten Strome auf. Gemeiniglich pflegt er eine Art von Mooſe, die an den Felſen wächſt, ſo begierig aufzuſuchen, daß man ganz nahe an ihn kommen kann, ohne daß er es gewahr wird. Mein anderer Gefährte aß zuweilen auch Schlangen, und verſicherte mir, daß es ein vortrefliches Gerichte wäre. Wir ſahen ihrer von acht bis zwanzig Fuß lang, und dick, wie eines Mannes Schenkel.

Wir kamen durch die Ländereyen von mehr als funfzehn verſchiedenen Nationen, derer einige, unter der Führung eines Miſſionnairs, ſich zum Chriſtenthum bekenneten. Diejenigen, die man Lang-Ohren nennet, haben ihre Ohren auch wirklich bis auf die

Achſeln herunterhängen. Blos die Kunſt, nicht die Natur, hat an dieſer lächerlichen Zierde Theil. Schon den Kindern ſticht man die Ohren durch, und ſteckt kleine Stücken Holz in die Löcher, damit ſie nicht zufallen; man vergröſſert hernach die Hölzer ſo lange, bis die Oeffnung zwey oder drey Zolle weit wird. Auf dieſe Hölzer werden allerhand wunderliche Figuren, ſchwarz oder roth, gemalet, und in die Ohren geſtecket, und geben dem, der ſie träget, ein höchſt lächerliches Anſehen; in den Augen dieſer guten Leute aber iſt es eine ihrer gröſten Zierden. Sie werden Sich erinnern, daß dieſer Gebrauch nicht allein bey den Wilden eingeführet iſt; viele Aſiatiſche Völker ſehen als eine Schönheit an, lange Ohren zu tragen; ſo wie ehedem in Frankreich die Begierde, einen großen Fuß zu haben, Schuhe erdachte, die man à la poulaine hieß.

Mein Schwarzer, der die Nacht krank geworden war, wollte den andern Morgen zu einem Arzte gehen, der in der Gegend des Fleckens wohnte, wo wir geſchlafen hatten; allein, er erfuhr, daß der Mann ſeine Patienten aushungerte, und ſie aus Mangel der Nahrung mit Willen eingehen ließ, damit

er hernach ihren Weibern den Vorſchlag thun konnte, ihn zu heurathen. In der That war er ein Ehemann von dreyen Weibern, die er alle auf dieſe Art bekommen hatte.

Das Oberhaupt eben dieſes Fleckens hatte kurz vorher von dem Statthalter von Cayenne ein Patent als Officier, nebſt dem Commando-Stabe bekommen. Dieſer Stab iſt ein Rohr, mit einem ſilbernen Knopfe verzieret, worauf das Franzöſiſche Wappen ſteht, und in dem Namen des Königes den Hauptleuten der Wilden gegeben wird. Dieſer Mann ſah, daß ich von den Mücken ungemein geplaget wurde, und erbot ſich, mit mir nach der ſo genennten Tocaye zu gehen. Es iſt dieſes eine tief in dem Holze abgelegene Hütte, die wie eine Eisgrube ausſieht. Die Indianer, um ſich vor der Plage der Mücken zu verwahren, begeben ſich gegen acht Uhr des Abends dahin, und halten ſich ganz ſtill, damit dieſe kleinen Thiere ihnen nicht folgen, weil ſie ſich gern dahin ziehen, wo ſie Lärmen hören. In der Tocaye ſind zuweilen dreyßig bis vierzig Perſonen beyſammen, und man ſteht eine unerträgliche Hitze darinnen aus. Dieſer Mücken, die ein wenig gröſſer ſind, als die unſerigen, giebt

es

es eine ſolche Menge, daß, wenn man eſſen will, man ſich in einen finſtern Winkel verſtecken, oder gehend eſſen muß. Man unterſcheidet ihrer zweyerley Gattungen, unter den Namen der Mouſtiquen, und der Maringouins. Letztere ſumſen unaufhörlich; erſtere ſtechen, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Die einen machen mit ihrem Lärmen aufmerkſam, und ſcheinen Nachricht geben zu wollen, daß man auf ſeiner Huth ſey: der Anfall der andern, der unvermuthet geſchieht, iſt deſto ſchwerer zu vermeiden. Unterdeſſen ſind, nach aller Leute Meynung, die Maringouins mehr verabſcheuet, als die Mouſtiquen, es ſey nun, daß man das Sumſen endlich überdrüßig wird, oder daß man nicht liebt, beſtändig bedrohet zu werden.

Wir naherten uns mit ſtarken Schritten dem oberen Theile des Fluſſes Ouy-a-Pok, und ſahen uns endlich mitten unter drey zahlreichen Nationen, unter den Pirious, Acoquas, und Palicours. Letztere haben die Gewohnheit, ſich auf dem Geſichte Striche und Zirkellinien einzuſchneiden, die über das Kinn von einem Ohre zu dem andern gehen. Dieſer Art von Maske geben

ſie den Namen Jouparat, die Franzoſen aber nennen ſie Bärte a la Palicour. Bey eben dieſen Indianern gehen die Kinder männlichen Geſchlechts, bis ſie mannbar werden, ganz nackend; alsdenn giebt man ihnen das Camiſa. Mir dünket, Ihnen ſchon geſaget zu haben, daß dieſes ein Stück Leinwand iſt, das die Wilden zwiſchen den Beinen durchgehen laſſen, und vermittelſt eines Strickes, den ſie um den Leib binden, vorne und hinten herunter hängt. Ehe ſie es, bey den Palicours, bekommen, müſſen ſie harte Proben ausſtehen. Man nöthiget ſie, viele Tage zu faſten, und in ihren Hängebetten zu bleiben, als ob ſie krank wären. Man peitſchet ſie öfters; und dieſe kleinen Ceremonien dienen nach ihrer Einbildnng, ihnen Tapferkeit beyzubringen: ſind nun ſolche vorüber, ſo werden ſie als Männer angeſehen.

Ein anderer, noch beſonderer Gebrauch dieſer Völker iſt, daß die verheuratheten Weiber völlig nackend gehen. So lange ſie ledig ſind, tragen ſie eine Art von Schürze, ohngefähr eines Fußes breit ins Gevierte; ſo bald ſie aber einen Mann haben, bleiben ſie gänzlich unbedecket, und meynen, daß, da ihre Reize einmal den Augen einer Mannsperſon

perſon ausgeſetzet geweſen wären, ſie von allen anderen ohne Unterſchied könnten geſehen werden.

Bis hieher habe ich nur die Indianiſchen Nationen genennet, welche den Franzoſen bekannt ſind, und an den Küſten wohnen. Diejenigen, die ganz tief im Lande ſtecken, müſſen viel zahlreicher ſeyn: allein ihre Entfernung von einander, und die Schwierigkeit, in einem ſo großen Reiche voller entſetzlichen Wüſteneyen, voller Wälder von hundert Stunden in der Länge, und über unſchiffbare Flüſſe fortzukommen, verſtatten nicht wohl, die Nachrichten, die man wünſchte, einzuziehen, noch weniger aber an einen Handel zu gedenken. Hierzu kommt noch die Unwiſſenheit der Sprachen, und hauptſächlich die Wildheit der Einwohner, welche, da ſie niemals einen Europäer geſehen haben, einen Reiſenden allemal töden würden, theils um ſeine Kleider zu bekommen, theils um ihn zu verzehren: denn es iſt ausgemachet, daß ſie alle Menſchenfreſſer ſind. Was diejenigen anbelanget, die man Indianer an den Küſten nennet, ſo ſteigt ihre Anzahl nicht über zwölf oder funfzehntauſend. Seit mehr als hundert Jahren hat man ſich bemühet,

ihnen Begriffe von Menſchlichkeit und Religion beyzubringen. Die Jeſuiten haben ihrer viele in ordentliche Wohnungen zuſammen gebracht, und beweiſen ihren Eifer an ihnen noch beſtändig.

Die Palicours, als Freunde der Franzoſen, gaben uns einen Kahn, um den Ouy-a-Pok herab zu fahren. Er war von dem Stamme eines ausgehohlten Baumes, der ſpitzig zulief, gemachet, und faſſete etwa fünf oder ſechs Perſonen. Wir trafen anfänglich verſchiedene Waſſerfälle an, die uns viele Mühe verurſachten; nachher aber wurde unſere Schiffahrt leichter. Wir begegneten einem zahlreichen Haufen von Acoquas, welche ausgegangen waren, den Fluß zu berauſchen. Dieß iſt der Ausdruck, deſſen ſich dieſe Wilden bedienen, um ihr Geheimniß anzuzeigen, wenn ſie fiſchen, da ſie den Fiſch vermittelſt eines gewiſſen Holzes, das ſie in das Waſſer werfen, und darnach er ſehr begierig iſt, betäuben.

Um Sie nicht zu lange mit dieſen Kleinigkeiten aufzuhalten, ſo unterdrücke ich die andern Umſtände unſerer Reiſe bis zu der Schanze von Ouy-a-Pok. Der königliche Commendant in dieſem Platze nahm

mich

mich ſo wohl auf, daß ich es nicht genug rühmen kann. Die Feſtung war in einer traurigen Verfaſſung wegen des durch den letzten Krieg erlittenen Schadens. Die rührende Erzählung, welche mir ein Mißionnair, als Augenzeuge, von dieſem Unglücke gemachet hat, veranlaſſet mich, ſeine eigenen Worte beyzubehalten.

„Kaum war der Krieg in Europa, zwiſchen Frankreich und England, ausgebrochen, ſo kreuzten die Engliſchen Corſaren an den Küſten von Cayenne, in Hoffnung, Schiffe wegzunehmen, und etliche Pflanzörter zu plündern. Da es ihnen an Waſſer zu fehlen anfieng, näherten ſie ſich dem Fluſſe Ouy-a-Pok. Einige von ihnen aufgefangene Indianer gaben ihnen von dieſer Colonie, davon ſie vorher gar nichts gewußt hatten, Nachricht; andere zeigten ihnen den Weg, und alles war zu dem Verluſte dieſes Poſten behülflich.„

„Den 6 November, im Jahre 1744, kamen die Engländer, und legten ſich an dem Beuge von Argent, ein Name, den man der innern Spitze der Bay von Ouy-a-Pok giebt, vor Anker. Als ſie die Lage, die Stärke, und überhaupt alles was die Feſtung betrifft, in Augenſchein genommen hatten, beſchloſſen

ſie, ſolche zu überrumpeln; und die Nacht vom 11ten ſtiegen ſie, funfzig Toiſen von den Paliſſaden, an das Land. Die Schildwache am Thore glaubte, es wären Indianer, oder Schwarze, als welche öfters die Nacht hin und wieder zu gehen pflegten. Sie rufte ſie an, bekam aber keine Antwort: ſie machte alsdenn in der Feſtung Lärmen, und jedermann wachte voller Schrecken auf. Die Engländer waren aber ſchon in dem Platze, und unter der Begünſtigung eines abſcheulichen Geſchreyes, und entſetzlichen Feuers aus dem Gewehre, verſetzten ſie jedermann in ſolche Furcht, daß man im erſten Schrecken, und in Betrachtung der Schwäche des Platzes, ſeine Rettung in der Flucht ſuchte. Doch gab der Commendant Feuer, und verwundete den Engliſchen Capitain in den Arm; der einzige, von beyden Seiten, der verwundet wurde. Alles wurde der Plünderung überlaſſen; und ich ſelbſt, fuhr der Miſſionnair fort, kam unter die Zahl der Gefangenen. Auf einige Vorſtellungen, die ich machen wollte, bekam ich zur Antwort, daß der König von Frankreich den Engländern zuerſt den Krieg angekündiget hätte; und dieſem zu Folge hätten die Franzoſen wider die Unterthanen

thanen des Königes von England in Cap-Breton ſchon das ausgeübet, was ihnen nun auch zu Ouy-a-Pok begegnete, mit dem Unterſchiede, ſetzten die Corſaren hinzu, daß, als die Franzoſen unſere Feſtung in Brand geſtecket haben', verſchiedene Perſonen, und inſonderheit Kinder, in den Flammen erſtiſticket ſind.„

„Als der Tag anbrach, gieng das Plündern in eben der Unordnung, und mit eben ſo viel Frevel wieder an, als die Nacht zuvor. Ein jeder brachte herbey, und wurf auf einen Haufen, alles was ihm unter die Hände kam. Bald ſah man einen, der meinen Prieſterrock umgenommen hatte; bald einen andern, mit einem Weiberrocke, oder mit einer Schürze; ein dritter hatte eine viereckige Ordensmütze auf dem Kopfe. Nicht beſſer machten es diejenigen, welche die Beute bewachten: ſie ſtöreten in dem Haufen von Kleidern herum; und wenn ſie etwas fanden, das ihnen gefiel, als eine Perüque, einen eingefaßten Hut, ein Kleid, Beinkleider, zogen ſie es an, giengen vier oder fünfmal in dem Zimmer herum, beſahen ſich mit großer Gefälligkeit, und nahmen endlich ihre Lumpen wieder. Sie glichen einem Haufen Af-

ſen, oder Wilden, die niemals aus ihren Wäldern gekommen waren. „

Die zu Ouy-a-Pok unter der Aufſicht der Jeſuiten errichteten Mißionen begreifen verſchiedene Nationen. Nach der mir davon gemachten Erzählung, ſcheint es, daß ſie ſo, wie die in Paraguay eingerichtet ſind. Die neubekehrten Chriſten haben eine große Anzahl geiſtlicher Uebungen zu beobachten, wobey die Mißionnaire nicht nur gegenwärtig ſind, ſondern dieſe befördern überhaupt der Wilden Glückſeligkeit, weil ſie Einigkeit und Frieden unter ihnen ſtiften, ihnen unendlich viel Bequemlichkeit verſchaffen, und ſie vor Krankheiten und Mangel ſichern. Aber darauf ſchränket ſich auch heutiges Tages alle ihre Sorgfalt ein; man nimmt nicht mehr die rühmliche Wißbegierde bey ihnen wahr, welche ſie ehedem mit den Pflichten ihres Amtes zu verbinden wußten, und wodurch ſie den Wiſſenſchaften, ſo wohl als der Religion, Dienſte leiſteten. Sie glauben itzt, in ihren Berichten genug geſaget zu haben, wenn ſie etliche Kirchen nennen, die ſie angeleget haben, ohne jemals einer andern Sache Erwähnung zu thun.

Uner-

Unerachtet des vielen geſchehenen Bittens, länger in Ouy-a-Pok zu bleiben, giengen wir doch nach Cayenne ab. Unter dieſem Namen kann man die Inſel, die Statthalterſchaft, und die Stadt verſtehen. Die Statthalterſchaft erſtreckt ſich auf mehr als hundert Stunden über das feſte Land, außer der Inſel: ſie wird gegen Abend durch den Fluß Maroni eingeſchränket, der ſie von der Colonie von Surinam ſcheidet, und gegen Mittag machet das nordliche Ufer des Amazonen-Fluſſes die Gränze, wo die Portugieſen Schanzen angeleget haben. Die Holländer, unerachtet die Gränzen durch den Maroni beſtimmet werden, machen uns doch noch einiges Land diſſeits dieſes Fluſſes ſtreitig; und die Portugieſen, auf ihrer Seite, bemächtigen ſich nach und nach deſſen, was uns gehöret. Es ſind ohngefähr acht und zwanzig oder dreyßig Jahre, daß ſie ihre Verwegenheit ſo weit trieben, und einen Holzſchlag auf dem Gebiete von Ouy-a-Pok vornahmen, auch das Portugieſiſche Wappen an einer Säule aufrichteten.

Die Inſel, die der ganzen Statthalterſchaft den Namen giebt, macht nicht viel mehr als den fünften Theil davon aus. Sie iſt

iſt durch den Fluß Cayenne entſtanden, der ſich in zwey Arme theilet, davon der größte den Namen behält, und gegen Weſten in das Meer fällt: der andere fließt gegen Oſten, und wird von der Erdſpitze, wo er ſich in den Ocean ergießt, Mahuri genennet. Faſt die ganze Inſel, die man funfzehn bis ſechzehn Stunden im Umfange ſchätzet, hat einen ſandigen Boden, voller Hügel, worauf Zucker, Roucou, Indigo, Cacao, Caffe, Mais, Manioc, u. d. erbauet wird. Der übrige Theil iſt ſehr niedrig, und an manchen Orten ſo ſumpfig, daß man nicht von einem Ende der Inſel zu dem andern fortkommen kann: daher man, um nach den Pflanzungen zu gehen, oft große Umwege nehmen muß. Doch giebt es Gegenden, inſonderheit auf der Seeſeite, wo dieſe Sümpfe ſo dick mit Mangliers beſetzet ſind, die ſich in einander flechten, daß dieß eine Art von Damme machet, worauf man viele Stunden weit, wie auf feſtem Lande, gehen kann. Der Manglier iſt ein Strauch, wie Weiden, der bis in die See hinein wächſt, und wegen ſeiner herumlaufenden Wurzeln das Anlanden der Schiffe verhindert; auch den Fiſchen zur Zuflucht dienet, daß man ſie nicht ſo leicht fangen kann.

Die

Die Luft in Cayenne war ſonſt ſehr ungeſund, und verurſachte häufige Krankheiten. Die Kinder ſturben faſt in dem Augenblicke, da ſie gebohren wurden: ſeitdem man aber das Land urbar gemachet hat, fängt man an, ſich beſſer zu befinden. Man kennet nicht einmal das ſchreckliche Uebel von Siam, das in Martinique, und St. Domingo, ſo große Verwüſtung anrichtet: auch die hitzigen Fieber, und die Blattern, ereignen ſich ſelten: noch weniger empfindet man hier die brennende Hitze, die auf den andern Inſeln die hauptſächlichſte Beſchwerlichkeit abgiebt. Ein Oſtwind, der ſich alle Morgen um acht Uhr erhebet, kühlet die Luft ab.

Der Haupthandel auf dieſer Inſel beſteht in Zucker und Roucou; und dennoch wird von beyden wenig erzeuget, weil es an Arbeitsleuten fehlet. Die Schiffe bringen daher auch zuweilen ganze Jahre zu, um ihre Ladung zu erwarten. Die aus Frankreich dahin abgehenden Waaren ſind Wein, Brandewein, Mehl, eingeſalzenes Fleiſch, Krämerey, und Eiſenwaare, welche an die Indianer abgeſetzet werden. Die Ochſen ſind hier ſelten, daher es verboten iſt, ſie ohne ausdrückliche Erlaubniß zu ſchlachten, um ihnen

Zeit

Zeit zu laſſen, ſich zu vermehren. Eine Menge Pferde findet man, ſeitdem die Engländer von Boſton, und Neu-York, mit der Colonie handeln. Man zieht auch Schafe und Ziegen auf, doch ohne weitere Sorgfalt, als daß man die Weyden und Triften, (ſavanes,) noch vor den Regen-Monaten anzündet. Dieſer verbrennte Raſen giebt hernach das ſchönſte Gras. Das Schaf- und Rindvieh iſt daher auch in Cayenne beſſer, als auf den andern Inſeln, wo das geſchlachtete Fleiſch ſehr ſchlecht iſt.

Was die Vermehrung des zahmen Viehes am meiſten verhindert, ſind die **Tiger**, inſonderheit diejenigen, die man im Lande rothe Tiger nennet, und vom feſten Lande herüber ſchwimmen, um ihren Raub zu ſuchen. Vielmals ſieht man ſich genöthiget, die Schwarzen und die Indianer zu verſammeln, und eine Jagd auf dieſe wütenden Thiere anzuſtellen. Der Gebrauch iſt, den Kinnbacken des Tigers, in den Wohnungen, im Triumphe herum zu tragen, und jedermann machet dem, der den Tiger getödet hat, ein Geſchenk.

Die **Regenmonate**, welche man in dem ganzen ſüdlichen America Winter nennet,

net, fangen auf dieſer Inſel mit dem October an. Man giebt ihnen den Namen der Acajou-Regen, weil dieſe Früchte alsdenn reifen; und bald hernach folgen ſo häufige und unabläßige Regen, daß man Mühe hat, den Hausrath in den Häuſern, wegen der vielen Feuchtigkeit, zu erhalten. Doch findet das Vieh zu dieſer Zeit überall gute Weyde; da hingegen im Sommer das Erdreich ſo trocken iſt, daß Pferde und Rindvieh vor Hunger und Durſte verderben. Die Mouſtiquen, Maringouins, Mücken, Holzläuſe, Ameiſen, Käfer, Kröten, wären wegen ihrer Menge, und Gefräßigkeit, eine andere Landplage, wenn dieſe Ungezieſer nicht wider einander ſelbſt einen beſtändigen Krieg hätten, und einander aufrieben. Nichts iſt mörderiſcher, als eine gewiſſe flüchtige Ameiſe, die insgemein die herumſchweifende Ameiſe genennet wird. So bald ſie in eine Gegend kommt, tödet ſie alles was ſie findet, Fliegen, Weſpen, Spinnen, bis auf Ratten; dieſe mögen ſo groß ſeyn, als ſie wollen, ſo macht ſie wahre Gerippe daraus.

Die Stadt Cayenne liegt auf der Abendſeite der Inſel, wo Natur und Kunſt ein gleiches zu ihrer Beſeſtigung beygetragen haben.

Sie

Sie ſtellt ein ungleiches Sechseck vor, das durch eine Citadelle vertheidiget wird, wo aus verſchiedenen Batterien alle Seiten der Stadt mit Canonen beſtrichen werden können. Man zählet zwey oder dreyhundert Häuſer darinnen, von Erde oder Holz gebauet, worunter die anſehnlichſten und bequemſten dem Statthalter, und den Jeſuiten gehören. Letztere beſorgen den Gottesdienſt in der daſigen Kirche, welche, unerachtet ſie nicht groß iſt, das ſchönſte Gebäude im Lande vorſtellet. Die Beſatzung beſteht gegenwärtig aus zweyhundert Mann; und man ſagt, ſie ſolle durch etliche Compagnien vermehret werden. Außer dem Staabs-Gerichte, iſt auch noch ein höchſtes Juſtiz-Gerichte, worinnen der älteſte Schiffs-Commiſſarius in Abweſenheit des Statthalters, und des Intendanten, den Vorſitz hat.

Die Nothwendigkeit, die Ländereyen zu nutzen, nöthiget die Eigenthümer, ſich in ihren Pflanzörtern aufzuhalten, daher ſie dieſe Wohnungen der Stadt vorziehen. Ueberfluß herrſchet hier überall, inſonderheit zu der Zeit, wenn die Schiffe ankommen. Man ißt und trinket ſehr gut; und es wird kein bemittelter Einwohner ſeyn, der nicht einen

Vieh-

Viehhof habe, wo er ſein Federvieh aufzieht. Auf der Inſel giebt es alle die Arten von Wildprete, die man auf dem feſten Lande hat; und die Fiſche in den Flüſſen, und an der Seeküſte ſind unvergleichlich. Jeder Pflanzort hat ſeinen Garten, der alle Arten von Küchengewächſen liefert; und unerachtet das Europäiſche Obſt ſich mit dieſem Clima nicht ſonderlich verträgt, ſo fehlet es dennoch nicht an guten Feigen. Der Weinſtock kommt vortreflich fort; man kann aber die Trauben ſchwerlich vor den Vögeln, inſonderheit aber vor den Ameiſen, retten. Die Annehmlichkeit, deren man auf dem Lande genießet, machet die Stadt ziemlich leer. Nur an großen Feſten, oder wenn die Soldaten gemuſtert werden, iſt ſie angefüllet. Alsdenn ſieht man jedermann herbeykommen, einige auf Kähnen, andere in ihren Hamacqen, mit einem Gefolge von ſchwarzen Sclaven und Sclavinnen, welche die Vorräthe tragen.

Die Franzöſiſche Colonie von Cayenne hat zu verſchiedenen Zeiten, und auch noch in unſern Tagen, allerhand Ab- und Zunahme erlitten. Anfänglich beeiferten ſich die Einwohner, ihre Pflanzungen ſo viel als möglich zu nutzen; der Gewinn aber, der ihnen durch

unſere Schiffe zuwuchs, veranlaſſete Miß-gunſt bey den Holländern, die bisher in Beſitze geweſen waren, uns ihre Waaren zu verkaufen. Sie ſchickten Schiffe ab, die ſich der Inſel bemächtigen ſollten; und als ſie ſelbige erobert hatten, verſtärkten ſie die Feſtungswerke und das Geſchütz. Eine Flotte, unter dem Befehle des Hrn. von Eſtrees, vertrieb ſie wieder; und die Franzoſen mit neuen Familien kamen dahin, und ließen ſich nieder. Alles was zum Handel dienen konnte, wurde aufs neue mit Eifer angebauet: die Freybeuter brachten ihre Reichthümer aus dem Südmeere herbey; und die Provinz fieng an, wieder empor zu kommen, als die Einwohner ſich einfallen ließen, Surinam zu überfallen, und mit den Holländern neue Verdrießlichkeiten anzuſpinnen. Das Unternehmen ſchlug unglücklich aus, und die zu Kriegsgefangenen gemachten Cayenner wurden auf andere Franzöſiſche Inſeln gebracht, wo beſſere Ausſichten ſie anreizten, ſich nieder zu laſſen.

Dieſer Unglücksfall hat die Colonie in einen ziemlich ſchwachen Zuſtand verſetzet, ſo daß ſie ſich ſchwerlich wird wieder erholen können. Man ſpricht zwar von ihrer Wieder-

derherſtellung, und will neuen Zuwachs aus Frankreich, beſonders aber viele deutſche Familien, dahin abſchicken. Der Erfolg wird von denen Mitteln abhängen, welche die Miniſter ergreifen möchten, dieſe Vorſchläge beſtehend zu machen, und wem ſie die Ausführung davon anvertrauen werden. Sollte es den Aufſehern an Thätigkeit, Klugheit, oder Eifer fehlen; ſollten ſie ſich mehr in Privatzänkereyen einlaſſen, als auf das allgemeine Beſte ſehen; ſollten ſie aus verſchiedenen Abſichten, und nach eigenen Vortheilen handeln wollen, ſo muß die Colonie wieder in ihr voriges Unglück verfallen, und die zu Bevölkerung des Landes aufgewendeten Millionen werden zu nichts gedienet haben, als es vollends zu verwüſten.

Ich bin, u. ſ. w.

Cayenne, den 17 December, 1750.

Der 134 Brief.

Fortſetzung von Guiana.

Ich hatte verſprochen, nach Surinam zurück zu kehren; und dieſe Reiſe habe ich längſt den Küſten gemacht, um beſtändig unter Franzoſen zu ſeyn. Sie beſitzen den Poſten von Courou, vierzehn Stunden von Cayenne, und weiter hin den von Sinamari, beyde durch Schanzen und Canonen bedecket. Die Mißionnaire, nach vieler angewendeten Bemühung, die Sprache derer verſchiedenen wilden Nationen, welche in dieſen Gegenden wohnen, zu erlernen, haben ihrer eine ziemliche Menge zum Chriſtenthume bekehret, ſie auch dahin gebracht, daß ſie, nach Erbauung eines Dorfes, und einer Kirche, ſich bey ihnen aufhalten. Das ſonderbareſte bey Errichtung von Courou iſt, daß da die Miſſionnaire kein Geld hatten, den Baumeiſter, der die Gebäude unternahm, zu bezahlen, ſie durch ihre Beredſamkeit die Neubekehrten dahin vermochten, daß dieſe fünf Schiffe, (pirogues,) verfertigten, in derer jedem funfzig

zig Perſonen Platz hatten, welche ſie dem Baumeiſter an Zahlungs ſtatt geben konnten. Die Weiber ihrerſeits ſponnen auch insgeſamt Baumwolle zu acht Hängebetten, (hamacs,) um den Baumeiſter vollends zu befriedigen. Dieſe neue Errichtung liegt an einer ſchönen Bucht, wird von dem Fluſſe Courou beſtrömet, und iſt mit Palißaden, kleinen Schanzen, und Arten von Baſtionen befeſtiget. Alle Gaſſen ſind nach der Schnure gezogen, und gehen nach einem großen Platze, auf deſſen Mitte die Kirche ſteht, wohin die Wilden ſich des Tages zweymal begeben, um ihr Gebeth zu verrichten.

Dieſer Theil von Guiana iſt ohne Zweifel der beſte, fruchtbarſte, und ergiebigſte, in allem, was zur Lebens-Nothdurft gehöret. Die Fremden werden ungemein wohl aufgenommen. Die Weiber haben Verſtand; und eine ihnen natürlich eigene Reinlichkeit macht, daß ſie ſich vorzüglich geſund befinden. Vielleicht treiben ſie ihren Putz zu weit; denn hier, wie in allen Colonien, müſſen die Männer, bey der Ankunft eines jeden Schiffes, außerordentliche Koſten ihrerwegen verwenden. Ein Geſetz, zu Abſtellung der Ueppig-

keit in den Privatfamilien, würde der Reichthum der Provinz ſeyn.

Bey aller Menge von Landeserzeugungen, zweifle ich doch, ob die Colonie der Hülfe aus Europa entübriget ſeyn könnte, inſonderheit unſeres Mehles, zu Unterhaltung der Truppen, der Coloniſten, und der Sclaven. Damit die Lebensmittel in dem Lande ſelbſt vermehret werden mögen, empfiehlt der Hof den Statthaltern und Intendanten ſorgfältig, den Anbau mehr und mehr aufzumuntern; weil aber der Ausgang mit dieſer Bemühung nicht völlig überein kommt, ſo wäre wohl nöthig, den Umfang dieſes Unternehmens gehörig zu beſtimmen. Er beſteht überhaupt in dreyerley Art von Nahrungsmitteln, in Körnern, Obſte, und Wurzeln. Unter letzteren behauptet der Manioc faſt in dem ganzen mittäglichen America die erſte Stelle. Man theilet ihn ein, in den rothen, und weiſſen: dieſer, ob er ſchon ſeltener iſt, wächſt geſchwinder, iſt aber weniger ergiebig, und faulet eher in der Erde. Er hat nicht nöthig, wenn man ihn eſſen will, gerieben und ausgedrücket zu werden, wie der andere. Man kann ihn in Aſche vollkommen zubereiten.

Der rothe Manioc wird zu aller Zeit gepflanzet, und hält die Abwechſelungen des Wetters ziemlich aus. Er liebt ein leichtes Erdreich, und kommt in ſchwerem Boden nicht gut fort. In gutem Lande hebt man ihn nach Jahresfriſt aus; in mittelmäßigem wird er ſpäter reif, und giebt auch nicht ſo viel. Allzu vieler Regen macht, daß er faulet: die Trockenheit hingegen erhält ihn viele Monate, nachdem er ſeine Reife erlanget hat, in der Erde.

Man hat zweyerley Arten, dieſe Wurzel zu zubereiten; entweder als Mehl, oder als einen Teig, Caſſave genennt. In beyden Fällen muß man die Wurzel ſchälen, waſchen, zu Pulver reiben, und in einen Sack oder Tuch thun, um den Saft auszudrücken, der einer der feineſten Gifte iſt. Wenn man Mehl von Manioc machen will, ſo trocknet man das geriebene Pulver über dem Feuer, und rühret es beſtändig, daß ſich ſeine Theile nicht vereinigen können. Wenn man aber lieber Caſſave machen will, ſo breitet man das Pulver, in der Dicke eines halben Fingers, auf einem eiſernen Bleche, aus; das Feuer verbindet alsdenn gar bald ſeine Theile; man kehret es um, und in einem Augen-

blicke hat man einen dünnen, breiten, runden Kuchen, den man Caſſave nennt. Das Mehl von Manioc hat den Vorzug, daß es in den Vorrathshäuſern nicht ſo viel Platz einnimmt, ſich beſſer verführen läßt, und ſich länger erhält.

Verſchiedene Schwierigkeiten ſind Urſache, daß man ſich dieſer Speiſe nicht genugſam verſichern kann, beſonders zu Kriegszeiten. Sie beſtehen, in dem langſamen Wachsthume der Wurzel; in der vielen Zeit, die man auf ihre Zurichtung verwenden muß; in der Schwierigkeit, ſie trocken zu erhalten, es ſey als Mehl, oder als Caſſave; in dem Abſcheue, den die Europäer vor ihr haben; und endlich in ihrer Eigenſchaft, welche natürlicher Weiſe kältend iſt, und folglich den Magen ſchlaff machet.

Ich habe geſaget, der Saft des Manioc ſey ein Gift. Folgende Umſtände weis ich von einem Arzte in Surinam. Er that etwas davon in ein Gefäß, und kaum hatte es eine Katze gefreſſen, ſo machte ſie heftige, aber vergebliche Bewegungen, zu ſpeyen. Zwey Minuten hernach, wälzete ſie ſich ängſtlich von einer Seite auf die andere, und bekam Verzuckungen: in zwey und zwanzig

Minu-

Minuten war ſie tod. Eben dieſer Arzt gab anderthalbe Unze von dieſem Safte einem Fleiſcherhunde: das Thier fieng erſtlich an, entſetzlich zu heulen, und ſturb eine halbe Stunde darauf unter heftigen Verzuckungen.

Bey Oeffnung eines jeden dieſer Körper, fand man in den Mägen noch eben ſo viel Saft, als dieſe Thiere verſchlucket hatten, ohne Veränderung der Farbe, ohne die geringſte Verletzung der Eingeweide, ohne Entzündung oder Gerinnung der Maſſe des Blutes; daher der Doctor ſchloß, der Gift müſſe nur auf die Nerven gewirket haben; und da er einmal in dem Magen war, iſt der Tod unvermeidlich geworden, man müßte denn das, durch folgende Probe, bewährte Mittel gebrauchet haben. Er ließ einer Katze Maniocſaft freſſen; und nach erfolgtem Wälzen, Verzuckungen, und Beſtreben zu ſpeyen, gab er ihr warmes Rübſenöl ein, welches das Thier ſogleich mit einem Theile des Giftes von ſich brach. Da es dadurch ein wenig Linderung bekam, lag es zwey Minuten ſtill, fieng aber wieder an zu ſpeyen, und gab eine Menge Urin und Unflath von ſich: als man es hierauf losband, lief es mit groſſer Geſchwindigkeit davon. Dieſer Verſuch zeiget,

daß man einen Menſchen, der von dieſer Wurzel äße, ebenfalls retten könnte.

Aber hier will ich Ihnen, Madame, eine ganz andere, und viel wichtigere Probe, als die vorhergehenden, erzählen, nicht, um die Heftigkeit dieſes Giftes zu beweiſen, denn dieſe iſt unglücklicher Weiſe mehr als zu bewährt, aber um Ihnen zu zeigen, wie weit ein Arzt das Vergnügen zu töden treiben kann. „Einer meiner Freunde, ſagte er, vertrauete mir, er wolle ſeinen Sclaven, der ein großes Verbrechen gethan hatte, am Leben beſtrafen. Weil ich begierig war, die Wirkung dieſes Giftes noch genauer kennen zu lernen, beredete ich ihn, den Gift bey Tödung ſeines Sclaven zu verſuchen, und ich verſprach ihm, das Geheimniß unverbrüchlich bey mir zu behalten, bey der Hinrichtung gegenwärtig zu ſeyn, und die Oeffnung des Körpers hernach vorzunehmen. Ich gab ihm fünf und dreyßig Tropfen von dem Safte; und kaum hatte ſie der unglückliche Sclave hinuntergeſchlucket, ſo fieng er an, ſich ängſtlich zu krümmen, und entſetzlich zu jammern. Er bekam ſtarke Ausleerungen, mit heftigen Verzuckungen; und in ſechs Minuten war er geliefert. Drey Stunden hernach

öffnete

öffnete ich ihn, fand aber keinen Theil verletzet, keine Entzündung, ausgenommen, daß der Magen über die Hälfte eingezogen war. Ich habe alle dieſe Verſuche ſeitdem wiederholet; und ſie ſind allemal, ſo wie ich ſie vermuthet habe, ausgefallen. „

Um ſolche wirkliche, gefliſſentliche, ſtrafbare Menſchenmorde zu entſchuldigen, ſetzte der Arzt von Surinam hinzu: „kein Eigenthümer kann ſeinen Sclaven töden, unter was für Vorwand es auch ſey: weil ſich aber unter dieſen Unglücklichen eine große Menge Giftmenger findet, ſo ſoll man einen ſolchen, wenn man ihn entdecket, in die Hände der Obrigkeit liefern. Oftmals geſchiehet es, daß der Thäter ſein Verbrechen läugnet, und kein hinlänglicher Beweis vorhanden iſt, die Todesſtrafe wider ihn zu erkennen. Alsdenn verurtheilen ihn die Richter zu der ordentlichen Züchtigung, welches die Peitſche iſt; hat nun der Eigenthümer drey oder vierhundert Gulden für alle dieſe Formalitäten bezahlet, ſo ſchickt man ihm ſeinen Sclaven zurück. Kann man vermuthen, daß ein Einwohner, dem ſein Schwarzer zwölf bis funfzehnhundert Livres gekoſtet hat, ihn ohne die triftigſten Urſachen einbüßen würde? Warum

um glaubt man ihm alſo nicht auf ſein Wort, wenn er den Sclaven eines peinlichen Verbrechens wegen anklaget? Um dieſem Mißbrauche zuvor zu kommen, fuhr der Doctor fort, iſt es gewöhnlich, daß ein Herr, der das Unglück hat, einen dergleichen Böſewicht zu beſitzen, ſich ſelbſt Recht ſchaffet, und dem Verbrecher den Kopf abſchlagen läßt. Es iſt wahr, die Hinrichtung muß heimlich geſchehen, und kein Weiſſer darf gegenwärtig ſeyn, ſonſt läuft man Gefahr, mit der Verbannung beſtrafet zu werden: daher geſchieht ſie auch nur im Beyſeyn der Schwarzen, welche in keinem Falle wider einen Weiſſen zeugen können. Der Herr verſammelt ſeine Sclaven; und nachdem er den Verbrecher überführet hat, befiehlt er dem Angeſehenſten unter dem Truppe, ihm den Kopf abzuſchlagen. Ich habe alſo, ohne eine obrigkeitliche Unterſuchung zu befürchten, welches, wie Sie wiſſen, ein Vorrecht unſeres Standes iſt, meine Dienſtleiſtung zu Vertilgung dieſes Unglückſeligen gar wohl anbieten können.„

Belieben Sie zu bemerken, Madame, daß der Saft von Manioc, dieſes Werkzeug des Todes in den Händen eines Arztes, wenn er von den Creolen bearbeitet wird, eine wohlſchmecken=

ſchmeckende, und geſunde Brühe wird. Nachdem die feinſten Theile durch das Kochen ausgedünſtet ſind, und das, was bleibt, mit Salz und Piment gewürzet wird, so entſteht daraus ein angenehmer, geläuterter Saft, den man Cabiou nennet. Wenn dieſer Saft friſch ausgedrücket iſt, ſo ſieht er weiß, und riecht wie Mandelmilch. Läßt man ihn ſtehen, daß er ſich ſetzen kann, bekommt man eine nahrhafte Maſſe, die ſich auf dem Boden des Gefäßes befindet: ſie ſieht wie Stärke aus, und man braucht ſie zu Puder; mit der Zeit aber verbrennt dieſer Puder die Haare. Man macht auch eine Art leichter Kuchen daraus, oder Zuckergebackenes, wenn man Zucker dazu thut: dieſe Zurichtung wird Cipipa genennet. Das, was man Langou heißt, iſt nichts anders, als, in heißem Waſſer zerlaſſene Caſſave: mit Zucker oder Syrop vermiſchet, wird es Materé.

Wenn man funfzig Pfund friſchen Maniocſaft bey gelindem, und hernach vermehrtem Feuer abzieht, ſo geht die Kraft des Giftes in die erſten drey oder vier Unzen des Geiſtes, den man davon bekommt, über: der Geruch davon iſt unerträglich. Dieß iſt das ſchreckliche Elixir, deſſen ſich der Arzt

von Surinam bediente, um den unglücklichen Sclaven in die andere Welt zu ſchicken. Man behauptet, der Saft von Roucou ſey ein kräftiger Gegengift wider den Saft vom Manioc: man muß ihn aber in dem Augenblicke nehmen; denn bey dem geringſten Verzuge, thut er keine Wirkung mehr.

Die Patate, wovon ich Ihnen ſchon ſonſt geſaget habe, iſt auch eine in Guiana bekannte Wurzel, ſo wie in den anderen mittäglichen Provinzen von America. Man legt ſie nicht auf die Böden in Haufen, ſondern man grabet ſie, wenn man ihrer benöthiget iſt, aus: denn iſt ſie einmal aus der Erde, ſo fängt ſie in etlichen Tagen an zu gähren, und verdirbt.

Die Igname, eine andere Wurzel zum Gebrauche für die Schwarzen, hat den Vortheil vor der vorigen, daß ſie ſich länger erhält. Sie iſt auch leichter, und beſſer zu verdauen, und nicht weniger nahrhaft. Sie treibt des Jahres nur einmal; und giebt ſonſt keine reichliche Aernde, als in neu angebaueten Ländereyen. Wenn man ſie in die Vorrathshäuſer bringt, muß man ſie vor der Feuchtigkeit bewahren, ſonſt würde ſie gähren, und zu wachſen anfangen, wie die Zwie-

beln. Die Igname iſt eine Art rother Rübe, die eine dicke, rauhe, ungleiche Schale hat, mit vielen Faſern umgeben. Inwendig ſieht ſie fleiſchfarbig, ſie mag roh, oder gekocht ſeyn. Man ißt ſie zum Fleiſche, oder auf Kohlen gebraten. Mit dieſem Gewächſe, und mit den Patates, kann man alles Brodes entübriget ſeyn.

In Cayenne, ſo wohl als in dem übrigen Guiana, erbauet man weniges Getreide. Die Reichen laſſen das Mehl auswärts herkommen; und die Armen und Sclaven nähren ſich mit Wurzeln, Hülſenfrüchten, und Obſte. Die Unterhaltung der Taubenhäuſer, und Viehhöfe, iſt der einzige Gegenſtand, der eine Beyhülfe von Körnern nothwendig erfordert. Das, was am beſten in dieſer Colonie fortkommen würde, iſt Reiß, Mais, Erbſen, und Hirſe. Unnöthig wäre es, zu unterſuchen, ob unſere verſchiedene Arten von Weizen fortkommen würden? die Schwierigkeit der Arbeit überhebt die Mühe des Verſuches. Man ackert kein Land; man dünget es nicht; man läßt es auch nicht ruhen: man giebt ihm keine andere Zubereitung, als daß man es gätet; und dabey braucht man noch die Vorſicht, daß man nur ein kleines

Kratz-

Kratzeiſen nimmt, um das Unkraut leicht herauszuheben. Die häufigen Regen würden alle Erde, die ein tiefes Ackern heraufgebracht hätte, wegſpülen, und die Felder bald erſchöpfet ſeyn. Man bedienet ſich hier niemals des Wortes, ſäen: und in der That ſäet man, eigentlich zu reden, nichts als Gartengewächſe. Zu allem andern machet man ein Loch in die Erde, und ſteckt Bohnen, Caffe, Mais, Hirſe, u. d. hinein.

Man machet einen Unterſchied unter dem ordentlichen Hirſe, und unter dem kleinen Hirſe. Letzterer weicht von dem Europäiſchen ab in der Geſtalt ſeiner Aehre, wegen ſeines kleinen Kornes, und wegen ſeiner Güte, die ihm einen angenehmern Geſchmack giebet. Die große Beſchwerlichkeit dieſer Frucht iſt der Anbau, und ihre Zurichtung. Sie muß gutes Wetter haben: die Blüthe gelanget nicht allemal zu ihrer Reife; die Vögel thun den Aehren Schaden, wenn ſie reif werden. Um ihn zu zurichten, zerquetſchet man ihn, in Ermangelung ſeiner Mühle, zwiſchen zweyen Steinen. Dieſe Arbeit, wie Sie ſehen, kann nicht für eine große Anzahl Mäuler geſchehen: es wäre ſonſt die eine Hälfte der Welt nöthig, der andern ihre Speiſe zu zurichten.

Die

Die Banane iſt die vornehmſte Frucht, womit ſich die Bewohner von Cayenne nähren. Der Baum, der ſie trägt, iſt von der Stärke des dicken Beines, und mit verſchiedenen ſchupenförmigen Rinden überzogen. Der Stamm wächſt zehn bis zwölf Fuß hoch, und wenn er ſeine Frucht getragen hat, ſtirbt er ab. Die Blätter ſind länger, als alle die man kennet: man glaubt daher, ſie wären es, die unſerer erſten Aeltern Blöße bedecket hätten. Oben, an der Spitze dieſes Baumes ſteht ein einziger großer Zweig, der röthliche Blumen trägt, worauf hernach die Früchte, in der Größe unſerer Gurken, folgen. Das Fleiſch davon iſt weich, voller erfriſchenden Saftes, und von angenehmem Geſchmacke. In Cayenne ißt man ſie roh, mit Weine, oder Salze; oder gebraten, im Backofen, in einer Pfanne, in der Aſche, auf dem Roſte, oder an der Sonne. Andere machen ein Mus davon, das man hier zu Lande Embagnon heißt.

Das, was man die Bananas=Feige nennet, iſt eine beſondere Art, eine Frucht, welche kleiner, und wohlſchmeckender iſt. Die Wilden, um ihre Reiſe zu befördern, wickeln ſie in die Blätter des Baumes, und legen

ſie in eine Ecke ihrer Hütten: etliche Tage hernach langen ſie ſie reif, und von einer ſchönen gelben Farbe, wieder hervor. Die Cayenner ſetzen ſie bey Tiſche als ein Zwiſcheneſſen, oder zum Deſſerte, auf.

Der Bananasbaum vermehret ſich, wie die Ananas, durch Sprößlinge, die an der Wurzel ausſchlagen. Er wird zu aller Zeit, und in alles Erdreich gepflanzet, beſonders aber an Gräben und Bäche, weil er die Feuchtigkeit liebet. Nach Jahresfriſt trägt er, und erfordert wenige Pflegung: man gebraucht keiner weitern Mühe, als das Erdreich zu gäten, und zu verhindern, daß keine kriechende, und ſich windende Kräuter, (lianes,) um ihn herum einwurzeln. Der langweilige Wachsthum dieſes Baumes, und die Unmöglichkeit ihn zu erhalten, iſt Urſache, daß man ihn zu keinem gewiſſen Nahrungsmittel, in Kriegszeiten, brauchen kann.

Wie ſollte man auf ſolche Art der Hülfe aus Europa, zu Verpflegung der Truppen, und Coloniſten, entbähren können, da die eigenen Lebensmittel nicht einmal für die Sclaven zureichend ſind? Dieſe verzehren jährlich eine groſe Menge grobes Mehl, und faſt alles Eingeſalzene, an Fleiſche, Stockfiſche,

und

und andern Fiſchen, das die Schiffe mitbringen. Der Genuß dieſer geſalzenen Sachen iſt ſo gar ihrer Geſundheit zuträglich: er verbeſſert die ſchlechte Eigenſchaft der Eßwaaren im Lande.

Wie die Caſſave ihr ordentliches Brod iſt, ſo iſt ihr gewöhnliches Getränke der Ouycou, deſſen Gebrauch und Zubereitung ſie von den Indianern gelernet haben. Man nimmt dazu große irrdene Gefäße, Canaris genennt, die man, bis auf fünf oder ſechs Zolle vom Rande, mit Waſſer füllet. Da hinein thut man zwey große Caſſaven, in Stücken zerbrochen, mit einem Dutzende viertheilig geſchnittener Patates, eben ſo viel zerdrückter Bananen, und drey oder vier Kannen Syrop vom Zuckerrohre. Die Oeffnung des Canaris ſtopft man ſorgfältig zu, um dieſes Gemenge zwey oder drey Tage gähren zu laſſen; hernach nimmt man das Dicke, das ſich wie eine Rinde oben drauf geſetzet hat, mit einem Schaumlöffel ab. Das Lautere, das im Gefäße bleibt, gleicht einem ſtarken Biere. Es iſt bräunlich, kühlend, und berauſchet leicht. In der Trunkenheit dieſes auf den Inſeln ſehr gewöhnlichen Getränkes geſchieht es, daß die Caraiben ſich

der geringſten empfangenen Beleidigungen erinnern, und ihre Feinde ohne Barmherzigkeit umbringen.

Der Maby iſt ein anderes Getränke, das nicht weniger gewöhnlich iſt. Man gießt in einen Canaris zwanzig oder dreyßig Kannen Waſſer, zwey Kannen geläuterten Syrop, und zwölf rothe Patates, mit eben ſo viel ſauern, in Viertheile geſchnittenen, Orangen. Dieſes Getränke gähret in weniger als dreyßig Stunden, und giebt einen röthlichen Wein, der ſo gut iſt, als der beſte Cyder in der Normandie.

Auf dem neuen Wege, den ich nahm, um nach Surinam zu kommen, konnte ich nicht genugſam bewundern, mit was für Arbeit und Fleiße die Holländer die ſonſt ſo ſumpfigen, und mit undurchdringlichem Holze bewachſenen Oerter, haben wiſſen wohnbar und einträglich zu machen. Um Ihnen eine Vorſtellung von der Art und Weiſe zu machen, wie dieſe Veränderung geſchehen iſt, will ich in die genauere Verfaſſung einer neuen Wohnung eingehen, anzeigen, wie man ſie anlegt, und alles was zu ihrem Anbaue erforderlich iſt, anführen.

So bald die Einräumung eines Stückes Landes erfolget iſt, fängt man an, die Wohnung des Beſitzers zu bauen. Man wählet dazu einen erhabenen Platz, damit das Haus Luft habe, und man die Arbeit der Sclaven bequemer überſehen könne. Man ſetzet es auch nicht weit von einem Fluſſe, um Waſſer in der Nähe zu haben. Hierauf errichtet man etliche Hütten für die Schwarzen; man nimmt dazu einen Theil des Holzes, das ſie ausgerottet haben; einen andern Theil davon hebt man zu andern Gebäuden auf; und das übrige trocknet man, und braucht es zur Feuerung. Auf dieſe Art wird Grund und Boden rein gemachet; und wenn das Regenwetter einfällt, pflanzet man die Bananasbäume, die Ignamen, Patates, den Mais, und alles was zur hauptſächlichſten Koſt der Sclaven gehöret. Bey ihnen muß man allezeit anfangen; ſonſt lief man Gefahr, ſie entweder durch den Tod, oder durch Entlaufen, zu verlieren; denn Sie können nicht glauben, wie die Arbeit die Sclaven hungerig macht: daher es von großer Wichtigkeit iſt, ihnen, bis zur Einſammlung der neuen Früchte, es an nichts mangeln zu laſſen.

Nach den Eßwaaren von der erſten Nothwendigkeit, muß man auf diejenigen Waaren denken, welche den Handel der Colonie befördern, als Zucker, Caffe, Tabak, Indigo, Cacao, und Baumwolle. Ich habe von allen dieſen Producten ſchon geredet; man muß aber zu ihrem Fortkommen einen ſchicklichen Boden wählen, und auf den vortheilhafteſten Anbau bedacht ſeyn. Doch, dieſe Bemühungen ſind nur vorläufige Anſtalten, um reiche Pflanzörter zu ſtiften. Dieſe erfordern ganz andere Gebäude; denn bisher hat der Eigenthumsherr nur eine ſchlechte Wohnung gehabt: er muß aber ein viel ſchöneres Haus, einen Garten, Küchengebäude, und tauſend andere Bequemlichkeiten haben. Das Haus muß ſo ſtehen, daß die ordentlichen Winde es nur von der Seite treffen; denn ſie ſind unausſtehlich, wenn ſie gerade wider die Fenſter ſchlagen, und man ſolche dieſerwegen beſtändig zugemacht halten muß. Man behauptet, die hölzern Häuſer wären der Geſundheit zuträglicher, als die ſteinern; aber letztere ſind ſicherer, dauern länger, erfordern nicht ſo viele Ausbeſſerung, und ſind der Feuersgefahr weniger unterworfen; die Orkane thun ihnen nicht ſo vielen Schaden;

und

und die ſtarken Mauern halten die empfindliche Kälte, welche man in der Nacht, und gegen Morgen ſpüret, beſſer ab. Es iſt wahr, daß bey einem Erdbeben die ſteinern Häuſer der Gefahr mehr ausgeſetzet ſind, als die hölzern. Uebrigens ſehe ich ſie hier faſt alle auf einen ſteinern Füllmund, von zwey oder drey Fuß Höhe, gebauet, damit die Säulen und Schwellen in der Erde nicht faulen.

Funfzehn, oder zwanzig Schritte vom Hauſe, legt man die Küche an. Sie iſt mit einem Backofen verſehen, um das Haushaltungsbrod darinnen zu backen. Die Vorrathshäuſer ſtehen gegen über; ſo wohl diejenigen, die zun Vorräthen für den Herrn und die Sclaven beſtimmt ſind, als auch diejenigen, wo die zum Ackerbaue gehörigen Werkzeuge verwahret werden. In einer gewiſſen Entfernung ſieht man die Ställe für das groſze und kleine Vieh, die Höfe für das Federvieh, das Krankengebäude, die Mühle, die Siederey, und die Raffinerie, zu Verfertigung des Zuckers. Weiterhin bauet man die Hütten der Schwarzen, welche allemal außer dem Winde der vornehmſten Gebäude liegen müſſen, aus Furcht vor Feuersgefahr. Dieſe, unerachtet ſie von den ſchlechteſten Ma-

Materialien zuſammen geſetzet ſind, müſſen dennoch in behöriger Ordnung, von einander abgeſondert, und auf trocknen Plätzen ſtehen; auch die äußerſte Sorgfalt angewendet werden, daß überall Reinlichkeit herrſche. Sie machen zuweilen eine Reihe, von achtzig bis hundert Fuß in der Länge; und kommt die Anzahl der Sclaven über vierhundert, ſo bauet man eine gleiche Reihe, der erſten gegen über. Dergleichen Wohnungen beſitzen aber nur die Reichſten.

Der Park, wo man bey Nachtzeit das Vieh einſchließt, iſt auf der Seite dieſer langen Reihe von Gebäuden: alle Sclaven haben die Aufſicht darüber, und müſſen dafür ſtehen. Je weniger die Mühlen von den Zuckerrohr-Feldern entfernet ſind, deſto mehr wird die Arbeit verringert, und das Fuhrwerk erleichtert. So wie das Holz zur Feuerung abgetrieben worden iſt, ſo nimmt man dieſes Land, neue Pflanzungen anzulegen. Iſt der Boden zum Cacao tüchtig, muß man dieſen Anbau nicht vernachläßigen: es iſt eine ſehr ſchätzbare Waare, ſo wohl wegen der Leichtigkeit ſie zu erbauen, als wegen des Vortheiles, den man davon zieht. Ein Eigenthümer, ohne weitere Koſten, als funfzehn

zehn oder zwanzig Sclaven mehr zu halten, unterhält hunderttauſend Cacaobäume, und vergrößert ſeine Einkünfte um dreyßigtauſend Franken, (8000 Rthlr. —).

Das Land, welches nicht zu Pflanzungen gebrauchet wird, kann zu Triften aufbehalten werden. In großen Wohnplätzen kann man nie zu viel Weyde haben, wo die Ochſen zum Fuhrwerke nöthig ſind, und die Kühe Kälber ziehen müſſen, um die abgehenden Ochſen zu erſetzen. Hat man Roßmühlen, ſo iſt eine neue Anzahl Vieh zu ernähren. Auch kann man nicht Umgang haben, Heerden Schafe und Ziegen zu halten; ohne ſie häufen ſich die Koſten des Tiſches, und man iſt allezeit übel bewirthet.

Da alle Wohnungen in dieſem Lande an den Flüſſen liegen, iſt es erforderlich, ein Schiff zu haben, welches mit fünf oder ſechs Schwarzen zum Rudern beſetzet iſt, um den Eigenthümer von ſeinem Pflanzorte in die Stadt, und aus der Stadt wiederum in ſeine Wohnung zu fahren, im Falle er nicht zu Lande dahin kommen kann. Er muß noch ein zweytes zu den Lebensmitteln haben; etlicher kleiner Piroguen für die Sclaven nicht

zu gedenken, wenn dieſe fiſchen wollen, oder daß man ſie in Verrichtungen wegſchicket.

Sie ſehen aus dieſem allen, Madame, daß es nichts Geringes iſt, dergleichen Errichtungen anzulegen: iſt man aber glücklich genug, und geht alles wohl von ſtatten, ſo kann man mit leichter Mühe ſein angelegtes Capital zu funfzehn bis achtzehn vom Hunderte an Zinnſen nutzen. Unterdeſſen wollte ich niemanden rathen, einen dergleichen Bau anzufangen, ſo wohl wegen der Gefahr, welche die Geſundheit dabey läuft, als wegen des Schadens, den der Verluſt der Schwarzen nach ſich zieht. Ich würde allezeit vorziehen, eine ſchon fertige Wohnung zu kaufen, wodurch der Käufer in die Verfaſſung geſetzet wird, ſeine Einkünfte ruhig zu ziehen, ohne Schaden und Verdruß zu erdulden, welchem man allezeit ausgeſetzet iſt, ehe die Pflanzungen in Stand kommen, Zinſen von dem Capitale zu geben.

Der Caffe iſt itzt einer der größten Reichthümer der Colonien von Guiana. In den erſten Jahren der Errichtung von Surinam hat man angefangen, Caffebohnen daſelbſt auszuſäen, und Baumſchulen zu ziehen. Man weichte die Bohnen erſtlich vier und zwanzig

zig Stunden in Waſſer ein; hernach pflanzte man ſie in Käſten, mit guter Erde gefüllet; man ſteckte ſie zwey Zolle von einander, und begoß ſie fleißig, wenn es nicht regnete. In vierzehn Tagen kamen kleine Stängel hervor; und wenn ſie Blätter bekamen, wählte man einen Regentag, um ſie in das zugerichtete Land zu verſetzen. Ohne Zweifel würde man dieſer Weiſe noch heutiges Tages folgen, wenn es nöthig wäre: aber die alten Bäume treiben Sprößlinge genug, um die Pflanzörter hinlänglich zu verſorgen.

In Cayenne hat man dieſen Anbau erſt im Jahre, 1721, angefangen. Etliche Franzöſiſche Ueberläufer, die in Surinam waren, ſchmeichelten ſich der Erlaſſung ihrer Strafe, wenn ſie Caffebohnen mitbrächten. Dieſe wurden in die Erde geſtecket; etliche Bäumgen, die gar bald aufgiengen, wurden unter die Einwohner vertheilet, und in weniger Zeit war die ganze Inſel damit verſorget. Dieſer Baum wächſt ſehr geſchwind; aber erſt in dem dritten Jahre trägt er Früchte genug, um die jährlichen Koſten ſeiner Wartung zu erſetzen. Eine allzu groſſe Trockenheit macht, daß er eingeht: häufige Regen verhindern, daß die Bohnen nicht reif werden: überdie-

ſes

ſes hat man Mühe genug, die jungen Pflanzen vor Ameiſen, und andern Ungeziefer, welche ſie freſſen, zu hüten.

Außer denen Koſten, welche dieſe Beſorgniß erfordert, kommen noch diejenigen, welche auf das Gebäude zu verwenden ſind, wo der Caffe zugerichtet, und hernach in Fäſſer gepacket wird, um nach Europa verſendet zu werden. Dieſes Gebäude beſteht in einem großen Schuppen, vier und zwanzig Fuß lang, und dreyßig oder vierzig Fuß breit, mit einem Boden von eben dieſer Größe überbauet. Auf jeder Seite ſind Schiebekaſten zu ſehen, die man heraus zieht, wenn es ſchönes Wetter iſt, und wieder hineinſchiebt, wenn es regnet. Dieſe Kaſten ſind mit Caffe angefüllet; und auf dem Boden ſind zu beyden Seiten große Fenſter, wo die Luft durchſtreicht, damit die Bohnen nicht anfangen zu keimen, oder ſich zu erhitzen. Man ſtößt die Bohnen in hölzernen Trögen; man feget ſie hernach, wie das Korn; man wendet ſie mit der Schaufel öfters um; man thut ſie in Körbe, um ſie heraus zu tragen; man breitet ſie vor dem Schuppen, auf einem viereckigen, mit Ziegelſteinen belegten Platze, aus, und läßt ſie in der Sonne, daß ſie trock-

nen.

nen. Man hat Waagen, und Gewichte, um den Abzug der Fäſſer zu wiſſen, und ſie zu wägen, wenn ſie voll ſind. Keinem Eigenthümer in Surinam iſt erlaubet, ſeinen Caffe in America zu verkaufen: er muß den Correſpondenten nach Holland alle geliefert werden.

Da jedes Land ſeine eigenen Erzeugungen hat, wenn man hier nicht eben dieſelben Früchte findet, als in Europa, ſo giebt es ihrer andere, denen Sie ſo gar den Vorzug geben würden. Dahin gehören inſonderheit die Ananas, die Mamis, u. d. Der Baum, welcher leztere hervorbringt, iſt ziemlich groß; und ſeine Zweige, die mit langen und ſtarken Blättern beſetzet ſind, geben vielen Schatten. Die Frucht ſieht wie eine Canonenkugel aus, und hat ſechs bis acht Zolle im Durchſchnitte. Sie iſt mit einer röthlichen Schale überzogen, die eines halben Fingers dick, und geſchmeidig iſt, wie Leder, und die man abziehen kann, wie von einer Pfirſche. Man ſchneidet ſie Scheibenweiſe; und ſie iſt ſo wohl für den Geſchmack, als für den Geruch, angenehm. Man machet Marmeladen, eingemachtes Zuckerwerk, und Torten daraus, die alles übertreffen, was man in dieſer Art vor-

treflichés

treſliches ſehen kann. Die verſchiedenen Arten Melonen, die man in Guiana ißt, übertreffen ebenfalls die unſeren, an Größe, Geſchmack, und Geruch.

Der Calebaßier iſt ein Baum, den man in keinem Pflanzorte entbähren kann. Er gleicht unſeren größten Apfelbäumen; und ſeine Frucht hat die Geſtalt unſerer Kürbiſſe. Dieſe höhlet man aus, indem man heißes Waſſer hinein gießt, um das Mark los zu weichen, und zieht ſolches mit einem Holze heraus. Die Schwarzen, wenn ſie die Frucht auf ſolche Art ausgehöhlet haben, machen Flaſchen, Schüſſeln, Näpfe, und allerhand andern Hausrath daraus. Einige ſchneiden Figuren, und Zierrathen, nach ihrer Art hinein; und unerachtet ſie weder Lineal noch Zirkel haben, ſo finden ſich doch ihre Zeichnungen zuweilen ziemlich regelmäßig.

Ich habe anderwärts erwähnet, daß die Liane eine gemeine Pflanze in Guiana ſey. Man unterſcheidet ſie in verſchiedene Gattungen: einige dienen den Einwohnern, Stricke daraus zu machen; andere brauchen die Jäger, und die Reiſenden, zur Erfriſchung. Erſtere ſteigen, und winden ſich um die Bäume; und wenn ſie bis auf den höchſten Gipfel gekommen

kommen ſind, laufen ihre fadigen Zweige wieder herunter, beſtocken ſich in der Erde, ſchlagen Wurzel, erheben ſich vom neuen, und ſteigen, und ſenken ſich wechſelsweiſe. Andere Faſern, die der Wind, oder ein anderer Zufall Seitwärts führet, ſchlingen ſich an die benachbarten Sträucher, und machen eine Verwickelung von Stricken, welche das Anſehen hat, wie das Tauwerk auf den Schiffen. Es giebt Lianen, die ſo dick wie ein Arm ſind, und den Baum, den ſie umfaſſen, ſo ſtark zuſammenziehen, daß er erſticket. Mannichmal geſchieht es, daß der Baum auf dem Stamme vertrocknet, faulet, und ſich verzehret. Alsdenn bleibt nichts als das ſchneckenförmige Gedrehte der Liane, woraus eine Art von gewundener, einzelner, durchſichtiger Säule entſteht, welche die Kunſt kaum hätte zuwege bringen können.

Es giebt eine andere Art von Liane, die, wenn ſie zerſchnitten wird, ein klares, reines Waſſer laufen läßt, das man im Nothfalle brauchen kann. Das vortreflichſte dabey iſt, daß, in welcher Lage auch der Rebe ſich befindet, in der Sonne, oder im Schatten, zu welcher Zeit man ihn zerſchneidet, bey Tage, oder bey Nacht, das Waſſer allemal

friſch

friſch und hell iſt. Die Reiſenden, wenn ſie durſtig ſind, nehmen ihren Hut, und fangen es auf. In einem einzigen Stängel findet man ſo viel, daß eine große Menge Perſonen den Durſt ſtillen können. Ich habe mich dieſes Mittels auf meinen langen Reiſen öfters bedienet, und ich hoffe, es ſoll mir auch ferner nicht fehlen, auf dem Wege, den ich zu machen habe, um von Surinam in die Provinz Terra-firma zu kommen. Ich gedenke mit zwey Holländern, die der Statthalter nach Carthagena ſchickt, dahin zu reiſen. Seiner Freundſchaft habe ich die Mittel zu verdanken, um die Reiſe mit Annehmlichkeit zu thun. Auf dem Wege von dieſer äußerſten Spitze von Guiana, bis an die Mündung des Oronoko, werde ich hauptſächlich bedacht ſeyn, die verſchiedenen Nationen kennen zu lernen, die längſt dem Ufer dieſes Fluſſes wohnen. Unterdeſſen muß ich Ihnen noch von einer Jagd nach Papageyen Erwähnung thun, der ich geſtern in einer zahlreichen Geſellſchaft beygewohnet habe. Wir tödeten ihrer mehr als zweyhundert; und man ißt ſie hier, wie Rebhüner. Beym Abendeſſen kam die Frage vor, auf was für Art man ſie des andern Tages zurichten

würde.

würde. Es wurde beſchloſſen, daß man zuerſt alle Zungen nehmen wollte, um eine Paſtete daraus zu machen. Sie ſchmeckte freylich ſchlecht; aber wir konnten uns doch rühmen, ein Gerichte gehabt zu haben, das in Europa unmäßige Summen gekoſtet hätte. Man that zwanzig von dieſen Vögeln in einen Topf, und machte eine ziemlich gute Suppe davon. Andere, in einer Fricaſſee zugerichtet, ſchmeckten weich und gut; die aber, welche gebraten wurden, dorreten ſo aus, daß ſie keinen Geſchmack mehr hatten. Dem ungeachtet kann ich mich rühmen, einmal in meinem Leben eine Paſtete von Papageyenzungen, ja den Vogel ſelbſt, auf drey oder viererley Art zugerichtet, gegeſſen zu haben.

Ich bin, u. ſ. w.

Surinam, den 9 January, 1751.

Der 135 Brief.

Fortſetzung von Guiana.

Den wenigen Verſtand, Fähigkeit, und Einſicht, den man von Surinam nach Carthagena antrifft, findet man noch bey einigen Mißionnairen. Sie ſind die einzigen Menſchen, mit denen man reden, oder von denen man wenigſtens einige Kenntniß des Landes, und der Einwohner erlangen kann. Sie ſind daher allezeit meine Zuflucht unter den Wilden geweſen; ohngefähr ſo, wie man bey uns in Europa, auf den Dörfern, nicht leicht jemanden fragt, oder anhöret, als die Pfarrer.

Dießmal, Madame, ſchreibe ich Ihnen alles auf Treue und Glauben eines Spaniſchen Jeſuiten, deſſen Erzählung Sie wörtlich zu leſen bekommen ſollen. Er beſorget ſeit funfzehn Jahren eine Völkerſchaft von Indianern, die an der rechten Seite des Oronoko wohnen, und hat über den Lauf dieſes Fluſſes eigene Unterſuchungen angeſtellet, die er mir mitzutheilen die Gefällig-

keit

keit gehabt hat. Er hat allerhand merkwürdige Umſtände, ſo wohl von denen verſchiedenen Völkern beygebracht, die durch ihn zum Chriſtenthume ſind gebracht worden, als auch von denen, die er noch nicht hat bekehren können. Ich habe die wichtigſten, und ſonderbareſten Gegenſtände davon gewählet, und überſetze ſie, indem ich ſie abſchreibe.

Der Pater Mugilla, es iſt dieſes der Name des Mißionnairs, fängt bey der Entdeckung des Oronoko an, welche er dem Chriſtoph Columbus zuſchreibt. Allein dieſer Schiffsmann hat nichts gethan, als den Oronoko, ſo zu ſagen, nur von weitem geſehen. Sechs und dreyßig Jahre hernach, kam Diego de Ordaz an dieſe Mündung, und büßte einen Theil ſeiner Leute, und ſeiner Schiffe ein. Doch dieſer Unfall ſchreckte ihn nicht ab, ſondern er kam mit neuer Verſtärkung wieder, und legte eine Stadt an, die heutiges Tages unter dem Namen von St. Thomas von Guiana bekannt iſt. Andere franzöſiſche, engliſche, und holländiſche Schiffer haben ſeitdem geſuchet, ſich auch daſelbſt nieder zu laſſen; die Spanier aber ſind allezeit in dem Beſitze dieſes Landes geblieben. Sie ſchickten Ordensgeiſtliche ab, um

das Evangelium daſelbſt zu predigen; und die Mißionen wurden unter die Capuciner, Franciſcaner, und Jeſuiten vertheilet; letztere aber haben den größten Strich Landes eingenommen.

Der **Oronoko** ergießt ſich durch verſchiedene Mündungen in das Meer, und verurſachet ein ſolches Labyrinth von Inſeln, daß es nicht möglich iſt, ihre Anzahl zu beſtimmen. Die Einwohner ſelbſt verirren ſich zuweilen darinnen, und ſehen ſich genöthiget, den Meerbuſen wieder zu erreichen, um den rechten Weg zu treffen. Indem er ſein Waſſer mit dem Meere vermiſchet, verſüßet er dieſes auf viele Stunden weit, fließt längſt den Küſten hin, und drängt es, von da zu weichen. Noch etwas **beſonders** iſt, daß er fünf Monate lang zunimmt, dreyßig Tage in ſeinem höchſten Wachsthume ſtehen bleibt, fünf andere Monate wieder abnimmt, und abermal dreyßig Tage in ſeinem niedrigſten Stande verweilet. Er bringt alſo ein ganzes Jahr mit Steigen und Fallen zu, und bezeichnet ſeine verſchiedene Höhe durch die Merkmale, die er an den Felſen, oder Bäumen des Ufers zurück läſſet.

Wenn

Wenn man den Oronoko, von ſeiner Mündung hinauf fähret, ſo trifft man zuerſt den Fluß Caroni an, der ſich mit ſolcher Gewalt in ihn ſtürzet, daß der Strom auf mehr als dreyhundert Schritte gegen ſeine Quelle zurück tritt. Man kann lange Zeit beyder Waſſer unterſcheiden: das von dem Caroni ſieht ſchwarz, weil es auf ſolchem Sande läuft; wenn man es aber in ein Gefäße thut, wird es hell und klar, wie ein Cryſtall: das von dem Oronoko hingegen bleibt allezeit trübe. Er iſt an etlichen Oertern über ſechzig Lachtern tief, und faſt achtzig, wenn das Waſſer am höchſten ſteht. Das was ich von ſeiner Länge, Breite, und Tiefe geſehen habe, macht, daß ich ihn für einen der größten Flüſſe in der Welt halte. Er durchſtrömet neunhundert Stunden Landes, und nimmt eine Menge anderer Flüſſe auf, derer Ufer mit allerhand Nationen Indianer beſetzet ſind.

Man nennet Guaraunier diejenigen, die auf den kleinen, durch den Ausfluß des Oronoko entſtandenen Inſeln wohnen. Es iſt um ſo viel bewundernswürdiger, daß dieſe Leute daſelbſt leben können, da ihr Land durch den Fluß ganzer ſechs Monate lang ohne

Aufhören, die übrige Zeit aber im Jahre, zweymal des Tages, überſchwemmet wird. Ihre Sprache iſt nicht hart; und die Fremden lernen ſie leicht. Sie ſind gutherzig, geſprächig, und den Spaniern ungemein zugethan. So bald ſie eines ihrer Schiffe gewahr werden, laufen ſie mit den größten Freudenbezeugungen an das Ufer; und von dem Augenblicke an ſind alle Tage bey ihnen durch neue Luſtbarkeiten bezeichnet. Die Europäer können auf ihren Inſeln nicht dauern, wegen der unglaublichen Menge kleiner Fliegen, die dieſen Aufenthalt unerträglich machen. Die Einwohner hingegen wollen nicht heraus, man mag ihnen vorſtellen, was man will. Ihre Häuſer ſind über der Erde erhaben, und ſo hoch angeleget, daß ſie auch bey dem größten Wachsthume des Fluſſes nicht können überſchwemmet werden. Sie ſind tüchtig genug gebauet, um dem reißenden Strome zu widerſtehen. Es werden Pfähle neben einander eingeſchlagen, und durch lange ſtarke Balken verbunden, auf dieſe aber ein Boden von Palmenbaumholze geleget, wo ein jeder ſeine Hütte errichtet.

Eben dieſer Baum, der einzige, der auf dieſen Inſeln wächſt, liefert ihnen in Ueber-

fluſſe alles, was ſie im gemeinen Leben brauchen. Belieben Sie Sich zu erinnern, was ich Ihnen anderwärts von dem Cocus-Nußbaume, auf der Malabariſchen Küſte, geſaget habe. Der **Palmbaum** iſt für dieſen Theil von America das, was jener für Oſtindien iſt. Der Stamm dienet, Breter zu ſchneiden; die Zweige, Wände zu flechten; die Blätter, Stricke, Betten, Segel, Netze, Kleider, und Fecher zu Vertreibung der Fliegen, zu machen. Die Guaraunier ſchälen den Palmbaum nicht eher, als nachdem ſie Brod, Wein, und Fleiſch, davon genommen haben. Wenn der Baum zu ſeiner Reife gediehen iſt, ſo ſchröpfen ſie ihn durch Einſchnitte mit der Axt. Der Saft, der häufig heraus dringt, iſt dick, und ſüß, wie Syrop. Nachher erlangt er eben die Stärke, wie Wein: einige Zeit darauf wird er ſo ſcharf, wie Eßig. Dieſen Eßig nimmt man hernach, um eine Art von Würmern zu kochen, die in dem Palmbaume wachſen, wenn er keinen Saft mehr hat. Dieſe Speiſe iſt vortreflich, unerachtet ſie anfänglich etwas Ekel erwecket. Das Brod wird aus einem Teige gemachet, der ſich in dem Kerne des Baumes befindet. Wenn dieſer Teig gewaſchen, und an der

Sonne getrocknet wird, giebt er ein ſehr ſchönes Mehl. Endlich ſammeln die Indianer noch die Frucht, welche aus ſchönen Büſcheln runder Datteln beſtehet, die ſo groß ſind, wie ein Ey, und gelb röthlich ausſehen. Dieſe ſtampfen ſie, ziehen den Saft heraus, und machen ein ſehr geſundes und angenehmes Getränke davon. Um aber nichts von dieſem wundervollen Baume zu verlieren, ſo zerquetſchen ſie auch die Kerne, und bekommen eine Art von Mandeln, die den Geſchmack haben, ohngefähr wie Nüſſe.

Außer denen Guarauniern, die an der Mündung des Oronoko wohnen, findet man noch, wenn man den Fluß hinauf fähret, die Mapüyes, die Guamos, Salivas, Othomacos, Achaguas, Cariben, Arauecas, u. a. m. „Es iſt ſchwer, den Urſprung aller dieſer Nationen zu beſtimmen,„ ſagte der Pater Mugilla, den ich nunmehr werde alleine reden laſſen. „Es giebt einige unter ihnen, die ſich beſſer dünken, als die anderen, und die in der That, wegen ihrer Geſtalt, Anſehen, Größe, und Gelindigkeit der Sprache, einen Vorzug vor dem gröſſern Haufen haben. Die Caraiben, zum Beweiſe, ſind alle wohl geſtaltet, groß, und ſehen gut aus. Sie reden

den mit einem Fremden, das erſtemal, das ſie ihn ſehen, ſo ungezwungen, als ob ſie ihn Zeitlebens gekennet hätten. Man trifft bey ihnen weder Gemälde, noch Zeichenſchriften, oder andere Arten von Denkmalen an, welche das geringſte Licht in ihrer Geſchichte geben könnten. Will man ſich erkundigen, und fraget man ſie, ſo antworten ſie ſtolz: wir alleine ſind Menſchen; die andern ſind nichts als Sclaven. Ihr Hochmuth verſtattet nicht, eine beſſere Erläuterung zu geben. Ihre alten, auf ſie gebrachten Erzählungen beſagen, daß das höchſte Weſen ſeinen Sohn hätte vom Himmel herab geſchicket, um eine entſetzliche Schlange zu töden, und nachdem er ſie überwunden hätte, wären in dem Eingeweide des Thieres Würmer gewachſen, derer jeder einen Cariben mit ſeiner Frau hervorgebracht hätte. Weil dieſes Ungeheuer den benachbarten Nationen grauſamen Schaden verurſachet hat, ſo ſehen die Cariben, die dieſem Thiere ihr Daſeyn zuſchreiben, alle andere als Feinde an.„

„Die Salivas geben ſich einen nicht weniger lächerlichen Urſprung. Sie glauben, die Erde hätte ehedem Männer und Weiber hervorgebracht, ſo wie ſie heutiges Tages

Blumen und Kräuter erzeuget, und gewiſſe Bäume hätten an ſtatt der Früchte menſchliche Geſchöpfe getragen. Ihre Gedanken erheben ſich nicht über die Erde, die ſie bewohnen; ſie haben auch keine anderen Begriffe, als die ihnen mit den Thieren gemein ſind. Sie können ſich nicht eher vorſtellen, daß es bekleidete Menſchen gebe, als bis ein Mißionnair das erſtemal zu ihnen kommt. Sie ſind alsdenn erſchrocken, und laufen und verſtecken ſich in die Hölzer, und machen ein erbärmliches Geheul. Unſere Patres, fähret der Jeſuit fort, ſind inſonderheit ganz ſchüchtern, wenn ſie die Weiber und Mägdgen völlig nackend ſehen, die auch nicht einen einzigen ihrer Reize verſchleyern. Dieſe aber erröthen darüber nicht; und wenn man ihnen ein Schnupftuch giebt, ſich zu bedecken, ſo werfen ſie es in den Fluß, damit ſie nicht gezwungen ſind, ſich deſſen zu bedienen. Fragt man ſie um die Urſache, ſo antworten ſie, daß dergleichen Bedeckung ihnen Schande mache; gleichſam als ob ſie empfänden, daß verſchleyerte Reize in der That mehrere Begierde erwecken, als ein ganz nackender Körper. Nach eben dieſer Empfindung von Schamhaftigkeit geſchieht es, daß bey andern

India=

Indianiſchen Nationen niemand Kleider trägt, als öffentliche unzüchtige Weibsperſonen, derer Stand es mit ſich bringt, keine Schamhaftigkeit zu haben, und die Begierden zu erwecken. Die Weiber am Oronoko, wenn ſie in den Geheimniſſen unſerer Religion unterrichtet, und erleuchteter geworden ſind, fühlen ihre Blöße, und nehmen alle Kleidung, die wir ihnen nur geben können, gern an; ja ſie verlangen deren mehr, als ſie nicht brauchen; und wir haben Mühe, ſie los zu werden.„

„Der alltägliche Putz dieſer Völker beſteht in allerhand Halsbändern von Todenzähnen, welche man hier als ein Zeichen einer großen Tapferkeit anſieht. An Feſttagen bekleben ſie ſich den Leib, vermöge eines Leimes oder Harzes, mit kleinen Stücken dünner Strohmatten von verſchiedenen Farben, nach einen ordentlich gewählten Muſter, ſo daß wenn ein Fremder, der es nicht weiß, ſie in einer gewiſſen Entfernung ſieht, glauben ſollte, ſie wären mit den ſchönſten Stoffen bekleidet. Andere nehmen Federn von allen Schattirungen, und machen ſich Perüquen davon, die ſie auch bey der Arbeit auf dem Felde tragen, weil ſie ihnen, noch außer

dem

dem Putze, wider die Sonnenhitze und den Regen dienen. Nichts ſieht lächerlicher, als wenn dieſe nackenden Wilden, ſtolz auf ihren Putz, in einer großen Perûque die Erde bearbeiten.„

„So bald ein Mägdgen auf die Welt kommt, bindet man ihr unter die Kniee, und ein wenig höher als über die Knöchel, breite und dicke Bänder, wodurch die Waden ungemein ſtark werden; und das, was wir bey einem Frauenzimmer als einen großen Fehler anſehen, ſcheint in ihren Augen eine vorzügliche Schönheit.„

„Es iſt kein Ameiſenhaufen, der ſich nicht mit mehrerer Ordnung erhält, als dieſe Völker. Unterdeſſen beobachten ſie doch gewiſſe Geſetze, inſonderheit was den **Ehebruch** betrifft. Einige laſſen die Verbrecher mitten auf einem öffentlichen Platze hinrichten: bey andern, begnügt ſich der beleidigte Mann, zu ſeiner ganzen Befriedigung, ſo oft bey der Frau des Ehebrechers zu ſchlafen, als dieſer bey der ſeinigen geweſen iſt. Durch dieſes Vergeltungsrecht halten ſich die Partheyen entſchädiget. Andere, durch einen gegenſeitigen Tauſch, wechſeln auf eine gewiſſe Zeit mit ihren Weibern; und wenn der Termin ver-

verfloſſen iſt, kommt jede Frau, mehr geliebet, und auch liebenswürdiger, wieder zu ihrem Manne. Zuweilen wenn beyde Partheyen einig ſind, wird der Vertrag noch vor Verfließung der beſtimmten Zeit gebrochen.„

„Die **Väter** geben ihren **Kindern** keine Unterweiſung; und dieſe leiſten ihnen keinen Gehorſam. So lange ſie klein ſind, werden ſie außerordentlich zärtlich geliebet; ſo bald ſie aber heran wachſen, ſcheinen beyderſeits, einander niemals gekennet zu haben. Man hat Beyſpiele geſehen, daß Söhne ſich an dem Urheber ihres Lebens vergriffen haben. Einsmals, als verſchiedene von dieſen Indianern beſchäfftiget waren, eine hölzerne Zulage zu einer Kirche aufzurichten, ſagte ein junger Menſch zu ſeinem Vater: der Ort, wo du arbeiteſt, gehöret mir; es iſt dieß der Platz, der mir angewieſen iſt. Du irreſt dich, antwortete der Vater, ich bin an dieſe Arbeit geſtellet. Der Sohn wurde böſe, und gab dem alten Vater einen Backenſtreich, der von allen Arbeitern gehöret wurde. Er kam hernach mit etlichen Geißelhieben, die ihm von dem Mißionnaire waren auferleget worden, los.„

„Wenn

„Wenn dieſe Völker ihre Töchter verheurathen, legen ſie ihnen ſechs Wochen vorher ein ſo ſtrenges Faſten auf, daß ſie den Hochzeittag eher Gerippen, als Bräuten, ähnlich ſehen. Sie führen zur Urſache an, daß, wenn ſelbige in ihren critiſchen Tagen wären, ſie alles verderbten, was ſie berührten; wenn eine Mannsperſon auch nur den Fuß an den Ort hinſetzte, wo ſie gegangen wären, fiengen ſeine Beine an, gewaltig zu ſchwellen; ja ſie ſtürben oft daran. Um nun dergleichen Gefahr zu vermeiden, und die Töchter ihren zukünftigen Männern recht gereiniget zu überliefern, würden ſie eingeſchloſſen, und bekämen täglich nicht mehr, als drey Datteln, drey Unzen Caſſave, und Waſſer.„

„Die Nacht vor der Verheurathung wird lediglich hingebracht, daß man den Leib dieſer Mumien bemalet, und mit Federn beſtecket. So bald nun die Sonne aufgeht, kommt ein Trupp Muſikanten, und Tänzer, welche ſpielen, und etlichemale um das Haus herumtanzen. Man giebt ihnen hernach eine Schüſſel mit Fleiſche, die ſie nehmen, und damit in das Holz laufen, auf die Erde ſchmeißen, und zu ſchreyen anfangen: da, Teufel, nimm dieß, und laß uns heute zufrieden!

frieden! Sie kommen hernach mit Blumen bekränzet zurück, und halten in der einen Hand einen Strauß, in der andern eine Klingel.„

„Hierauf erſcheint die Braut, aber in einer Erbarmungswürdigen Geſtalt, wegen des vierzigtägigen Faſtens, und daß ſie die ganze Nacht ohne Schlaf hingebracht hat. Neben ihr gehen zwey alte Weiber, davon die eine weinet, und die andere lachet: dieſe ſingen wechſelsweiſe folgende Verſe. Ach! mein Kind, ſagt diejenige, welche weinet, wenn du wüßteſt, was das Kinderzeugen für Schmerzen machte, du würdeſt ſicherlich nicht heurathen. Ach! fähret die andere fort, was für Freude wirſt du haben, wenn du verheurathet biſt; wenn du das Vergnügen, das vor den Schmerzen des Kinderzeugens hergeht, empfinden wirſt. Was für Kummer und Betrübniß, erwiedert die Weinende, verurſachen nicht einer unglücklichen Frau, die übeln Begegnungen ihres Mannes! Wie leicht, antwortet die Lachende, vergeſſen ſich Mißvergnügen, und übeles Bezeigen, bey dem Liebkoſen und Umarmungen eines jungen Mannes. Ach! mein Kind, fängt die erſte wieder an, wie wird dir die Zeit unter der

Schwere

Schwere der Laſt, welche du zu ertragen haſt, lang vorkommen! Ach nein, ſaget die andere, die Nächte werden dir bey einem jungen Manne, der an deiner Seite ſchläft, ſehr kurz ſcheinen.„

„Auf dieſe Art, indem einige weinen, andere lachen, die Muſikanten einen abſcheulichen Lärmen machen, die Kinder aus Leibeskräften ſchreyen, und Braut und Bräutigam nicht wiſſen, wo ſie ſich bey allem Getöſe hinthun ſollen, ſetzt man ſich um eine Tafel, mit Fiſchen und Schildkröten beladen: man ißt, man betrinket ſich, man ſingt, man tanzet, und wütet und tobet, bis an den andern Morgen.„

„Dieſe Völker, wenn ſie auch in einer Gegend beyſammen wohnen, haben doch nicht alle einerley Gebräuche. Einer der wunderlichſten iſt der, welcher die jungen Mannsperſonen verbindet, die alleralteſten Wittwen, und die jungen Mägdgen, die abgelebteſten Greiſe, zu heurathen. Dadurch, ſagen ſie, erfüllet jedes die Pflichten der Ehe. Die Jünglinge werden durch ihr natürliches Feuer angetrieben; die Greiſe, durch die Reize der jungen Mägdgen. Beyde finden an der Liebe ein ſo ſüſſes Vergnügen, daß

ſie es bis in das Grab genießen wollen. Noch eine andere Urſache, die ſie wegen dieſes Gebrauches anführen, iſt, daß wenn man zwey junge Leute verheurathe, man zwey Thoren vereinige, die nicht wiſſen, wie ſie ſich aufführen ſollen; da hingegen eine bejahrte Frau ihrem jungen Manne die Haushaltung lehren, und gute, auf eine langwierige Erfahrung gegründete Regeln geben könne. Dieſer Gebrauch mißfällt den jungen Leuten ſehr: ſie finden aber Mittel, ſich zu rächen, und die alten Männer treflich mißvergnügt zu machen. Dieſe werden wegen ihrer Eiferſucht gehäßig, und ihre jungen Weiber deſto geneigter, ſie zu betrügen. Die **Vielweiberey** veranlaſſet zuweilen unter ihnen die blutigſten Kriege. Der Streit erhebt ſich zuerſt unter den Weibern, die, weil ſie beyſammen leben müſſen, einander eben ſo herzlich verabſcheuen, wie die unſrigen. Bald mengen ſich die Männer darein; und das, was anfänglich nur ein Hauskrieg war, wird gar bald eine Urſache, daß verſchiedene Nationen die Waffen ergreifen: ſie legen ſie auch nicht eher weg, bis eine von beyden Partheyen gänzlich vertilget iſt.„

„Viele dieſer Indianer rechnen als die gröſste Unehre für die Männer, wenn ihre Weiber zwey Kinder auf einmal zur Welt bringen. Dieſe Thorheit geht ſo weit, daſs die andern Weiber, ohne zu überlegen, daſs ihnen ein gleiches begegnen könne, ſich zu der Wöchnerinn begeben, und ſie aushöhnen. Sie ſagen ihr, ſie ſey eine Verwandtinn der Mäuſe, welche jedesmal vier Junge heckten. Das Abſcheulichſte dabey iſt, daſs eine Mutter, die ein Kind gebohren hat, und noch ein zweytes erwartet, das erſte ſo geſchwind als möglich vergräbt, um nicht dem Spotte ihrer Nachbarinnen, und den Vorwürfen ihres Mannes, ausgeſetzet zu ſeyn, der nicht glauben kann, daſs zwey Kinder von ihm wären. Eines erkennet er für das ſeinige, das zweyte aber für eine Frucht der Untreue ſeiner Frau. Daher auch, ſo bald dieſe aus den Wochen iſt, läſst er ſie vor die Thüre ſeiner Hütte kommen, ſchilt ſie öffentlich wegen ihrer übeln Aufführung aus, nimmt ein Bund Ruthen, und ſtäupet ſie bis auf das Blut; und ermahnet alle Männer, ſeinem Beyſpiele in dergleichen Falle zu folgen.„

„Bey eben dieſen Indianern, wenn die Zeit der Feldbeſtellung herannahet, läſst man

man die jungen Leute in Reihen ſtellen; die Alten, die eine Peitſche in der Hand haben, geben ihnen eine derbe Tracht Hiebe auf die nackenden Schultern, ſo daß vielmals die Haut davon geht. Das erſtemal, als ich Augenzeuge von ſo einer harten Begegnung war, fragte ich, was die Verbrecher gethan hätten. Nichts, antwortete mir ein Alter; da aber die Zeit da iſt, das Feld zu wäſſern, und rein zu machen, um Mais hinein zu ſäen, ſo benehmen wir unſern jungen Leuten mit dieſen Peitſchen die Faulheit, weil ſie ohne dieſes Mittel träge bleiben würden.„

„Die Liebe, die dieſe Völker für ihre Kinder haben, überredet ſie, daß die größte Wohlthat, welche eine Mutter ihrer Tochter erweiſen könne, darinnen beſtehe, daß ſie ſie, ſo bald ſie zur Welt kommet, töde. Hören Sie die Antwort, die mir eine Indianerinn gab, der ich dieſe Unmenſchlichkeit verwies. Sie hörte mich lange an, ohne die Augen aufzuſchlagen; und als ich zu reden aufgehöret hatte, ſagte ſie: Vater, wenn du erlauben willſt, will ich dir geſtehen, was ich auf dem Herzen habe. Wollte Gott! meine Mutter hätte in dem Augenblicke, da ſie mich zur Welt brachte, Mitleiden und Liebe genug

für mich gehabt, und mir das Elend erſpa=
ret, das ich bis hieher ausgeſtanden habe,
und noch bis an das Ende meines Lebens
werde ertragen müſſen. Hätte ſie mich gleich
nach meiner Geburt begraben, wäre mir der
Tod nicht empfindlich geweſen; und ſie hätte
mir den erſparet, den ich nothwendig noch
auszuſtehen habe, ſo wohl als die Arbeit, die
mir ſo ſauer wird, als der Tod ſelbſt. Ach!
wer kann die Menge des Elendes wiſſen, die
noch auf mich wartet, ehe er kommt! Stelle
dir vor, Vater, die Mühſeligkeit, die eine
Frau bey uns zu ertragen hat. Unſere
Männer gehen mit ihren Bögen und Pfeilen
auf die Jagd; und darauf ſchränket ſich ihre
ganze Bemühung ein: wir hingegen folgen
ihnen, mit einem Korbe beſchweret, mit ei=
nem Kinde, das an unſerer Bruſt hängt, und
mit einem andern, das in dem Korbe liegt.
Unſere Männer gehen, und töden einen Vo=
gel, oder einen Fiſch; und wir, wir graben
die Erde, und haben alle Arbeit in der Haus=
haltung. Sie kommen Abends ohne die ge=
ringſte Laſt nach Hauſe, und wir tragen, oh=
ne die Kinder, noch Wurzeln und Mais.
Wenn ſie zurück kommen, unterhalten ſie ſich
mit ihren guten Freunden; und wir müſſen

Holz und Waſſer holen, um ihnen das Eſſen zu zubereiten. Haben ſie gegeſſen, ſo legen ſie ſich ſchlafen; wir hingegen bringen faſt die ganze Nacht zu, ihr Getränke zu verfertigen: und wozu dienet unſer Wachen? Sie trinken und berauſchen ſich; und wenn ſie toll und voll ſind, ſchlagen ſie uns faſt zu Schanden, ſchleppen uns bey den Haaren herum, und treten uns mit Füſſen. „

„Ach! Vater, wollte Gott, meine Mutter hätte mich in dem Augenblicke, da ſie mich gebohren hat, begraben! Du weißt ſelbſt, daß wir uns mit Rechte beklagen; denn du ſiehſt alle Tage die Wahrheit von dem, was ich ſage. Du kenneſt aber noch nicht alle unſere Noth. Wie traurig iſt es nicht für eine arme Indianerinn, einem Manne wie eine Sclavinn zu dienen; auf dem Felde vor Schweiße zu triefen, und zu Hauſe keiner Ruhe und Schlafes zu genießen, unterdeſſen daß der Mann, der ſeine erſte Frau ſatt iſt, nach einer Ehe von zwanzig Jahren, eine jüngere Frau nimmt, die unſere Kinder ſchlägt, und uns ſelbſt übel mitſpielet! Beklagen wir uns nun, ſo gebietet man uns Stillſchweigen mit der Peitſche. Kann eine Mutter ihrer Tochter eine gröſſere Wohlthat

erweiſen, als ſie alle dieſem Elende zu entziehen, und einer Sclaverey zu entreißen, die ärger iſt, als der Tod? Wollte Gott, Vater, ich wiederhole es nochmals, wollte Gott, daß diejenige, die mir das Leben gegeben hat, mir ihre Liebe dadurch bezeiget hätte, daß ſie es mir gleich bey meiner Geburt genommen hätte! ..ein Herz hätte weniger zu leiden, und meine Augen weniger zu weinen gehabt.„

„Wenn die Kinder krank werden, ſo ſtechen ſich die Mütter mit einer Fiſchgräte in die Zunge. Mit dem Blute, das aus dieſer Wunde läuft, benetzen ſie alle Morgen den Leib ihrer Kinder, ſo lange bis ſie wieder geſund werden, oder ſterben. Geſchieht es, daß eine anſteckende Krankheit eine ganze Völkerſchaft heimſuchet, ſo muß das Oberhaupt jedem Einwohner eben dieſe Linderung verſchaffen. Er muß ihnen den Magen ſtreichen, nachdem er ſich die Haut mit Lanzetten aufgeritzet hat. Ich begegnete einsmals einem von dieſen Hauptleuten, und da ich ihn blaß, mager, und abgenommen ſah, fragte ich ihn, wie es um ſeine Geſundheit ſtünde; ich würde mich ganz wohl befinden, antwortete er mir; aber meine Kranken bringen mich um. Dieſe Pflicht, die öfters den Tod ver=

verurſachet, verhindert nicht, daß man ſich um die traurige Ehre bemühet, das Oberhaupt der Nation zu werden.„

„Das **Oberhaupt** eines jeden Flecken theilet unter den Einwohnern die **Beſchäfftigungen** aus. Vom frühen Morgen an, ſchicket er einen Theil auf die Fiſcherey; einen andern, auf die Jagd; einen andern, das Feld zu bearbeiten; denn alle Güter ſind gemeinſchaftlich. Die Weiber haben ihre häuslichen Verrichtungen; gegen Mittag aber gehen ſie, und ſchlagen den **Ball**. Sie halten das Racket mit beyden Händen, und ſchlagen den Ball mit ſolcher Gewalt und Stärke, daß kein Indianer ſich getrauet ihn aufzuhalten, ohne Gefahr zu laufen, daß er ſich die Achſel verrenke. Dieſer Fall ereignet ſich zuweilen, und beluſtiget die Spielerinnen ſehr. Die Partien ſind von zwölfen, oder vier und zwanzigen, gegen eben ſo viel. Die Männer, als bloße Zuſchauer, wetten für ihre Weiber. Wenn ſie ſelbſt ſpielen, nehmen ſie kein Racket: blos mit der rechten Achſel ſchicken ſie den Ball wieder zurück; und trifft der Ball einen andern Theil des Leibes, ſo wird eines gerechnet, oder ein Strich gemacht. Man muß die Geſchicklichkeit be-

wundern, mit welcher ſie den Ball zehn und zwölfmal nach einander zurück treiben, ohne ihn fallen zu laſſen: was aber noch mehr Erſtaunen machet, iſt, daß wenn der Ball auf die Erde trifft, ſie ſich niederwerfen, und ihn mit der Achſel, mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, wiſſen aufzufangen. Wenn ſie durch dieſe Uebung, und von der Sonne ſehr erhitzet worden ſind, machen ſie ſich Schnitte in die Schenkel, Beine, und Aerme, und gehen, nach genug vergoſſenen Blute in den Fluß, wo ſie ſich in dem Sande wälzen. Während ſolcher Zeit, nehmen ſie eine Hand voll Erde, Männer und Weiber, und lecken und ſaugen ſie mit ungemeinem Vergnügen, weil dieſe Erde das Fett der Schildkröten, oder der Caiman, an ſich zieht, welches ihnen Nahrung giebt, und worauf ſie außerordentlich begierig ſind. Daher auch die Mütter, wenn ſie ihre Kinder beſänftigen wollen, ihnen ein Stückgen von dieſer Erde geben, welches ſie wie Zuckerkörner eſſen.„

„Um vier Uhr kommen diejenigen, welche auf der Fiſcherey geweſen ſind, zurück; und jeder geht in ſeine Hütte. Die Weiber und Kinder nehmen die Fiſche, oder das Wildpret, und tragen es zu dem Hauptmanne, der

es unter alle Familien gleich vertheilet. Alsdenn wird gegeſſen; man badet ſich aufs neue; und tanzet hernach bis zum Schlafengehen. Die Mannsperſonen faſſen einander bey der Hand an, und machen einen Kreis. Die Weiber machen einen zweyten; und die Kinder ſchließen beyde erſtere in einen dritten ein.„

„Das Bette bey einigen dieſer Völker beſteht blos in einem Haufen Sand, den ſie an dem Ufer holen, und worinnen Mann, Frau, Kinder, ſich bis an den halben Leib vergraben, wie die Schweine. Sie haben in Gewohnheit, die Verwandten, die ihnen der Tod entriſſen hat, von früh an, ehe noch der Tag grauet, bis zu Sonnen-Aufgange, zu beweinen. So bald der Hahn früh krähet, höret man ein düſternes Murmeln von Seufzen und Klagen, mit Thränen und Schmerzensempfindungen begleitet.„

„Die Indianer des Oronoko ſehen eine **Mondsfinſterniß** als ein großes Unglück an. Einige glauben, der Mond liege in letzten Zügen, und wolle ſterben: andere bilden ſich ein, er ſey wider ſie erzürnet; er begebe ſich weg, um ſie nicht mehr zu erleuchten; und alle überlaſſen ſich bey dieſer Gelegenheit

tauſenderley Thorheiten. Einige laufen aus ihren Hütten, und machen ein erbärmliches Geſchrey: andere, ganz außer ſich, nehmen einen Brand in die Hand, und verſcharren ihn in den Sand, weil ſie glauben, daß wenn der Mond ſtürbe, kein Feuer mehr übrig bliebe, als das, welches ſie vor ihm verſtecket hätten. Etliche verſammeln ſich nach geſchehenen Trommelſchlage, oder nach dem Klange anderer Kriegsinſtrumente, ſtellen ſich in Reihen, präſentiren das Gewehr vor dem kranken Monde, und erbieten ſich, ihn wider ſeine Feinde zu ſchützen; unterdeſſen treten die Kinder in zwey Linien, und die alten Greiſe peitſchen ſie mit Riemen. Andere nehmen Ackerwerkzeuge, und pflügen ein Stück Landes auf, um Mais für den Mond hinein zu ſäen, damit er ſie nicht verlaſſen möge. Wenn ſie nun ſehen, daß alle ihre Bemühungen umſonſt ſind, und daß er nach und nach ſeinen Schein verlieret, gehen ſie zurück in ihre Hütten, und ſchelten ihre Weiber aus, daß ſie über ſeine Krankheit ſo wenig gerühret zu ſeyn ſcheinen. Dieſe ſtellen ſich an, als wenn ſie es nicht verſtünden, und antworten ihnen nicht. Jene reden alsdenn freundlicher, bitten die Weiber zu weinen,

und

und den Mond zu erſuchen, daß er ſich wieder erhole, und nicht ſterbe. Dieſes Bitten hilft aber eben ſo wenig, als das Drohen. Die Männer, um die Gleichgültigkeit ihrer Weiber zu bewegen, überhäufen ſie mit guten Worten, und Geſchenken. Wenn die Weiber von den Männern alles, was ſie wünſchen, bekommen haben, bieten ſie dem Monde Armbänder von Glaſe, Halsbänder von Affenzähnen, u. d. an, gehen und begrüßen ihn, und ſagen ihm eine große Menge Gebeter mit kläglicher Stimme vor. Da dieſe Ceremonie ſich um die Zeit anfängt, da der verfinſterte Mond ſein Licht wiederbekommt, und er endlich in ſeinem vorigen Glanze erſcheint, ſo machen die Männer ihren Weibern tauſend Dankſagungen, daß ſie den Mond gerühret, und dahin vermocht hätten, daß er am Leben geblieben wäre.„

„Die Leichenbegängniſſe ſind nicht bey allen Völkern am Oronoko einerley. Die folgende iſt eine von denen, welche als die feyerlichſten gehalten werden. So bald ein Oberhaupt geſtorben iſt, legt man den Leichnam in ein Hängebette von Baumwolle, das an beyden Enden befeſtiget iſt. Die Weiber des Verſtorbenen ſetzen ſich um ſelbiges herum,

um, und löſen einander ab. Weil die Hitze ungemein groß iſt, ſo bleibt der Körper nicht vier und zwanzig Stunden liegen, ohne riechend zu werden, und eine erſtaunende Menge Fliegen herbey zu ziehen. Dieſe unglückſeligen Weiber nun ſind verbunden, vierzig Tage lang die Fliegen wegzujagen, und nicht zu verſtatten, daß ſich eine einzige auf den Körper ſetze. Der älteſte Sohn des Verſtorbenen nimmt Beſitz von der väterlichen Erbſchaft, und heurathet alle deſſen Weiber, ſeine eigene Mutter ausgenommen, die aus beſonderem Vorrechte mit ihrem Manne begraben wird.„

„Wenn ich die Gebräuche dieſer verſchiedenen Nationen angeführet habe, habe ich blos von denen reden wollen, die nicht zum Chriſtenthume bekehret ſind: denn man darf ſich nicht einbilden, daß, wenn ſie unterrichtet, und getaufet worden ſind, ſie in ihren alten Gewohnheiten fortfahren. Es iſt wahr, man muß aufmerkſam auf dieſe Völker ſeyn; weil es ſchwer hält, ihnen ihre erſteren Neigungen völlig abzugewöhnen. Ein Mißionnair, der einen dieſer Wilden, der in letzten Zügen lag, bekehret hatte, gab ihm den Namen Ignaz, und ſagte zu ihm: tröſte dich,

mein Freund, du wirſt bald in den Himmel zur Ruhe kommen. Hierauf machten die Verwandten eine Grube an den Fuß des Bettes, und wollten den Kranken, mit ſeiner eigenen Einwilligung, begraben. Der Jeſuit kam wieder, und fragte, was ſie da machten? Die Wilden antworteten: du haſt uns geſaget, daß Ignaz in Himmel kommen würde; damit es nun deſto geſchwinder geſchehe, ſo wollen wir ihn begraben. Sachte, antwortete der Geiſtliche, wenn er wird geſtorben ſeyn, ſo wollen wir ihn an den Fuß des Kreuzes, mit den andern Chriſten, begraben. Nein, dieß geht nicht an, erwiederten die Verwandten; denn wenn wir ihn dahin legten, wo du ſageſt, da dieſer Ort nicht genug bedecket iſt, ſo würde der arme Ignaz naß werden.„

„Ein Greis, der ſchon lange bettlägerig geweſen war, bat ſeine Söhne, ihn auf das Feld zu tragen, damit er ein wenig friſche Luft ſchöpfte. So bald er daſelbſt angekommen war, ſagte er zu ſeinen Kindern: ich bin euch nur zur Laſt in dieſer Welt; ich habe als ein guter Chriſt gelebet, und will nun in den Himmel zur Ruhe gehen: machet mir mein Grab zurechte. Die Söhne gehorſameten,

meten, gruben ein Loch, und legten den Kranken hinein, der ihnen befohl, ihn bis an das Geſicht mit Erde zu bedecken. Sie hatten ſchon einen großen Haufen auf ihn geworfen, als er ſagte: wartet ein wenig, dieſe Erde iſt ſchwer; laßt mich einen Augenblick Athem holen. Er ruhete ein wenig, und ſagte hernach zu ſeinen Söhnen: lebet wohl, meine liebe Kinder; ſeyd ſolche gute Chriſten, wie euer Vater geweſen iſt; und bedecket mich vollends mit Erde. Sein Befehl wurde vollſtrecket; und unglücklicher Weiſe kam der Jeſuit nicht zeitig genug herzu, um den frommen Selbſtmörder abzuhalten.„

„Ein Mißionnair, der die Wilden zahm machen, und bekehren will, muß ſich vorher genau erkundigen nach den Sitten, und Neigungen derer, zu welchen er ſeine Reiſe anzuſtellen Vorhabens iſt. Er ſchickt ihnen zuerſt durch die Neubekehrten einige Geſchenke; dieſe aber müſſen ſich wohl in Acht nehmen, und nicht ſagen, daß der ſchwarze Vater zu ihnen kommen wolle: ſie verſichern ihnen nur, daß er ihr Freund ſey. Dieſe Geſandtſchaft wird verſchiedenemale wiederholet: man ſagt ihnen dabey, daß, wenn der Jeſuit Zeit haben würde, er ſie be-

ſuchen

ſuchen wollte. Dieſe bezeigen alsdenn eine groſze Begierde, ihn zu empfangen, und beſtimmen, in welchem Mondesviertel ſie wünſchten, daſz er kommen möchte. Der Miſzionnair, der nur dieſen Augenblick erwartet, macht ſich auf den Weg, nimmt allerhand Kleinigkeiten zum Geſchenke mit, und läſzt ſich von etlichen Soldaten begleiten. Den Tag vor ſeiner Ankunft, giebt man dem Oberhaupte Nachricht, der eine Wohnung für ihn zubereiten läſzt. Dieſe beſteht in einer von allen Seiten offenen Hütte. Der Pater hängt ſein Bette zwiſchen zwey Pfählen auf, und legt ſich hinein. Einige Zeit hernach erſcheint ein Cacique, und ruft ihm zu: biſt du nun da, Vater, biſt du angekommen? Ja, antwortet der Jeſuit, ich bin gekommen, dich zu beſuchen, wie du es verlanget haſt. Hierauf geht das Oberhaupt ab, und ſetzt ſich. Die anderen Einwohner zeigen ſich einer nach dem andern, thun die nämliche Frage, erhalten eben dieſelbe Antwort, und ſetzen ſich auch nieder. Endlich kommen die Weiber, derer jede eine Schüſſel mit Fleiſche und Brode trägt, und eine Flaſche mit Chica, eine Art vom Biere des Landes, und ſetzen dieſes neben den Miſzionnair hin,

ohne

ohne ein Wort zu ſagen. Dieſer nimmt die Schüſſel, die ihm am beſten gefällt, ißt davon, und koſtet von allen Flaſchen. Die Leute, die ihn begleitet haben, bemächtigen ſich der übrigen Schüſſeln, verzehren die Gerichte in einem Augenblicke, und trinken das Bier, bis ſie voll ſind.„

„Wenn alles verſchwunden iſt, ſteht der Cacique auf, und hält ſeine Rede. Er führet darinnen allerhand Begebenheiten, die ſeinen Vorfahren begegnet ſind, an, erzählet ſie in einem kläglichen Tone, und die Hauptleute, die ihn unterbrechen, wiederholen alle zuſammen zweymal hinter einander: dieß iſt wahr, Vetter, dieß iſt wahr. Wenn die Rede geendiget iſt, ſetzt ſich der Redner nieder. Der Mißionnair richtet ſich alsdenn in ſeinem Bette auf, und fängt auch an zu reden. Er erzählet alles was ihm auf dem Wege widerfahren iſt, wie viel Wildpret er erleget hat, die Thiere, die er aufgejaget hat, in was für Gefahr er geweſen iſt. Er ſagt ihnen, daß er ſein Vaterland, welches vier bis fünf tauſend Stunden entfernet läge, verlaſſen habe, um zu ihnen zu kommen, und ſie aus der Sclaverey des Teufels zu reißen. Dieſer Zug von Großmuth ſetzt ſie in Verwun-

wunderung, und bringt ihnen eine beſonders vortheilhafte Meynung von ihm bey. Er theilet hernach ſeine Geſchenke aus; und auf dieſe Art endiget ſich dieſe erſte Zuſammenkunft.„

„Wenn jedermann weggegangen iſt, geht der Pater, und beſuchet die Kranken; bey dieſen Beſuchen aber taufet er, im Vorbeygehen, allezeit etliche Sterbende. Um die Freundſchaft der Wilden zu erwerben, muß er die Kinder, die ihm folgen, liebkoſen, ſie auf die Arme nehmen, ihnen etliche Stückgen Glas ſchenken, u. w. d. m. Die Weiber dringen ſich herzu, ihm die Kinder, die ſie tragen, zu weiſen. Ein kützlicher Umſtand aber für den Mißionnair iſt der Gebrauch, den dieſe Völker haben, ihm Weibsperſonen anzubieten. Sie meynen, ihm ein Vergnügen dadurch zu machen; und er darf dieſen Antrag nicht mit Ungeſtüme abſchlagen, aus Beſorgniß, ſie zu beleidigen: er muß es nur auf eine gelinde und beſcheidene Art abzulehnen ſuchen.„

„Die ſauerſte Arbeit dieſer apoſtoliſchen Männer iſt ohne Zweifel, die verſchiedenen Sprachen der Indianer zu erlernen. Einige dieſer Völker reden aus dem Halſe, an-

dere durch die Naſe, wieder andere blos mit den Lippen: andere noch, reden ſo außerordentlich geſchwind, daß ſie ein Wort von neun oder zehn Sylben in wenigerer Zeit ausſprechen, als wir drey oder vier Buchſtaben. Unterdeſſen muß man ſich an dieſe Ausſprache gewöhnen, wenn man von den Wilden will verſtanden werden.„

„Wenn man die Veränderung, den kräftigen Ausdruck, und das Regelmäßige dieſer verſchiedenen Sprachen erweget, ſieht man ſich faſt geneigt, um ihren Urſprung zu finden, bis zu der Verwirrung beym babyloniſchen Thurmbau zurück zu gehen: denn wie kann man ſich einbilden, daß ſo rohe, unwiſſende Barbaren wären im Stande geweſen, ſie zu erfinden? Ich bin nicht weniger verwundert, zu ſehen, daß dieſe Völker wiſſen einen Gift zu zubereiten, deſſen Feinheit, Stärke, und Dauer, den geſchickteſten Chimiſten verwundern würde. Die Nation der Caverren, die unmenſchlichſte, wildeſte, und grauſamſte, von allen die am Oronoko wohnen, beſitzt einen dergleichen Gift, davon ſie das Geheimniß für ſich behält. Sie verkauft ihn an die anderen Wilden, und macht ſich einen anſehnlichen Ge-

winn damit. Dieſer Gift, welchen man Curare nennet, wird in kleinen irrdenen Büchſen verkauft, und ſieht an Farbe dem Syrope gleich. Er hat keinen beſonderen bittern Geſchmack; man kann ihn in den Mund nehmen, ja ſo gar ohne Gefahr hinterſchlucken, man muß nur keine Wunde, weder am Gaume, noch an den Kinnladen, haben; denn er erweiſet ſeine Kraft blos am Blute. Da iſt es genug, daß er einen Tropfen berühret, um ſo gleich die ganze Maſſe des Blutes gerinnen zu machen. Wenn ein Menſch mit einem Pfeile verwundet wird, der mit Curare beſtrichen iſt, ſollte die Wunde auch nicht gröſſer, als der Stich einer Nadel ſeyn, ſo geliefert das ganze Blut in einem Augenblicke, und er ſtirbt, ohne Zeit zu haben, vier Worte auszuſprechen.„

„Die erſte Probe, die ich mit dieſem Gifte machen ſah, war an einem Affen. Er ſtund auf dem Aſte eines Palmbaumes aufgerichtet, und umfaßte mit der linken Pfote ein Blatt, das über ihm hieng. Der Pfeil traf ihn mitten auf den Magen: er hob die rechte Pfote, die er hängen hatte, auf, und wollte ſich den Pfeil heraus ziehen; kaum aber griff er zu, ſo fiel er vom Baume tod herunter.

Ich lief ſo gleich hin, und nahm ihn; und da ich an den äußerſten Theilen des Leibes keine Wärme mehr ſpürete, ließ ich ihn öffnen, und ſah mit Verwunderung, daß das Inwendige alles erſtarret, und das Herz mit geronnenem Geblüte umgeben war.„

„Mit eben ſolcher Geſchwindigkeit wirkt der Curare bey den Tigern, Büffelochſen, Löwen, und andern wilden Thieren. Ein Indianer iſt ihres Todes verſichert, wenn er ihnen nur etliche Tropfen Blut verlieren laſſen kann, weil ſie in dem Augenblicke ſterben. Man hat bemerket, daß dieſer Gift denjenigen keinen Schaden thut, welche Salz in dem Munde haben. Mehrentheils aber hat er bereits gewirket, ehe man Zeit hat, ſich dieſes Mittels zu bedienen.„

„Der Curare wird aus einer Wurzel gezogen, welche, wie die Trüffeln, weder Blätter, noch Sprößlinge hat. Sie hält ſich allezeit in der Erde verſtecket, gleichſam als ob ſie ſich ſcheuete, ihr Bösartiges zu offenbaren. Sie wächſt nicht, wie andere Pflanzen, in gewöhnlicher Erde, ſondern in dem verdorbenſten Schlamme der Seen und Teiche. Die Indianer ſammeln ſie, waſchen ſie, ſchneiden ſie in Stücken, und kochen ſie

in groſsen Töpfen. Weil aber dieſe Arbeit ungemein gefährlich, ja tödlich iſt, ſo werden alte Weiber dazu gebraucht, die zu nichts mehr in der Welt nütze ſind. Selten überleben ſelbige dieſe Verrichtung, noch ſeltener aber weigern ſie ſich, ſie zu übernehmen, unerachtet ſie wiſſen, daſs ſie darbey das Leben einbüſsen. Niemals wird mehr als eine Frau zu dem Kochen eines Topfes genommen; und ſtirbt ſie von der Heftigkeit der Dünſte, ſo tritt eine andere an ihre Stelle, welche gemeiniglich eben das Schickſal hat, ohne daſs eine einzige von ihnen bekümmert ſchiene, oder die Verwandten und Nachbarn ſich dieſsfalls beklagten. Sie wiſſen, daſs es die Beſtimmung der Weiber von dieſen Jahren iſt; und dieſe dünken ſich noch geehret zu ſeyn, daſs ſie der Nation durch ihren Tod dienen können.„

„Wenn das Waſſer kalt geworden iſt, ſo drücken ſie den Saft aus der Wurzel; und laſſen ihn hernach vom neuen kochen, bis er dick wird, und die Farbe eines Syrops bekömmt. Bey der erſten Verrichtung wird ihnen übel; bey der zweyten ſterben ſie, ohne das Ende davon zu ſehen. Es wird nicht weniger als ein Opfer von dreyen oder vie-

ren ſolcher unglücklicher Köchinnen erfordert, um dem Curare den benöthigten Grad der Vollkommenheit durch das Kochen zu geben. Wenn der Saft einen dritten Theil eingekochet iſt, ruft die Alte, um Nachricht davon zu geben, und ſtirbt. So gleich kommen die vornehmſten Häupter, und machen mit dem Gifte die Probe. Sie tunken mit der Spitze einer Ruthe hinein; ein Kind aber macht ſich eine leichte Wunde an dem Arme, oder am Beine; und ſo wie ſich an der Oeffnung Blut zeiget, halten ſie die Ruthe daran, ohne die Wunde zu berühren. Tritt das Blut, das im Herausdringen iſt, wieder zurück, ſo urtheilet man, daß der Curare ſeine gehörige Vollkommenheit habe; läuft es aber wie gewöhnlich heraus, muß der Saft noch einmal gekochet werden; und man befiehlt einer andern Unglücklichen, unerachtet der Gefahr ihres Lebens, es zu verrichten. Wenn geſchickte Chimiſten dieſe traurige Verfertigung, durch Nachſinnen und Verſuche herausgebracht hätten, würde man ſich weniger wundern: wer ſollte aber glauben, daß es die Arbeit der unwiſſendeſten, und roheſten Nation des Oronoko wäre? „

„Eins-

„Einsmals, als ich mich über dieſe Materie mit einem unſerer Mißionnaire, der von den Moluckiſchen Inſeln kam, unterhielt, erzählte er mir von einem Baume auf der Inſel Macaſſar, der ſolche bösartige Ausdünſtungen hat, daß wer ihn unglücklicherweiſe berührt, in dem Augenblicke tod zur Erden fällt. Die daſigen Eiländer ziehen einen giftigen Saft daraus, womit ſie die Spitzen ihrer Waffen beſtreichen. Um ihn von dem Baume zu bekommen, bedienet man ſich derjenigen Verbrecher, die zum Tode verurtheilet ſind; kommen dieſe nun mit dem Leben davon, ſo ſchenket man ihnen ſolches, nebſt der Freyheit. Sie wenden daher auch alle Sorgfalt an, und brauchen alle nur erſinnliche Mittel, um ſich vor dieſen peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen zu verwahren. Sie bedecken ſich mit mehr als einem Kleide, ſie verbinden ſich Augen, und Naſe; und unerachtet ihre ganze Arbeit blos darauf ankommt, ein Loch in den Baum zu bohren, ein Rohr hinein zu ſtecken, und ein Gefäß unterzuſetzen, das den Saft auffängt, ſo geſchieht es dennoch ſelten, daß ſie beym Leben bleiben. Dieſer Gift verliert niemalen ſeine Kraft; nach zwanzig Jahren haben

die damit beſtrichenen Waffen noch ihr feinſte Wirkſamkeit. „

„Es iſt den Völkern am Oronoko nicht genug geweſen, um einander zu vertilgen, den Curare zu erfinden; ſie haben ſo gar in den Thieren Gifte zu finden gewußt, welche die Natur zu verbergen Sorge getragen hatte. Zufälliger Weiſe habe ich einen dergleichen kennen gelernet, der, wenn man auch nur ein wenig davon giebt, dem, der ihn bekommen hat, ohnfehlbar das Leben koſtet. Die Gelegenheit ihn zu kennen war folgende. Als ich an dem Ufer eines Fluſſes ſpatziren gieng, ſetzte ich mich unter einen Baum, und beluſtigte mich, Schildkröten fangen zu ſehen. Ich ſah etliche Ameiſen, von außerordentlicher Größe, auf mich zu kommen, die ich mit meinem Stocke abwies, um nicht nöthig zu haben, meinen Platz zu verlaſſen. In eben dem Augenblicke kam ein Indianer, ſchrie voller Angſt, und ſagte zu mir: „was macheſt du da, Vater? dieſe Thiere ſind giftig. Wenn eine einzige dich ſticht, ſo bekommeſt du einen ganzen Tag das Fieber. Stechen dich ihrer zwey auf einmal, mußt du noch mehr leiden; und iſt ihre Anzahl größer, ſo ſtirbſt du ohnfehlbar. Unerachtet dieſe Ameiſen-

ſenhaufen nicht zahlreich ſind, wie du ſieheſt, denn ſie enthalten nicht leicht über dreyßig oder vierzig ſolcher Thiere, ſo geben ſie doch Gift genug, um eine Menge Menſchen zu tödten. Die Art und Weiſe, den Gift zu zubereiten, fuhr der Wilde fort, beſteht darinnen: man nimmt von dieſen Ameiſen eine nach der andern, mit Baumwolle; man ſetzet ſie auf den Rand eines Gefäßes mit Waſſer gefüllet; man ſchneidet ſie in der Mitten von einander; und läßt die unterſte Hälfte des Thieres in das Waſſer fallen. Wenn alle dieſe Hälften eine Zeitlang, bey kleinem Feuer, gekochet haben, thut man ſie weg; und oben auf dem Waſſer, wenn es kalt geworden iſt, ſammelt ſich ein geronnenes Fett, welches der Gift iſt.„

„Und weißt du, ſagte ich zu dem Indianer, auf was für Art man ſich ſeiner bedienet? Ja, Vater, antwortete er; allein ich bitte dich, mich nicht zu verrathen; meine Camaraden tödeten mich, wenn ſie wüßten, daß ich dir das Geheimniß entdecket hätte. Fürchte nichts, erwiederte ich, und ſage es mir ohne Rückhalt. Du weißt, fuhr er fort, daß, wenn wir zuſammen kommen, zu trinken, es gebräuchlich iſt, daß wir einander

zutrinken, und die Gläſer hernach geben. Wer alſo ſeinen Feind umbringen will, nimmt ein wenig von dieſem Fette unter den Nagel des Daumes, und wenn die Reihe an ihn kommt, das Glas weiter zu geben, taucht er den Daum in das Getränke, ohne ſich das geringſte merken zu laſſen. Da er einem jedweden zutrinkt, und die andern es eben ſo machen, bleibt der Thäter unbekannt, und ſein Feind ſtirbt vergiftet.„

„Weil ich einmal über dieſer Materie bin, muß ich einer Schlange gedenken, die wegen ihrer vielerleyen Farben, und wegen ihrer Geſchwindigkeit im Kriechen, noch mehr aber wegen eines Buſches zarter Haare, der ihr, wenn ſie ſehr alt geworden iſt, auf dem Kopfe wächſt, merkwürdig iſt. Wer hat dieſen Völkern am Oronoko gelehret, daß dieſe Haare ein durchdringender, grauſamer Gift ſind, den kein Mittel in ſeiner Wirkſamkeit aufzuhalten vermögend iſt? Kaum hat man ein ſolches Haar, ganz, oder in Stücken zerſchnitten, in dem Getränke, oder mit den Speiſen, hinuntergeſchlucket, ſo fängt man an, eine große Menge Blut zu ſpeyen, und die Blutſtürzung höret nicht auf, als mit dem Leben.„

„Es giebt noch eine andere, viel außerordentlichere Schlange, der Buio genennt, ein ungeheueres Thier, das dem Stamme eines alten Baumes gleich ſieht. Es hat eine Art von Mooſe um ſich herum. Seine Länge iſt von ſechszehn Ellen, und ſeine Bewegung faſt nicht zu bemerken. Sein Leib hinterläßt auf der Erde einen eben ſo ſtarken Eindruck, als der Maſtbaum eines Schiffes, oder wie ein anderer großer Baum, den man auf der Erde hinſchleppet. Wenn es ein Geräuſch höret, hebt es den Kopf in die Höhe, macht ihn drey bis vier Fuß lang, kehrt ſich wider den Löwen, Tiger, oder Menſchen, den es anpacken will, und indem es ſeinen Rachen aufſperret, giebt es einen ſo vergifteten Hauch von ſich, daß die Perſon, oder das Thier taumelnd wird, wider Willen auf ihn zu kommt, und ſich ſelbſt ſeinem Rachen darbietet. Ein Mittel, die Wirkung dieſes Giftes zu verhindern, iſt, daß man den Strom der Luft, den das Ungeheuer mit ſeinem Hauche vergiftet hat, mit einem Hute, oder ſonſt, zu unterbrechen ſuchet. Auf ſolche Art wird die Bezauberung vernichtet, und man iſt frey. Die Indianer,

ner, um vor dieſer gefährlichen Schlange geſichert zu ſeyn, reiſen niemals alleine.„

„Die Egyptiſchen Plagen waren nicht ſo zahlreich, als die entſetzlichen Uebel, womit die armen Einwohner am Ufer des Oronoko heimgeſuchet werden. Was man die grüne Moskite nennet, iſt eine Art einer Fliege, die unvermerkt ihr Ey in die Haut legt. Daraus entſteht ein raucher Wurm, der den Fleck, wo er iſt, entzündet, geſchwollen macht, und ein heftiges Fieber veranlaſſet. Das Haar, womit er bedecket iſt, iſt ſo hart, daß jedesmal, das er ſich beweget, er den heftigſten Schmerz verurſachet. In Zeit von acht Tagen erzeugt er zehn oder zwölf Moskiten, die in weniger Zeit andere Schwärme ausheckẽn. Eine große Menge Menſchen ſterben daran.„

„Die Fledermäuſe ſind ebenfalls eine grauſame Plage. Es giebt ihrer zweyerley Gattungen. Einige ſind von der Größe unſerer Europäiſchen; die andern ſind, von einem Flügel zu dem andern gerechnet, faſt zwey Ellen lang. Sie ſchwärmen die Nacht herum, und nähren ſich vom Blute der Menſchen und Thiere. Wenn man nicht die Vor-

ſicht

ſicht brauchet, ſich beym Schlafen vom Kopfe bis auf die Beine zu bedecken, ſo wird man ohnfehlbar von ihnen geſtochen; treffen ſie nun eine Ader, welches ziemlich oft geſchieht, ſo wird man aus dem natürlichen Schlafe in den Schlaf des Todes verſetzet. Der Stich geſchieht unvermerkt. Ich habe Leute geſehen, denen dieſer Zufall wiederfahren iſt, und die mir verſichert haben, daß wenn ſie nicht gleich aufgewachet wären, ſie für immer eingeſchlafen geblieben wären: ſie hätten ſchon ſo viel Blut verloren, daß ſie nicht würden Kräfte genug behalten haben, das aus der Oeffnung beſtändig heraus dringende Blut zu ſtillen. Es iſt nicht zu verwundern, daß man den Stich nicht fühlet; denn, außer ſeiner Feinheit, ſo wird der Schlafende, durch die von den Flügeln des Vogels bewegte Luft, abgekühlet, und ſein Schlaf deſto feſter. Man erzählet, daß ein Spanier, deſſen Ader man beym Aderlaſſen nicht hatte finden können, bey Nachtzeit von einer dieſer Fledermäuſe wäre geſtochen worden; da denn das Blut ſo häufig heraus gedrungen ſey, daß er von einem Seitenſchmerze, der ſein Leben in die größte Gefahr geſetzt hatte, befreyet worden wäre. „

„Noch

„Noch andere Feinde, wider welche man beſtändig auf ſeiner Hut ſeyn muß, ſind die Affen. Sie kommen in großer Anzahl, und ganz ſtill, auf die mit Mais beſäeten Felder. Oben von den Bäumen ſehen ſie ſich um, ob jemand in der Gegend ſey. Einen ihrer Camaraden laſſen ſie auf einer Höhe Schildwache ſtehen, verbreiten ſich unterdeſſen auf die Felder, und ein jeder nimmt fünf Aehren mit, eine in dem Maule, zwey unter den Armen, und in jeder Pfote eine. Wenn zu ſolcher Zeit jemand kommet, ſo fängt die Schildwache an zu ſchreyen, und alle laufen davon; aber ohne das, was ſie geſtohlen haben, fahren zu laſſen: ſie ließen ſich eher umbringen, als ſolches Preis zu geben. Dieſe Hartnäckigkeit hat zu einem ſonderbaren Mittel Anlaß gegeben, ſie zu fangen. Man ſetzet auf das Feld töpferne Bouteillen mit einem engen Halſe, und füllet ſie mit Mais. Die Affen kommen, betrachten ſie, ſtecken die Pfote hinein, um das, was darinnen iſt, heraus zu nehmen, und wenn ſie zugegriffen haben, können ſie die Pfote nicht wieder heraus ziehen. Sie ſuchen vergeblich ſich los zu machen, und

aus

aus Angſt fangen ſie ein erbärmliches Geſchrey an, laſſen aber die Bouteille nicht fahren. Ihr Geſchrey benachrichtiget die Indianer, die mit Stöcken herbey kommen; und die begierigen Thiere laſſen ſich lieber todſchlagen, als daß ſie die Pfote aufmachten, und ihre Beute im Stiche ließen.„

„Ich darf nicht vergeſſen, von einem andern vierfüßigen, ſehr unartigen Thiere zu reden. Es iſt dieſes eine Art von kleinem Hunde, der ſehr munter, böſe, und verwegen iſt, und ſich vor keinem Thiere, es ſey auch noch ſo groß und wild, fürchtet. Er verläßt ſich auf ſeine Gegenwehr, wovon ich ſelbſt die Wirkung erfahren habe, ſo daß ich glaubte zu erſticken, oder unſinnig zu werden. Wenn er einen Menſchen, Tyger, Löwen, u. d. auf ſich zukommen ſieht, ſo erwartet es ihn unerſchrocken; iſt nun ſein Feind in der erforderlichen Nähe, ſo wendet er ſich um, und läßt einen ſo vergifteten Wind fahren, daß es unmöglich wird, ſtehen zu bleiben. Er ſetzt ſeinen Weg hernach ganz gelaſſen fort, und iſt verſichert, daß man keine weitere Luſt bekommet, ihn zu verfolgen.„

Unter

„Unter andern außerordentlichen Thieren des Oronoko, unterſcheidet ſich auch der Cuſicuſi, eine Art von Katze, die keinen Schwanz hat, und deren wollige Haare denen vom Biber gleichen. Dieſes Thier ſchläft den ganzen Tag; und die Nacht geht es aus, Vögel und Schlangen zu fangen. Es iſt ſehr zahm; und wenn man es in ein Haus bringt, bleibt es den ganzen Tag auf einer Stelle; ſo bald aber der Abend herankommt, fängt es ſein nächtliches Herumlaufen an. Mit ſeiner Zunge, die lang und dünne iſt, fährt es in alle Löcher; und kommt es in ein Bette, wo jemand mit offenem Maule ſchläft, ſo ermangelt es nicht, darinnen zu ſuchen.„

„Der Ante, den man das große Thier nennet, und der mit unſeren in Europa bekannten vierfüßigen gar keine Aehnlichkeit hat, iſt von der Größe eines Mauleſels. Seine Füße ſind ſehr kurz, und mit vier Nägeln beſetzt. Zwiſchen den beyden Augen hat er ein Bein ſtehen, womit er alles, was er in den Wäldern antrifft, zerſtößt. Er hat beſtändigen Krieg mit dem

Tyger,

Tyger, dem er hinter den Büſchen auflauert, und auf ſeinen Kopf oder Rücken ſpringt. Geſchieht der Zweykampf auf einer Ebene, oder auf einem freyen Platze, ſo gewinnt der Tyger; iſt aber die Gegend mit Bäumen und Sträuchern beſetzet, ſo läuft der Ante mit ſolcher Wuth in das dickſte Geſträuche, daß ſein Feind augenblicklich von den Dornen und Hecken zerriſſen wird.„

„Man kann von der unzählichen Menge Schildkröten, die der Oronoko hervorbringt, aus dem großen Vertriebe, der in dem Lande damit geſchieht, urtheilen. Alle benachbarte Nationen dieſes Fluſſes, ſo wohl als die entfernteren, kommen mit ihren Familien dahin, um ſich zu verſorgen. Sie nähren ſich davon, nicht allein die ganze Zeit, da der Fang währet; ſondern ſie trocknen ſie auch, und nehmen ſie mit. Dem fügen ſie noch eine große Menge Körbe bey, die ſie mit den Eyern anfüllen. Sie brauchen zugleich die Vorſicht, daß ſie die Eyer erſt ſieden. So bald der Fluß anfängt zu fallen, kommen die Schildkröten, und legen ihre Eyer auf die Sand-

bänke, die aus dem Waſſer hervorragen. Dieſe Eyer haben keine Schale, ſondern ſie ſind mit zwey Häuten überzogen, derer die eine dünn, die andere etwas ſtärker iſt.„

„Die großen Schildkröten, wenn ſie drey Jahre alt ſind, wägen funfzig Pfunde, und legen bis vier und ſechzig Eyer. Eine einzige Schildkröte iſt hinlänglich, eine ganze Familie, ſie ſey auch noch ſo groß, ſatt zu machen; und ihr Fleiſch ſchmeckt beſſer, als das von einem Kalbe. Es giebt ihrer noch von einer kleineren Gattung, die nur zwanzig oder vier und zwanzig Eyer jedesmal legen. Allezeit iſt eines von den Eyern gröſſer als die übrigen: aus ſelbigem kommt die männliche Schildkröte; die kleinen enthalten die vom weiblichen Geſchlechte. Weil die Schildkröten in der großen Sonnenhitze ſterben, ſo nehmen ſie die Nacht zu Hülfe, um ihre Eyer zu legen; ſie kommen aber zuweilen in ſo groſſer Menge zuſammen, daß ſie einander hindern; daher ſieht man unzähliche, die nur den Kopf aus dem Waſſer ſtecken, und warten, bis ihnen die erſten Platz machen.„

„Wenn

„Wenn die Indianer einen großen Haufen ſolcher Eyer geſammelt haben, waſchen ſie ſie, damit weder Sand noch Koth daran bleibe; werfen ſie in kleine Schiffe, worinnen Waſſer iſt; treten ſie mit Füſſen, ſo wie wir den Wein keltern; und laſſen ſie eine Zeitlang in der Sonne ſtehen; da ſich denn oben, auf der Oberfläche, ein dünner Saft zeiget, welcher das Oel iſt, das man davon zu ziehen pflegt. So wie die Hitze das Oel in die Höhe bringt, ſo nehmen es die Indianer mit dünnen Muſcheln ab, und ſchütten es in Keſſel, die über dem Feuer ſtehen. Daſelbſt wird es durch das Sieden gereiniget, und ſchöner, klärer, und feiner, als das Oliven-Oel.„

„Die Schildkröten machen mit vieler Mühe das Loch, wo ſie ihre Eyer hinein legen wollen; und bedecken es hernach ſorgfältig, ſo daß man es nicht erkennen kann. In dieſer Abſicht ebenen ſie den ganzen Platz ein, und machen ihn dem übrigen Erdreiche gleich, damit man keine von ihnen in dem Sande zurückgelaſſenen Spu-

ren bemerken möge. Ihre Vorſicht aber iſt vergeblich, weil der Sand locker bleibt, und unter den Füßen der Vorübergehenden nachgiebt, und auf ſolche Art die ganze Brut entdecket.„

„Wenn die jungen Schildkröten aus ihren Eyern gekrochen ſind, warten ſie bis zur Nachtzeit, um ihre Löcher zu verlaſſen, und in den Fluß zu kriechen. Sie nehmen allezeit den kürzeſten Weg, und verfehlen ihn niemals. Ich habe ſie zuweilen in einem bedeckten Korbe auf eine große Weite von dem Fluſſe weggetragen, und habe ſie laſſen allerhand Irrwege nehmen; ſie ſind aber allemal nach dem Fluſſe zu gekrochen, ohne ſich zu verirren. Nichts hat mich mehr verwundert, als die Menge Eyer, welche die Schildkröten in ihrem Leibe haben: denn außer denen, welche ſie in demſelben Jahre legen, haben ſie noch viel mehrere, die an Größe verſchiedentlich ſind; die kleineſten ſind wie Hirſekörner. Man ſieht hieraus, daß dieſe Thiere den Saamen zu allen denen Schildkröten, die auf eine lange Reihe Jahre ſollen ausgehecket werden, in ſich ſelbſt haben.„

Der

Der Pater Mugilla, deſſen eigene Worte ich bisher angeführet habe, hätte ſeiner Beſchreibung noch hinzufügen können, was der Zufall mir, in Anſehung gewiſſer Ameiſen an dem Oronoko, entdecket hat. Wenn dieſe Thiere ſich an einen Ort begeben wollen, wo der Weg durch einen Fluß unterbrochen wird, ſo wiſſen ſie ſich mit ihrem eigenen Leibe eine Brücke zu machen. Die erſte ſetzt ſich an den Rand des Waſſers auf ein kleines Stückgen Holz, das ſie mit ihren Zähnen feſt hält. Die zweyte hält ſich an die erſte, die dritte an die zweyte, die vierte an die dritte, und ſo ferner, bis die letzte an den Rand des andern Ufers kommt, wo ſie auch Mittel findet, ſich feſt zu halten: dieſe Kette dienet den übrigen allen zu einer Brücke.

Ich beſchließe dieſen Brief mit Erwähnung gewiſſer großen Ratten, die in den Hölzern von Guiana häufig angetroffen werden, und die ich anderwärts nie geſehen habe. Wenn dieſe Thiere auf ihre Nahrung ausgehen, ſo folgen ihnen die Jungen; aber bey dem geringſten Geräu-

ſche, das ſie erſchrecket, ſpringen dieſe auf den Rücken der Mutter, halten ſich an ihren Schwanz mit dem ihrigen, und werden auf dieſe Art bis in ihre Schlupflöcher getragen.

Ich bin, u. ſ. w.

St. Thomas in Guiana, den 10 January, 1751.

Ende des eilften Theiles.

Verzeichniß
der in dieſem Theile befindlichen Materien.

Der 122 Brief.
Die Inſel St. Domingo.

Dieſe Inſel hieß ſonſt Hayti: Columbus nennete ſie Hiſpaniola 3
Geſchichte des Chr. Columbus 4
Ob die Alten ſchon etwas von der neuen Welt gewußt haben? 5
Was Columbus Anlaß gegeben hat, die neue Welt zu entdecken 7
Er eröffnet ſeine Abſicht den Genueſern; ingleichen dem Portugieſ. Hofe 8
Er geht nach Spanien; und ſeine Vorſchläge finden daſelbſt endlich Gehör 9
Columbus wird Admiral; geht unter Segel: Mißvergnügen des Schifsvolkes 10
Seine Mittel es zu beſänftigen 12
Columbus entdecket eine Inſel: ſeine Belohnung 13

Er nennet die Inſel S. Salvador, und nimmt Beſitz davon 14
Der Wilden Verwunderung beym Anblicke dieſer Fremden 15
Columbus entdeckt mehrere Inſeln: nimmt Cuba in Beſitz; und endlich S. Domingo: Beſchreibung dieſer Inſel: wer die daſigen Caciquen ſind 16
Beſchreibung der Einwohner 17
Ihre Lebensart: ihre Gemüthsart 18
Ihre Tänze: woher das Wort Tabak komme: von dieſen Eiländern kommt die veneriſche Seuche her 19
Vielweiberey der Einwohner: Werth des Goldes unter ihnen 24
Regirungsform: die Prieſter ſind zugleich Aerzte: Religion der Einwohner 25
Sie halten viel auf Prophezeyungen: Schaden ihres Aberglaubens 27
Deſſen Urſprung 28

Der 123 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Der Haven S. Niclas: la Conception: überall fliehen die Indianer; man ſucht ſie zu beſänftigen 30

Sie

Sie geben den Spaniern Nachricht von ihrem Golde: Beſuch eines Caciquen bey dem Columbus. 31
Die Eiländer bringen den Spaniern viel Gold: erhalten dafür Kleinigkeiten zu Geſchenken 32
Die Spanier erbauen eine Schanze 33
Columbus reiſet nach Spanien: wird unterweges von einem heftigen Sturme überfallen; beſchreibt ſolchen in einem Briefe an den König 34
Er landet in Liſſabon an: ſeine Aufnahme in Spanien 35
Er bekommt den Titel als Unterkönig 37
Die von dem Papſte gemachte Theilung, die Gränzſcheidungslinie genennet 38
Die geänderte Gränzſcheidungslinie 39
Des Columbus zweyte Reiſe nach America 40
Er entdecket neue Inſeln: trifft die Colonie zu S. Domingo in dem traurigſten Zuſtande an 41
Columbus erbauet eine Stadt, Iſabelle genennet 42
Die Silberbergwerke von Cibao: Columbus entdecket Jamaica 43
Die Indianer empören ſich zu S. Domingo: die Spanier liefern ihnen eine

Schlacht, und machen ſich die ganze Inſel unterwürſig: Columbus legt ihr einen Tribut auf 44
Er geht nach Europa, um die wider ihn erhobenen fälſchlichen Anklagen abzulehnen 45
Er unternimmt eine dritte Reiſe nach America: entdeckt das feſte Land, nebſt der Inſel Trinidad, noch ehe Americus Veſputius dahin kommt 46
Er begiebt ſich wieder nach S. Domingo, wo ſein Bruder die Stadt gleiches Namens angelegt hatte: Liebesgeſchichte, die zu dieſer Erbauung Anlaß gegeben hat 47
Des Columbus Feinde in der neu errichteten Colonie 48
Dieſe gehen nach Spanien, und bringen Klagen wider ihn an 49
Der König von Spanien ſchickt einen Oberaufſeher nach S. Domingo, mit dem Titel als General-Gouverneur: deſſen Uebermuth 50
Der Mißvergnügten Beſchwerden wider Columbus 51
Columbus wird in Ketten und Banden geleget, und nach Spanien geſchicket 52

Die

Die Königinn ſucht ſeinen Schimpf zu vergüten, und verſpricht ihm Genugthuung 53
Seine Unterredung mit der Königinn 54
Er wird mit Ehren frey geſprochen: man ernennet einen neuen Statthalter für S. Domingo, in der Perſon des Ovando 56
Neuer Schimpf, welchen Ovando dem Columbus auf der Inſel erweiſet: edele Denkungsart des Columbus 57
Er warnet den Ovando, bey der Abreiſe der Flotte, vor einem ſchweren Ungewitter, welches dieſer nicht achtet: der bey dieſem Sturme verunglückte, berühmte Goldklumpen: wie ſolcher war entdecket worden 58
Untergang der Flotte, und des General-Gouverneurs 59
Columbus entdecket neue Länder: beklagt ſich ſchriftlich bey dem Könige v. Span. wegen des ihm geſchehenen Unrechts 60
Kehret nach Spanien zurück, wo er den Tod der Königinn erfährt 62
Columbus ſtirbt nach vielen gehabten Widerwärtigkeiten: der König läßt ihn prächtig begraben; und ein Grabmal errichten 63

Der

Der 124 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Der Spaniſche Hof mißbilliget die harten Drückungen der Statthalter auf der Inſe 65

Der Tod der Königinn begünſtiget des Ovando Grauſamkeiten: er befördert die völlige Sclaverey der Indianer: barbariſches Verfahren wider dieſe armen Leute 66

Die Spanier ſuchen ihre Herrſchaft auch durch Verrätherey zu befeſtigen: Beyſpiel davon an der Prinzeßinn Anacoana 69

Ferner brauchen ſie die Religion zum Vorwande ihrer Grauſamkeiten 71

Mehr als zwey Millionen Indianer wurden in S. Domingo vertilget 73

Eifer der Mißionnaire, dieſen Grauſamkeiten Einhalt zu thun, beſonders der Dominicaner: ihr Streit mit den Franciſcanern 74

Des Biſchofs de las Caſas rühmliche Beeiferung, und Reiſe nach Spanien 75

Sein Gegner reiſet auch dahin: ihre Klagen werden unterſucht 76

Die Einwohner von S. Domingo werden vol-

vollends vertilget: einige Geflüchtete nehmen das Chriſtenthum an 81
Die Stadt S. Domingo wird durch einen Sturmwind verwüſtet: Ovando erbauet ſie wieder auf einen andern Platz: ihre Beſchreibung 82
Ovando legt eine Feſtung an 83
Der Fluß Ozama 84
Erdbeben auf der Inſel: eine beſondere Krankheit der Spanier, Piſano genennt: in der Stadt S. Domingo wird ein Erzbißthum errichtet, und der Erzbiſchof iſt Primas von dem ganzen Spaniſchen Indien: ſeine Cleriſey 85
Schönheit der Klöſter, und Kirchen: in dieſer Stadt iſt auch eine königl. Audiencia: ihre militariſche Verfaſſung 86
Uebrige Städte der Inſel: Acker- und Tabaks-Bau: anſehnliche Viehzucht 87
Der Fluß Yaque führt Goldkörner: die Stadt la Conception de la Vega 88
Sie wird durch ein Erdbeben verwüſtet: Dürftigkeit des daraus entſtandenen Fleckens Vega, oder le Begue 89
Lebensart der Spanier auf der Inſel 90
Ihr! Character 91
Die Spanier beſitzen mehr als die Hälfte

der

der Inſel S. Domingo: viele Flüſſe daſelbſt führen Goldkörner: Sonderbares zweyer Seen 92
Schöne Anſicht der Küſten v. S. Domingo 94

Der 125 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Die Franzoſen errichten in dem nordlichen Theile der Inſel eine Colonie 95
Ihr Anfang beſtund aus Freybeutern, und Normännern 96
Beſchaffenheit der Boucaniers: Ceremonie des Eintauchens ins Meer 97
Ihre Religion: ihre Beynamen: ihre Kleidung 98
Ihre Jagd 99
Aus den vielerleyen Coloniſten iſt der Name der Avantüriers entſtanden: ſie wählen ſich ein Oberhaupt, Namens, le Vaſſeur 100
Seine ſtrenge Regirung: er wird als ihr Fürſt erkennet 101
Sein Tod: der Franz. Hof nimmt ſich dieſer Colonie an, und ſchickt den Hrn, Fontenai, als Statthalter dahin 102
Der Hr. v. Ogeron folgt ihm, und iſt als der

der wahre Stifter der Colonie anzuſehen: er läßt Weibsperſonen aus Frankreich kommen, um die Einwohner zu verheurathen: ihre Tapferkeit 103
Zunehmen der Colonie: was ſolches noch mehr befördert 104
Juſtizweſen in S. Domingo: geiſtliche Verfaſſung daſelbſt 105
Die daſige Colonie wird noch volkreicher: die Freybeuter gehen ein 106
Das Franz. Antheil von S. Domingo wird zu einem General-Gouvernement gemachet; der Statthalter, und der Intendant, wohnen zu Cap-Franc: ihre Gerichtsbarkeit 107
Beſchreibung von Cap-Francois, der herumgelegenen Gegend, und des Havens 108
Die Franz. Beſitzungen in S. Domingo ſind in Quartiere eingetheilet 109
Des Quartiers vom Cap vortrefliche Producte 110
Seine übrige Annehmlichkeit 111
Außer ſeiner Fruchtbarkeit hat er auch Mineralien, Zucker, Indigo, Tabak, Caffe: Beſchreibung der Stadt Leogane 112
Ihre Lage, Krankheiten, Juſtizverfaſſung 113
Sie legt dem Könige den Titel, als Fürſt

von Leogane, bey: wird ihr aber unterſaget: Vorſchlag einer aufzurichtenden Miliz 114
Sie könnte unter den jungen Creolen ausgehoben werden 115
Die Gegend von Leogane ſoll ehedem ein Fürſtenthum geweſen ſeyn 116
Die Ebene von Leogane iſt an Producten ſehr fruchtbar: man hält ſelbige für die beſten auf der ganzen Inſel 117
Noch andere Inſeln, welche S. Domingo umgeben: die vornehmſte darunter iſt, la Tortüe: ihre Beſchreibung 118
Character der Einwohner von S. Domingo: ſie ſind ſehr gaſtfrey 119
Ihre Gutthätigkeit gegen Verweyſete 121
Beſchaffenheit der Weiber: Fleiß der Einwohner: Menge der Zuckermühlen, und Siedereyen 122
Häufiges Bauholz auf der Inſel: Nutzbarkeit der Rinde des Strauches Mahot 123
Die daſigen Bergwerke: die Fiſche: Beſchreibung der daſigen Crocodille, Caimans genennt 124
Der Lamentin, ein anderes Seethier, von den Spaniern Manati genennet 125
Was die Seekuh ſey 126

Schön=

Schönheit der daſigen Seemuſcheln; der Vögel; der Papegeyen: die Landthiere: Hunde, die nicht bellen 127
Zahlreiche Heerden Vieh: es giebt kein giftiges Ungeziefer auf der Inſel: Geſundbrunnen: Clima 128
Tägliche zweyerleye Winde: Sonnenſtiche: Gewitter 129
Unbequemlichkeit der Fliegen, und Mücken 130
Anfang des Winters: häufiges Regenwetter 131
Die daher entſtehende große Feuchtigkeit: Anfang des Frühlings: ſehr heißer Sommer 132
Wie man es anfängt, um ein Stück Landes zu erlangen 133
Die dabey vorgeſchriebenen Bedingungen 134
Die hohen Landſtraßen: Holzpflanzungen 135

Der 126 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Beſchreibung der Zuckerſiedereyen, und des Zuckers 136
Was Zuckerrohr ſey: deſſen Pflanzung 137
Beſchreibung der Zuckermühlen: die Weiber der Schwarzen werden zu dieſer Arbeit genommen 139

Der ausgedrückte Saft des Zuckerrohres heißt Veſou: wie er geſotten wird 140
Die Formen, oder Gefäße des Zuckers: Zucker-Sirop: daraus wird der Rum gemachet 141
Aus dem Rum wird Puntſch gemachet: Farin: verſchiedene Benennungen des Zuckers 142
Zuckerkand: Raffinerien: wenige Koſten beym Zuckermachen 143
Beſchreibung der ſchwarzen Sclaven 144
Große Drangſale, die ſie ausſtehen müſſen 145
Beyſpiel eines unmenſchlichen Einwohners, Namens Chaperon: wie er mit ſeinen Sclaven umgegangen iſt 146
Die Franzoſen werden, als mitleidig, gerühmet 147
Vorſicht bey dem Einkaufe der Sclaven: die Schwarzen kommen aus Africa 148
Einträglicher Handel der Schwarzen: Claſſen dieſer Sclaven 149
Der Sorbonne in Frankr. vorgelegte Fragen, den Sclavenhandel betreffend 151
Nutzen der Schwarzen 152
Ob ſie zu Soldaten gebraucht werden ſollten? 153
Die Schwarzen ſehen die ihnen beſtimmte

Dienſt-

Dienſtbarkeit als etwas erſchreckliches an 155
Beym Einſchiffen werden ſie gefeſſelt: ihre große Liebe zu ihrem Vaterlande 156
Ihr Unterhalt auf den Schiffen: Zahl der jährlich Ankommenden: wie ſie ausgeſchiffet werden 157
Wie man mit ihnen verfähret, wenn ſie gekaufet ſind 158
Die älteſten Sclaven unterweiſen die Neuangekommenen 159
Sie werden zum Chriſtenthume bekehret, und getaufet: verſchiedene Meynungen der Mißionnaire dieſerhalben 160
Was die Mißionnaire mit den neuangekommenen Schwarzen vornehmen 161
Alle Einwohner, und Sclaven müſſen ſich zur R. Cathol. Religion bekennen: die Engländer ſind nicht ſo begierig, Neubekehrte zu machen 162
Religionsbegriffe der Schwarzen 163
Ihre Standhaftigkeit beym Sterben: ſie ſind ſehr abergläubig 164
Sie ſind verliebt: ihre Geiſteskräfte 165
Sie lieben das Stehlen 166
Ihre Liſt, und Kunſtgriffe 167

Der 127 Brief.

Fortſetzung von S. Domingo.

Gute Eigenſchaften der Schwarzen 168
Ihre ſtarke Neigung zu dem weiblichen Geſchlechte: kein Weiſſer darf ſich mit ihnen verehlichen 169
Die Weiber der Schwarzen werden von ihren Männern wenig geachtet 170
Der Schwarzen Weiber zeugen in den Colonien wenige Kinder 171
Die Schwarzen ſind erkenntlich 172
Wie ſie ſich verhalten, wenn Streit unter ihnen entſteht 173
Wenn ſie aufrühriſch werden: Klugheit dabey zu beobachten: was maronniren gehen heißt? 174
Um das Entlaufen zu verhüten, giebt man ihnen ein Stück Land anzubauen 175
Viele ziehen Feder= oder Rind=Vieh auf: manche erwerben ſich ein ziemliches jährl. Einkommen 176
Die Schwarzen werden geſtempelt 178
Wer einem entlaufenen Sclaven Schutz giebt, muß eine Geldſtrafe erlegen: die Anzahl der Schwarzen iſt gröſſer, als der übrigen Einwohner: Urſachen, warum man

man ſich vor ihrer Menge nicht zu fürchten hat 180
Sie werden unter ſcharfer Zucht gehalten: man muß für die Erhaltung ihrer Geſundheit ſorgen 181
Ihre Unreinlichkeit veranlaſſet ihnen eigene Krankheiten: die gewöhnlichſte entſteht von einem Ungeziefer, Chique genennt: Mittel dawider 182
Zwey andere, das Magenweh, u. die Pians 183
Nothwendigkeit ihrer Erhaltung 185
Sie haben Vorgeſetzte: Wahl dieſer Vorgeſetzten 186
Amt und Pflicht dieſer Vorgeſetzten 187
Die Schwarzen, welche als Bediente gebraucht werden, lieben mehr, Handwerke zu erlernen, oder Feldarbeit zu thun 188
Wie man ſie verſchiedentlich zu beſchäfftigen weiß 189
Ihre Lebensmittel und Kleider: wie ſie ſich über allzu harte Herren beklagen können: ihre Beköſtigung 190
Ihre Neigung für verrecktes Vieh: ihr Getränke 191
Ein Trank von der Caſſavenwurzel: die Schwarzen bitten einander zu Gaſte: ſie lieben das Tanzen: ihre Landestänze 192

Sie ſind Dichter, und Tonkünſtler 193
Sie ſingen bey ihrer Arbeit, und arbeiten nach dem Tacte 194
Ein bey ihnen ſehr beliebter Tanz, Calenda genennt 195
Ihre Wohnungen 196
Ihre Kleidung 197
Kleidung der Weiber 198
Die Sclaven beſitzen nichts eigenes: ſie können die Freyheit nicht erkaufen: wie ſie ſolche erlangen 199
Worinnen die Schönheit der Schwarzen beſteht: Neigung der Europäer für die ſchwarzen Weiber 200
Die Schwarzen glauben, nach dem Tode wieder in ihr Vaterland zu kommen 201
Daher nehmen ſie ſich leicht das Leben: Liſt eines Engländers, ſolches zu verhüten 202
Ein anderer dergl. luſtiger Einfall 204
Es giebt Schwarze, welche Gebrauch von Gifte zu machen wiſſen 205
Der Schwarzen Character iſt in ihrem Sclavenſtande ſchwer zu beſtimmen 207

Der 128 Brief.

Die Antilliſchen Inſeln.

Des Verfaſſers Beſchreibung ſeiner Reiſe nach den Antillen 209

Die

Die Inſel Portorico wurde von Columbus entdecket: Ponce de Leon legt daſelbſt eine Colonie an 210
Dieſe Eilånder waren nicht ſo leicht zu bezwingen 211
Ponce råchet ſich nachdrůcklich an ihnen: Beyſtand und Geſchichte ſeines Hundes Brezerillo 212
Gröſze der Inſel 213
Ihre Fruchtbarkeit: ihre Hauptſtadt S. Juan: ihr Haven: Gebåude der Stadt 214
Schwierigkeit auf den Spaniſchen Kůſten zu handeln 215
Was das heißt, nach der Pike handeln 217
Noch mehrere Beſchwerlichkeiten bey dem Handel mit den Spaniern 218
Beſchreibung einiger Inſeln, zwiſchen Portorico, und Guadeloupe 219
Die Dåniſche Inſel St. Thomas: ihre Handlung, Religion, Haven 220
Ihre Feſtung, und Stadt 221
Ihr Haven iſt allen Nationen offen: ihr Handel macht ſie reich 222
Der König von Dånemark hat den Wachsthum der Handlung ſehr befördert 223
Die Jungfern-Inſeln 224
Die gröſzte davon heißt, die dicke Jungfer 225

Die Inſeln, Anegada, Sombrera, S. Croix 226
Die Inſeln, Anguilla, St. Martin: letzterer ſonderbare Verwaltung 227
Die Inſeln, S. Bartholomäus, Saba: letzterer vorzüglicher Handel mit Schuhen 229
Die Inſeln, St. Euſtachius, S. Chriſtoph 230
Die auf letzterer angelegte Colonie iſt der Urſprung aller von den Franzoſ. u. Engländern auf den Antillen errichteten Colonien 231
Von hier ſind die Freybeuter, und Boucanierer, gekommen: es giebt daſelbſt häufige Orkane 232
Die Zeichen, woraus die Indianer dieſe Orkane vermuthen 233
Beſchreibung eines Orkans 234
Die Engländer in St. Chriſtoph wohnen in ihren Pflanzungen lieber, als in den Städten: die Feſtung Baſſe-Terre iſt der wichtigſte Platz im Lande: die Caraiben in St. Chriſtoph 236
Fruchtbarkeit dieſer Inſel: Schönheit des daſigen Frauenzimmers 237
Beſchaffenheit d. Einwohner: der Häuſer 238
Die Inſeln, Barbuda, Nevis 239
Nevis hat eine blühende Colonie gehabt: ihre Stadt, Charles-Town, und etliche Schan-

Schanzen: ihre Unglücksfälle haben ſie in einen traurigen Zuſtand verſetzet 240
Die Inſel Antigoa 241
Die Inſel Montſerrat 242
Die Inſeln, Deſirade, Marie-galante, und les Saints 243

Der 129 Brief.

Fortſetzung von den Antill. Inſeln.

Ein Canal, der ſalzige Fluß genennt, theilt die Inſel Guadeloupe 243
Hier findt man die wilden Schweine, Porcs marons genennt 244
Die Inſel Dominica, der Aufenthalt der Caraiben 245
Urſprung der Caraiben: ihre Geſtalt: ſie haben keinen Bart 246
Sie bemalen ſich: beſondere Form ihrer Stirne 247
Sie ſind ſchwachen Verſtandes 248
Ihre Neigung zur Rache: ihre Lebensart 250
Ihre liebſte Speiſe iſt Pimentade: ihre Art zu braten 251
Ihr Gewehr 252
Die Pfeile der Indianer ſind faſt allezeit vergiftet: wie die Caraiben die Papageyen fangen 253

Sie lieben den Brandewein 254
Wie man beym Handel mit ihnen rechnet 255
Ihre Schiffe ſind Boote: ſie ſind geſchickte Schwimmer: ihre Wohnungen 256
Ihr Hausrath 257
Ihre Kleidung: ihre Gleichgültigkeit gegen das weibl. Geſchlecht 258
Ihre Heurathen 259
Gebrauch der Männer, ſich in das Wochenbette zu legen: ihre Religion 260
Ihre Prieſter heißen Boyes: ſie ſind zugleich Aerzte 261
Der Mißionnaire Bemühung, ſie zum Chriſtenthume zu bekehren: ehemalige Hinderniſſe 262
Die Sprache der Caraiben 264
Ceremonie bey dem Tode eines Caraiben 265
Sein Begräbniß 266
Regirungsform der Caraiben: ſie haben Hauptleute: was ein Bouqueton ſey: ſie eſſen ihre Gefangenen 267
Ihre natürlichen guten Eigenſchaften: heutiges Tages ſind wenige von der Caraibiſchen Nation übrig 268
Am zahlreichſten ſind ſie in Dominica, und St. Vincent: Beſchreibung von Dominica: man findt daſelbſt eine Goldgrube 269

Die Caraiben haben zu ihrer Sicherheit kleine Wachhäuſer auf den Küſten: unter ihnen giebt es noch eine andere Nation von Schwarzen 270
Ihre Geſtalt: man nennet ſie die ſchwarzen Caraiben 271
Beſchreibung der Inſel S. Vincent 272
Vortreflicher Tabak von S. Vincent: Geſchichte der Inſel Martinique 273
Ihre Größe; Berge 274
Die Flüſſe in Martinique 275
Die Stadt S. Pierre 276
Die übrigen Plätze auf der Inſel 277
Die Verwaltung der geiſtlichen Sachen auf der Inſel: der daſ. Pfarrer Einkünfte 279
Die Regirung der Inſel: ihre Einwohner: Eigenſchaft der Weiber 280
Denkungsart der Männer: die daſigen Krankheiten 282
Große Bevölkerung von Martinique: guter Caffe 284
Wo der beſte Caffe, und Tabak wächſt: woher der Caffe gekommen iſt 285

Der 130 Brief.

Fortſetzung von den Antillen.

Die Inſel S. Lücie: der Franzoſen vermeyntes Recht an dieſer Inſel 287

Natür=

Natürliche Vortheile dieſer Inſel 296
Die Inſel Barbados 297
Ihr ehemaliger Ertrag: ſie kommt durch die angelegten Zuckerſiedereyen in Aufnehmen 298
Schönheit der Pflanzörter 299
Die Engländer vermehren der Inſel natürliche Befeſtigung 300
Die Hauptſtadt Bridge-Town: ihre Schönheit 301
Das vorzüglichſte iſt, das abgezogene Waſſer von Barbados, und die eingemachten Früchte: ingleichen der feine Zucker 303
Ihren großen Reichthum hat der Zuckerhandel veranlaſſet 304
Wie viel England dabey gewonnen hat: die Inſel unterhält zwey Agenten in London 305
Urſachen, warum die Ausfuhre itzt abnimt 306
Die Inſeln Tabago, und Granada: wie die Franzoſen Granada erlanget haben 308
Ein Felſen, die Ecke der Springer genennt: Empörung auf der Inſel 309
Weniger Vortheil von der Inſel 310
Grund und Boden iſt gut, es fehlt aber an Leuten: ihr Haven 311
Die vielen da herum liegenden kleinen Inſeln heißen Grenadilles 312

Die

Die wichtigſte darunter heißt, klein Martinique 313

Der 131 Brief.

Fortſetzung von den Antillen.

Producte, die allen Antilliſchen Inſeln gemein ſind 313
Der Tabak: deſſen drey Haupt-Sorten 314
Der Unterſchied des Tabaks kommt von der Zurichtung 316
Der Havana-Tabak: der Tabak von Verine wird für den beſten in der Welt gehalten: Anbau des Tabaks 317
Verſchiedene Arten den Tabak zu zubereiten 319
Urſprung des Namens 320
Anfänglich hat der Tabak Feinde, und Vertheidiger, gehabt: Beyſpiele davon 321
Der Wein geräth auf den Inſeln nicht ſo gut, wie in Europa 322
Der Muſcaten-Wein geräth wohl, und trägt jährlich zweymal: die Spanier haben den Anbau des Weines verboten 323
Gartengewächſe der Antillen: Obſt, und Blumen werden vernachläßiget: dicke Wälder 324
Was Lianes ſind: vielerleye Schlangen der Antillen 325

Die

Die vierfüßigen Thiere 326
Ratten, und Mäuſe ſind aus Europa dahin gekommen: Größe der Fröſche: von Fiſchen kann man nicht alle Gattungen eſſen: am häufigſten ſind die Tritris 327
Eine gewöhnliche Speiſe ſind die Krabben: man heißt ſie Ceriques, und Tourlouroux: ihre Beſchreibung 328
Die Krabben thun alle Jahre eine Reiſe in die See: Beſchreibung dieſes Zuges 329
Wie man ſie fängt 333
Wie man ſie zu eſſen zurichtet 334

Der 132 Brief.

Guiana.

Vortheilhafte Vorſtellung der Europäer von Guiana 335
Der Engl. Hof ſchickt den berühmten Raleigh dahin: Geſchichte dieſes Admirals 336
Er landet auf der Span. Inſel, la Trinité 338
Sucht d. Wilden auf ſeine Seite zu bringen 339
Kehrt nach England zurück: verliert durch der Königinn Tod eine mächtige Stütze: wird bey dem neuen Könige angeklagt, und verurtheilet 340
Geht wieder nach Guiana: ſeine Unternehmung iſt unglücklich: er verliert den

Kopf: auch die Franzoſen laſſen ſich Guiana blenden: ſie errichten daſelbſt eine proteſtant. Colonie 341
Ihr Schickſal 342
Es entſteht daſelbſt eine neue Franzöſiſche Handlungs-Geſellſchaft 343
Geſchichte dieſer Geſellſchaft 344
Noch eine andere Geſellſchaft: die Holländer errichten eine Colonie an dem Fluſſe Surinam 345
Beſchreibung dieſer Colonie 346
Guiana wird in zwey Theile getheilet, Cayenne, und Surinam: Geſchichte von Surinam 347
Was die Geſellſchaft von Surinam iſt: der Fluß Surinam: d. Fort v. Amſterdam 348
Beſchreibung des Fluſſes Surinam: Paramaribo, die Hauptſtadt 350
Beſchreibung dieſer Stadt 351
Surinam iſt ſehr ungeſund 352
Man rechnet dreyerley Einwohner 353
Die Schwarzen machen die meiſten aus 354
Ehrfurcht der Schwarzen für ihre Oberen: die Weiber der Schwarzen bringen ihre Kinder ſehr leicht zur Welt 355
Die geflüchteten Schwarzen machen ein fürchterliches Volk aus 356

Friedensvertrag, den man mit ihnen errichtet hat 357
Lebensart der in Surinam niedergelaſſenen Europäer 358
Die Lebensmittel ſind theuer 359
Lebensart eines Surinamer 360
Handlung in Surinam 361
Es giebt wenige Handwerksleute daſelbſt 362
Die von der Surinam. Geſellſchaft unterhaltenen Truppen 363
Juſtizweſen in Surinam: ihre Rechtstribunale 364
Geldſorten in Surinam 365
Gottesdienſt: Hoſpitäler 366
Einkünfte der Geſellſchaft: Handlungs-Abgaben: Kopfſteuer 367
Die übrigen Einnahmen: wie ſolche angewendet werden 368

Der 133 Brief.

Fortſetzung von Guiana.

Waſſerfälle auf den Flüſſen 370
Die Stadt Dorado: Abentheuerliche Beſchreibung davon 372
Die Spanier haben dieſes Mährgen geglaubet und verbreitet: auch die Engländer haben ſich verführen laſſen 377

Wie

Wie bey den Wilden die Anführer im Kriege gemachet, und geprüfet werden 378
Desgleichen die Aerzte 381
Eigenſchaften ihrer Landesſprache 382
Ihre Gebräuche: es giebt vieles Wildpret in dem Lande: ein Thier, Agoutis 383
Ein wohlſchmeckender Fiſch, Paka: eine Nation, Lang-Ohren genennt 384
Dieſe langen Ohren werden durch Kunſt, zur Zierde, gemachet 385
Die Oberhäupter der Wilden bekommen zuweilen von dem Franz. Hofe das Patent als Officiere, und einen Commandoſtab: ein Zufluchtsort wider die Mücken, Tocaye genennt: Plage der Mücken 386
Zweyerley Gattungen von Mücken, Mouſtiquen, und Maringouins: drey zahlreiche Nationen: der Palicours Gewohnheiten 387
Bey dieſem Volke gehen die Weiber völlig nackend 388
Eine Völkerſchaft unter ihnen, die man Indianer an den Küſten nennet 389
Was das heiße, den Fluß berauſchen: die Schanze von Ouy-a-Pok 390
Erzählung, wie dieſe Feſtung durch den letzten Krieg beſchädiget worden iſt 391

Beſchaffenheit der daſelbſt von den Jeſuiten errichteten Mißionen 394
Cayenne: was unter dieſem Namen zu verſtehen iſt: die Inſel Cayenne 395
Der Manglier iſt ein Strauch, wie Weiden 396
Die Luft in Cayenne: der daſige Handel 397
Menge von Tygern: die Regenmonate 398
Eine gewiſſe flůchtige Ameiſe: die Stadt Cayenne 399
Ueberfluß herrſchet ůberall daſelbſt 400
Auf- und Abnahme der Franz. Colonie von Cayenne 401

Der 134 Brief.

Fortſetzung von Guiana.

Die Franzoſen beſitzen an den Kůſten, Courou, und Sinamari: Errichtung von Courou durch die Neubekehrten 404
Vorzůge dieſes Theils von Guiana 405
Der Anbau der Lebensmittel in dieſer Colonie ſollte mehr befördert werden: unter den Producten hat der Manioc die erſte Stelle: deſſen Beſchreibung 406
Man machet entweder Mehl davon, oder einen Teig, Caſſave genennt 407
Bedenklichkeiten bey dieſer Speiſe: der Saft des Manioc iſt ein Gift 408

Be-

Beweiſe davon: Mittel dawider 409
Der Saft des Manioc, wenn er von den Creolen bearbeitet wird, verändert ſich in eine geſunde Brühe: ferner, in einen Saft, Cabiou genennt: in Kuchen, Cipipa; in Langou; und Matetė: wie der Gift davon gemacht wird 413
Der Saft von Roucou iſt ein Gegengift: die Wurzeln, Patates, und Ignames, wachſen auch in Guiana 414
Dieſe Wurzeln ißt man ſtatt Brodes: in Cayenne, und Guiana, wird wenig Getreide erbauet 415
Verſchiedenheit des erbaueten Hirſen 416
Die Bananas=Frucht: die Bananas=Feige 417
Der Bananas=Baum 418
Der Wilden ordentlich Getränke iſt Ouycoucou: deſſen Zurichtung 419
Der Maby ein anders gewöhnl. Getränke: Beſchreibung der Holländ. Wohnungen in Surinam 420
Der Anbau der Cacaobäume iſt ſehr einträglich 424
Triften und Weyden für das Vieh: Schiffe, und Piroguen für die Sclaven 425
Wie hoch ein Capital durch dieſe Pflanzörter genutzet werden kann: der Caffe iſt

einer der größten Reichthümer der Colonien in Guiana 426
Deſſen Anbau in Cayenne: wie der Caffebaum wächſt 427
Koſten, und Gebäude, zum Caffebaue 428
Die Holländer verkaufen keinen Caffe in America: beſondere Früchte in Surinam, als die Ananas, Mamis, u. d. 429
Vortreflichkeit der Melonen: der Calebaſſier, ein Baum: die Pflanze, Liane; ihr Gebrauch 430
Eine andere Art von Liane: ſie hat ein gutes Waſſer zu trinken bey ſich 431
Papageyen-Jagd 432
Wie man dieſe Thiere ißt 433

Der 135 Brief.

Fortſetzung von Guiana.

Unterſuchungen des Fluſſes Oronoko, von einem Spaniſchen Jeſuiten 434
Entdeckung des Oronoko: die Stadt St. Thomas v. Guiana 435
Viele Inſeln, die der Oronoko machet: Ab- und Zunehmen dieſes Fluſſes 436
Der Fluß Caroni ergießt ſich in den Oronoko: ungemeine Länge, Breite, und Tiefe des Oronoko: die Bewohner der

kleinen

kleinen Inſeln auf dem Oronoko heiſſen Gauraunier 437
Nutzbarkeit des Palmbaumes auf d. Inſeln 439
Die verſchiedenen Völker, die an dem Oronoko wohnen: die Caraiben 440
Die Salivas 441
Der Anzug, und Putz dieſer Völker 443
Sie haben einige Geſetze: inſonderheit wider den Ehebruch 444
Verhältniß zwiſchen den Vätern u. Kindern 445
Wie ſie ihre Töchter verheurathen. 446
Wunderliche Gebräuche dieſer Völker: Wahl beym Heurathen 448
Die Vielweiberey iſt bey ihnen erlaubet: gefährliche Kriege, die daraus entſtehen 449
Sie rechnen als eine Schande, wenn eine Frau Zwillinge zur Welt bringt 450
Ceremonie bey der Feldbeſtellung: ſonderbare Liebe der Mütter für ihre Töchter 451
Mühſeligkeit d. Weiber unter dieſ. Völkern 452
Gebräuche, wenn die Kinder krank werden, oder anſteckende Krankheiten einreißen 454
Wie die Beſchäfftigungen unter die Einwohner vertheilet werden: die Weiber ſchlagen den Ball: ſind ſehr geſchickt darinnen 455
Wie dieſe Völker ſchlafen: die Indianer

des Oronoko ſehen eine Mondsfinſterniß als ein großes Unglück an 457
Verſchiedenheit der Leichenbegängniſſe: Beyſpiel eines der feyerlichſten 459
Vorſicht der Mißionnaire, wenn ſie die Wilden bekehren wollen 462
Schwierigkeit, die vielerleyen Sprachen der Indianer zu erlernen 465
Meynung über den Urſprung dieſer Sprachen: der Indianer Geſchicklichkeit, Gift zu zubereiten: die Nation der Caverren thut ſich beſonders darinnen hervor 466
Ihr Gift heißt Curare: geſchwinde Wirkungen davon 467
Der Curare wird aus einer Wurzel gezogen: wie ſie wächſt 468
Tödliche Zubereitung dieſes Giftes: man nimmt alte Weiber dazu 469
Wie dieſer Gift probiret wird 470
Beyſpiel eines Baumes der Inſel Macaſſar, welcher giftige Ausdünſtungen hat 471
Gift von einer Art von Ameiſen 472
Wie er zubereitet wird: wie die Indianer ſich ſeiner bedienen 473
Gift von einer beſondern Art Schlangen 474

Eine

Eine noch außerordentliche Schlange, Buio genennt: ihr Hauch vergiftet: Mittel dawider 475
Eine andere Landesplage iſt eine Fliege, Moskite genennt: ingleichen die Fledermäuſe: ſie nähren ſich von Menſchenblute 476
Eine andere Plage ſind die Affen: was ſie für Schaden thun 478
Eine Art kleiner Hunde, die einen vergifteten Wind von ſich laſſen 479
Ein anderes außerordentliches Thier iſt der Cuſicuſi, eine Art von Katze: ingleichen der Ante, das große Thier genennt 480
Große Menge Schildkröten in dem Oronoko: Vertrieb damit: wie ſie ihre Eyer ausbrüten 481
Gewicht der großen Schildkröten: Anzahl ihrer Eyer 482
Die Indianer ziehen ein gutes Oel aus den Eyern 483
Sonderbare Art gewiſſer Ameiſen über einen Fluß zu kommen: eine Art großer Ratten, in den Hölzern von Guiana 485

Druckfehler.

Man leſe:

Seite	4.	Zeile	2	klein Spanien,
⸗	6.	⸗	27	als wir,
⸗	16.	⸗	17	ſie gäbe
⸗	17.	⸗	14	Leibe.
⸗	20.	⸗	29	ckig
⸗	21.	⸗	1	Inſel
⸗	⸗	⸗	2	hartnäckig anhaltende,
⸗	⸗	⸗	4	derer
⸗	⸗	⸗	11	Welt, zuzuſchreiben
⸗	23	⸗	11	vernichtete, und
⸗	26	⸗	26	unſer Augenmerk
⸗	27	⸗	3	haben betrügen
⸗	29	⸗	20	Ich bin, u. ſ. w.
⸗	34	⸗	9	zu ſeyn
⸗	35	⸗	15	Columbus
⸗	78	⸗	28	Waren ſie
⸗	82	⸗	7	die
⸗	94	⸗	21	Ich bin, u. ſ. w.
⸗	103	⸗	12	verheurathen.
⸗	130	⸗	27	einen nöthigen,
⸗	140	⸗	15	er unter
⸗	143	⸗	14	Vollkommenheit erlangt:
⸗	145	⸗	13	grauſameres
⸗	166	⸗	10	Vorfällen bringt
⸗	279	⸗	21	möchten.
⸗	384	⸗	18	darüber
⸗	⸗	⸗	⸗	gelegene Feſtung,
⸗	351	⸗	15	Waffenplatzes ein,
⸗	358	⸗	27	denen
⸗	379	⸗	14	Man
⸗	391	⸗	16	Duy⸗a⸗Pok.
⸗	398	⸗	17	Tyger
⸗	423	⸗	16	zu den
⸗	454	⸗	2	allem
⸗	459	⸗	22	Das
⸗	⸗	⸗	23	eines von
⸗	479	⸗	20	er ihn

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph <<de>>, / Wichmann, Christian August, / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 11

Leipzig (1773)

It.coll. 215 h-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465875-7
VD18 80353789-001